
Geschichte
der
Revolutionszeit
von
Heinrich von Sybel.
7. Band
UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01928452 0







Geschichte

der

Revolutionszeit

1789–1800

von

Heinrich von Sybel.

Wohlfeile Ausgabe.

Siebenter Band.



Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Vierzehntes Buch.

Mailand und Mantua.

Seite

Fünfzehntes Buch.

Leoben.

Vierzehntes Buch.

Mailand und Mantua.



Erstes Kapitel.

Absichten der Koalition.

Das französische Direktorium stand nach den preußischen, norddeutschen und spanischen Friedensverträgen von 1795 der großen Tripelallianz gegenüber, in welche Oesterreich, Rußland und England ihre besonderen Bündnisse am 28. September 1795 zusammengefaßt hatten, und an die sich die Mitwirkung der Mehrzahl der deutschen Reichsstände, Sardiniens, Neapels, Portugals anlehnte.

Die Urkunde des 28. September hatte leider für die innere Befestigung und die äußere Wirksamkeit der Koalition wenig ausgetragen[1]). Wie immer bei solchen Verhältnissen deckten sich die Interessen der drei verbündeten Mächte keineswegs, sondern berührten sich in einigen Punkten und gingen in anderen auseinander: wie immer band sich jeder Teilnehmer an die Vertragspflichten genau, soweit er sein besonderes Interesse dadurch gefördert sah, und warf den Genossen, wenn sie in dem gleichen Sinne verfuhren, Selbstsucht und Unzuverlässigkeit vor. In allen drei Reichen war das Land erfüllt von dem Geräusche der Kriegsrüstungen, aber die allgemeine Auffassung der Aufgabe war bei den drei Höfen eine grundverschiedene. Am eifrigsten predigte Kaiserin Katharina den rastlosen, unversöhnlichen Krieg gegen die Pariser Jakobiner, nur mit dem stillen Vor-

---

[1]) Für die folgenden Erörterungen ist die Korrespondenz Thuguts mit Graf Cobenzl in Petersburg sowie jene Lord Grenvilles mit Sir Morton Eden in Wien als Quelle benutzt.

behalte, daß er allein von ihren Bundesgenossen geführt werde und ihr damit die Hand zur Ausführung ihrer großen orientalischen Entwürfe frei mache. Umgekehrt hatte das englische Ministerium aus hundert Gründen die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden, den es für sich allein vielleicht auf vorteilhafte Bedingungen hätte erlangen können, war aber fest entschlossen, in dem Kampfe auszuhalten, solange sich eine Möglichkeit zeige, ein befriedigendes Gleichgewicht der Macht für ganz Europa herzustellen. In Wien endlich empfand Thugut die Lasten und Gefahren des Krieges täglich schwerer, war zum Frieden höchst bereit, sobald derselbe einen anständigen Gewinn für Oesterreich liefern würde, hielt es aber einstweilen noch für aussichtsreicher, durch fernere Anstrengungen die Hülfe Londons und Petersburgs zu sichern, als es sofort auf eine Friedensunterhandlung mit Paris zu wagen.

Im Spätherbst 1795, wie wir wissen, hatte sich das Waffenglück auf dem deutschen und dem italienischen Kriegstheater ungefähr die Wage gehalten. In Deutschland hatten Clerfait und Wurmser nach schweren Bedrängnissen bei Frankfurt, Mainz und Mannheim gesiegt und einen großen Teil der Pfalz auf dem linken Rheinufer wieder besetzt. In Italien waren die Austrosarden bei Loano geschlagen worden und infolgedessen ein Teil des Apennin, entlang der genuesischen Riviera, in die Hände der Franzosen gefallen. Hier im Süden war nach dem Schlachttage infolge der beiderseitigen Erschöpfung thatsächliche Waffenruhe eingetreten; dort am Rhein setzten sich zwischen Clerfait und Jourdan, zwischen Wurmser und Pichegru eine Reihe kleiner Kämpfe während des November und Dezember fort. Unter solchen Verhältnissen hatten die Mächte die Aufgabe des nächsten Feldzugs und die Mittel zu deren Verwirklichung zu beraten.

Es war die englische Regierung, welche, allerdings sehr verdrießlichen Mutes, diese Verhandlung begann. Schon seit dem Abzuge der Oesterreicher aus Belgien hatte sie Zweifel an dem ernsten Kriegseifer Thuguts gehabt, sich

dann auf dessen eifrige Zusicherungen noch einmal zu reichen Subsidien entschlossen, jetzt aber nach der völligen Unthätigkeit der österreichischen Heere während des Sommers 1795 im Grunde jede Hoffnung aufgegeben. Als Ende September die Franzosen den Rhein überschritten und Clerfait anfangs hastig vor ihnen zurückwich, schrieb Lord Grenville an den englischen Gesandten in Wien, es sei jetzt deutlich, daß alle Versprechungen Oesterreichs auf kräftiges militärisches Handeln trügerisch gewesen. Sir Morton Eden empfing also den Befehl, gemeinsam mit einem ihm zur Unterstützung geschickten Diplomaten, Herrn Jackson, die Frage zur Entscheidung zu bringen. Oesterreich solle sagen, was es in Wahrheit wolle, dann aber auch mit Ernst und Aufrichtigkeit danach handeln. Möge es erklären, welche Friedensbedingungen ihm wünschenswert erscheinen, England werde offen und unparteiisch dafür wirken und selbst für diesen Zweck eigene Opfer nicht scheuen. Wir haben, sagte Lord Grenville, die Ueberzeugung, daß von Oesterreich eine ernstliche Anstrengung nicht mehr zu erwarten ist; jedoch liegt alles daran, dies noch dem Feinde verborgen zu halten und also die künftigen Operationen eifrigst vorzubereiten. Und, schloß er, möge Thugut uns nicht weiter mit Geldforderungen behelligen; dergleichen ist nach Oesterreichs Verhalten in diesem Feldzuge völlig außer Frage.

Ganz so schlimm, wie es Grenville hier vermutete, stand es nun damals in Wien freilich nicht. Thugut hatte dem Rheinheere keine große Bewegung verstattet, solange Preußen den polnischen Teilungsvertrag nicht angenommen hatte: eben jetzt aber, am 19. Oktober 1795, wurde die Vereinbarung darüber in Petersburg geschlossen und nur noch eine spezielle Grenzberichtigung durch eine gemischte Kommission vorbehalten. So für den Augenblick über Preußen beruhigt, war Thugut wieder zu kriegerischem Vorgehen gegen Frankreich bereit. Aber sobald Sir Morton Eden auf die Spezialverhandlung eintrat, erschienen die Schwierigkeiten. Thugut erklärte, daß der Kaiser vor dem Empfange englischer Geldhülfe seine Truppen nicht in Bewegung setzen

könne; Eden mußte erwidern, daß nach den bisherigen Erfahrungen England erst nach dem Beginne der Operationen Geld geben würde. Auf die Erkundigung, welche Bedingungen Oesterreich zum Friedensschlusse begehre, lehnte Thugut jede Antwort ab, weil dies von dem Ausgang des nächsten Feldzugs abhängen müßte. Eden hatte nun ganz besonders die alte belgische Frage vorzulegen, die Frage, ob Oesterreich nach Englands Wunsche die Wiedererlangung Belgiens anstreben oder anderwärts eine Entschädigung für die unliebsamen Provinzen fordern wollte: und die Auskunft hielt sich auch hier ziemlich unbestimmt, indem Thugut erörterte, daß der Kaiser höchstens in dem Falle sich mit Belgien wieder belasten würde, wenn man ihm den Besitz durch eine Reihe französischer Festungen im Süden sowie durch die Annexion von Lüttich und Nordbrabant stärke. Ueberhaupt aber, sagte der Minister, ist es müßig, die Frage zu besprechen: dank den preußischen Umtrieben werden wir den Friedensschluß des Deutschen Reiches nicht lange mehr verhindern können; dann ist es vorbei mit jedem Angriff auf Belgien, und der Kaiser wird seine Hauptmacht nach Italien werfen, um von dort aus den französischen Süden zu bedrohen[1]).

Gleich nachher folgten indessen Clerfaits und Wurmsers glänzende Siege, und von einem ohne Oesterreichs Zustimmung abzuschließenden Reichsfrieden war seitdem keine Rede mehr. Thugut räumte dies den Engländern bereitwillig ein, blieb aber dabei, daß weitere Kämpfe auf der deutschen Seite aussichtslos seien; höchstens lasse sich vom Breisgau her ein Stoß auf den Elsaß führen; aber das Hauptgewicht des Krieges müsse auf Italien gelegt werden, und für dies alles wolle der Kaiser 200 000 Mann aufstellen, wenn England sich zu erheblicher Geldhülfe verpflichte. Als Eden dies gemäß seinen Weisungen ablehnte, rief Thugut: damit beginnt eine neue Ordnung der Dinge, dann bleibt uns nichts übrig als eine beschränkte Kriegführung lediglich zum

[1]) Eden an Grenville 10. Oktober.

Zwecke eines raschen und ehrenvollen Friedens. Welche Bedingung er als ehrenvoll erachte, vermochten die Engländer dieses Mal so wenig wie früher zu erfahren. Er könnte, äußerte Thugut, darüber nichts sagen, bis man sich mit dem russischen Hofe verständigt habe; Belgien werde der Kaiser nicht an Frankreich abtreten, aber auch nicht ohne jene Vergrößerung wiedernehmen[1]).

So viel war aus diesen Aeußerungen zu schließen, daß England starke Zahlungen machen mußte, wenn Thugut sich dem Reichsfrieden, d. h. unter den damaligen Umständen der Abtretung des linken Rheinufers, noch länger widersetzen sollte, daß jetzt wie früher Belgiens Verlust den österreichischen Minister sehr gleichgültig ließ, und daß in jedem Falle die Neigung seines Herzens auf Verwendung seiner Hauptmacht in Italien ging. Für uns ist diese Tendenz begreiflich genug. Der russische Vertrag vom 3. Januar eröffnete Thugut die Aussicht auf die Erwerbung Venetiens, freilich nur als Ergebnis eines türkischen Krieges, den Thugut erst nach dem Abschluß des französischen zu führen dachte: es ist aber deutlich, wie wünschenswert bei einer solchen Aussicht es für Oesterreich war, im Augenblick des Friedens mit Frankreich auf italienischem Boden möglichst stark gerüstet dazustehen.

Die Frage war nur, ob sich die Verpflanzung der österreichischen Hauptmacht vom Rheine nach Italien bei England durchsetzen ließ. Blieb nach dessen Meinung die große Armee am Rheine, so begehrte Thugut ein für alle Male bessere Entschädigung, als sie Lord Grenville in dem vergrößerten Belgien anbot. Ehe er also weiter sich mit England einließ, wandte er sich aufs neue an die vertrauteste Bundesgenossin, an die große Monarchin, die seit dem 3. Januar 1795 der Hort und die Erquickung Oesterreichs geworden war. Allerdings war, wie alle menschlichen Dinge, auch dieses schöne Verhältnis nicht völlig frei von kleinen Trübungen. Noch in den letzten Wochen hatte Katharina

[1]) Edens und Jacksons Depeschen 1. Nov., 10. Nov.

Thuguts Kummer erregt, durch die erneuerte Aufforderung, Ludwig XVIII. als König anzuerkennen, während Thugut die bourbonischen Prinzen verachtete und um keinen Preis durch einen solchen Schritt den Krieg mit der Republik unversöhnlich machen wollte. Dann hatte die Kaiserin sogar die Absicht angekündigt, außer einem russischen Hülfscorps durch ihren Einfluß in Berlin auch noch ein preußisches an den Rhein zu bringen, worauf Thugut höchst entrüstet ausrief, mit Preußen möge er gar nichts mehr zu schaffen haben, und wenn er die Russen nur in Verbindung mit den Preußen haben könne, wolle er lieber auch auf die Russen ganz verzichten. Jedoch diese kleinen Mißhelligkeiten waren wenig gefährlich, da hinsichtlich Ludwigs XVIII. sich England auf Thuguts Seite stellte und das Unglück preußischer Hülfe durch die Friedensliebe des Berliner Hofes dem Kaiser in jedem Falle erspart blieb. Die Hauptsache wurde also nicht geändert, Rußland war nach wie vor der vertrauteste Bundesgenosse Oesterreichs, und so beauftragte Thugut am 23. November den Grafen Cobenzl, den Ministern in Petersburg des Kaisers Anschauungen über den kommenden Feldzug zu eröffnen.

Das erste war auch hier die Erklärung, daß die Fortsetzung des Krieges auf der deutschen Seite mit den bisherigen Mitteln nur Unheil erwarten lasse. Wenn England nicht Geld zur Besoldung möglichst vieler Reichstruppen gebe, Rußland nicht Preußens Böswilligkeit kräftig im Zaume halte, beide Mächte nicht den Reichstag zu energischer Kriegführung bestimmten: so bleibe nichts übrig, als den Kampf auf dieser Seite durch Frieden oder Neutralität oder langen Waffenstillstand des Deutschen Reiches zu beendigen und die Masse der österreichischen Streitkräfte nach Italien zu senden.

Jedenfalls aber müsse der Kaiser bei der Fortsetzung des Krieges eine Möglichkeit des Erfolges sehen und zugleich auch Aussicht auf ansehnlichen Landgewinn haben. Thugut erwähnte dann, was er den Engländern über die etwaige Vergrößerung Belgiens gesagt, machte hier aber kein Ge=

heimnis daraus, daß dem Kaiser die Zeit gekommen scheine, endlich den alten bayerischen Tauschplan zu verwirklichen, daß er also wünsche, Rußland möge denselben in London beantragen, da Oesterreich dort mehrmals seinen Verzicht auf Bayern erklärt habe, sein Zartgefühl also verletzt werde, wenn es den Vorschlag selbst den Engländern mitteilen müsse. Uebrigens würden hiermit seine gerechten Ansprüche keineswegs befriedigt sein. Wenn man Ludwig XVIII. nach Paris zurückbringe, müsse Oesterreich den Elsaß und Lothringen erhalten; wenn der Sieg nicht ganz so gründlich ausfalle, werde man ihm wenigstens den Elsaß nicht verweigern wollen.

Thugut also begehrte für die Fortsetzung des rheinischen Krieges englisches Geld, deutsche Truppen, russische Unterstützung und sodann die Zusicherung stattlicher Erwerbungen, Bayerns, des Elsasses, wenn möglich Lothringens. Würde ihm diese Reihe von Bedingungen nicht gewährleistet, so müßte der Kaiser das Deutsche Reich sich selbst überlassen und seine Macht für Kämpfe in Italien verwenden. Er bezeichnete diese Erörterungen als vorläufiges Material für vertrauliche Besprechungen mit den russischen Ministern; sie enthielten ohne Zweifel nicht sein letztes Wort, sondern seine erste Preisforderung, über deren Einzelheiten weiter zu reden sein würde. Unverkennbar aber ist auch bei dieser Auffassung der Standpunkt, auf welchem Thugut die Verhandlung überhaupt eröffnete. Der Kaiser erscheint dem Reiche, dessen Oberhaupt er dem Namen nach damals noch ist, thatsächlich fremd. Er will sich der Beschützung desselben weiter unterziehen, wenn England und Rußland es wünschen, ihm dabei helfen, ihn dafür belohnen. Das Reich überhaupt wird hier genau so angesehen wie Belgien seit dem Mai 1794, über welches, wie wir sahen, Thugut fort und fort erklärte, der Besitz desselben sei dem Kaiser eine Last, mit der er sich nur aus Gefälligkeit für die Seemächte und gegen deren Subsidien befassen könne. Es war in beiden Fällen der Standpunkt der souveränen österreichischen Monarchie, welche dem Heiligen Römischen Reiche deutscher Na-

tion genau so weit Unterstützung gab, als dies im eigenen Interesse lag, im übrigen aber für jedes reichspatriotische Opfer bare Bezahlung forderte.

Es gelang dem Grafen Cobenzl jedoch nicht, von den russischen Ministern eine völlig befriedigende Antwort zu erlangen. Markow führte ihm aus, daß ein zuverlässiger Frieden mit der revolutionären Regierung nicht möglich sei; das Direktorium könne sich ohne Krieg in Frankreich selbst nicht halten, würde also immer Krieg führen; demnach könne Katharina es nur auf das lebhafteste bedauern, wenn Oesterreich jetzt auf zweifellos schlimme Bedingungen einen unhaltbaren Frieden versuche. So richtig diese Bemerkung war, so wenig zeigte sich Rußland geneigt, selbst etwas für die Fortsetzung des Krieges zu thun. Markow stellte natürlich nicht in Abrede, daß Rußland die Sendung eines Hülfscorps verheißen habe, stets aber erst für die Zeit nach vollständiger Bereinigung der polnischen Sache, und diese sei unvollendet, solange die gemischte Kommission mit der Grenzregulierung nicht fertig sei und demnach ein Bruch, ja ein Krieg mit Preußen noch innerhalb des Kreises der Möglichkeiten liege. Dagegen war nicht viel zu sagen, zumal, wie wir bald sehen werden, Thugut die preußische Grenzregulierung mit gleich besorgtem Argwohn wie Markow betrachtete. Um so erfreulicher war es, daß Markow sich mit allen Annexionsgedanken Thuguts völlig einverstanden erklärte; nur warnte er, sie vorzeitig in London zur Sprache zu bringen. „Wir werden entzückt sein," sagte der Minister, „wenn ihr Bayern und halb Frankreich euch aneignen könnt. Aber es wäre nicht klug, schon jetzt davon zu reden. Clerfait hat die Franzosen nur abgewiesen und nicht bezwungen; macht es wie wir: beginnt damit, zu nehmen, was ihr fassen könnt, und sagt dann hinterher, was ihr davon behalten wollt. England wird es euch nicht entreißen; Preußen zwingen wir zur Ruhe. Aber wenn ihr schon jetzt von Bayern redet, so werdet ihr keine andere Wirkung erreichen, als Englands Eifer abzukühlen" [1]).

[1]) Cobenzl an Thugut 16. Dezember.

Rußland blieb ebenso wie England fest in der Forderung, daß Oesterreich den Rheinkrieg weiter fortsetze. Dafür verhieß es freilich keine russische Armee zur Unterstützung der Oesterreicher, wohl aber die Genehmigung und Beschützung jeder Eroberung, welche Oesterreich mit eigener Kraft zu machen im stande sei. Zugleich zeigte sich die günstigste Rückwirkung von Clerfaits Siegen auf die Stimmung der englischen Minister. Am 22. Dezember gab Lord Grenville dem Ritter Eden die Nachricht, daß England, um seinem Bundesgenossen eine kräftige Waffenhülfe zu verschaffen, den Russen für die Stellung eines Hülfscorps von 55 000 Mann eine jährliche Subsidie von einer Million Pfund angeboten habe; es sei leider wegen des ungünstigen Standes des Londoner Geldmarktes nicht möglich, schon jetzt eine bestimmte Zusage über das von Oesterreich verlangte Anlehen von drei Millionen Pfund zu geben; jedoch hoffe man in sechs oder acht Wochen zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, namentlich, wenn Oesterreich die Anleihe auf irgend einem deutschen Platze unter britischer Garantie vereinbaren wolle; jedoch müsse England jeden Gedanken zurückweisen, nach welchem die Hauptoperationen auf die italienische Seite zu verlegen seien; es müsse im Gegenteil große Offensivbewegungen am Rheine für die unerläßliche Bedingung aller englischen Geldhülfe erklären. Uebrigens halte man es in London mit Rücksicht auf die Friedenssehnsucht des französischen Volkes für vorteilhaft, im Beginne des Frühlings eine öffentliche Erklärung der verbündeten Mächte zu erlassen, daß sie jeden Tag zum Frieden bereit seien. Sollte das Direktorium hierauf eintreten, so würde England mit der Erfüllung von drei Bedingungen zufrieden gestellt sein, Amnestie für die französischen Royalisten, einer angemessenen Entschädigung für die Kriegskosten, Rückgabe Belgiens an Oesterreich unter der von Thugut geforderten Grenzerweiterung.

Wie man sieht, enthielten diese Vorschläge nicht ganz und gar die Dinge, welche Thugut in erster Linie gewünscht hätte. Aber sie enthielten wenigstens ein großes Wort,

die Garantie der Anleihe von drei Millionen Pfund, ohne welche, wie Thugut dem Gesandten erklärte, Oesterreich überhaupt seine kriegerische Thätigkeit nicht über den April hinaus fortsetzen könnte. Sie bewiesen ferner die Fülle der englischen Hülfsquellen durch das Anerbieten der russischen Subsidie, also die finanzielle Möglichkeit, für Oesterreich noch mehr als jene Anlehensgarantie zu erhalten. Und so wenig man zu der Wiedererwerbung Belgiens geneigt war, so war die englische Zusage einer Erweiterung desselben immerhin ganz unverächtlich, da sie Oesterreich einen Titel zu sonstigen Forderungen gab, wenn sie gegen die Franzosen nicht durchgesetzt werden konnte — gelang es aber, die Franzosen bis zu einer solchen Nachgiebigkeit zu demütigen, so brauchte das siegesstolze Oesterreich dann überhaupt bei seinen bayerischen und Elsasser Wünschen auf keinen Widerspruch von keiner Seite Rücksicht zu nehmen.

Unter diesen Umständen war Thugut nicht länger zweifelhaft über seinen Entschluß. Blieb er einstweilen fest im deutschen Kriege, so bot ihm England Geld und belgische Grenzlande, Rußland wollte die Annexion Bayerns, des Elsasses, Lothringens unterstützen; im Hintergrunde stand nach erlangtem französischen Frieden die Erwerbung Veneziens und Bosniens mit russischer Hülfe. Was war im entgegengesetzten Falle von Frankreich zu erwarten? Eben jetzt erschien ein geheimer Agent des Namens Poterat in Wien, um die alten Vorschläge zu erneuern, die Bewilligung Bayerns an Oesterreich gegen Ueberlassung Belgiens und des linken Rheinufers an Frankreich. Es war kein Gedanke daran, daß er mit so dürftigem Angebote gehört worden wäre. Auch er redete einmal von türkischen Provinzen; da aber Frankreich damals nicht den geringsten Einfluß im Oriente besaß, so antwortete Thugut höchst unbefangen: wollte ich dergleichen erwerben, so müßte ich mich doppelt eifrig an meine großen Alliierten halten. Poterat wurde ohne Aufenthalt aus Oesterreich hinweggewiesen.

So trat denn Thugut in die Erörterung der englischen Anträge ein. Er that es mit um so größerer Wärme, als

ein widriger Zwischenfall am Rheine soeben wieder das englische Mißtrauen gegen die ernste Kriegsbereitschaft Oesterreichs neu belebte: mitten in ihrem Siegeslaufe hatten die kaiserlichen Generale Ende Dezember durch den Abschluß eines Waffenstillstandes den jämmerlich zerrütteten französischen Heeren die Möglichkeit zu ihrer Herstellung und Verstärkung bewilligt, zuerst ohne höhere Vollmacht für seine Abteilung General Kray, von Clerfaits Armee, dann auf diese Nachricht Feldmarschall Wurmser für das ganze Heer vom Oberrhein, so daß Clerfait trotz nachdrücklicher Verwahrung nicht umhin gekonnt, sich anzuschließen[1]). Die Sache machte begreiflicherweise den übelsten Eindruck auf allen Seiten. Eden und Jackson stellten die österreichischen Minister lebhaft zur Rede; in London war die Unruhe groß, ob Oesterreich wieder in die Unthätigkeit des Sommers zurückfallen wolle[2]), und Thugut beeilte sich, durch möglichst bündige Eröffnungen den Argwohn zu zerstreuen, der ihm die unentbehrlichen englischen Goldquellen zu verschließen drohte. Er erklärte den beiden Engländern die völlige Unbeteiligung des Kaisers an dem unglücklichen Stillstande und den festen Entschluß desselben, den Krieg mit höchster Anstrengung fortzusetzen, wenn man ihm nur die dazu erforderlichen Mittel verschaffe. Einzig im Falle des zwingenden Geldmangels werde der Kaiser die Operationen auf Italien beschränken; seinerseits habe er den lebhaften Wunsch, in der Gegend von Landau und Saarlouis die Offensive gegen die französischen Gebiete selbst zu ergreifen. Leider habe er nur noch schwache Hoffnung auf das Erscheinen eines russischen Hülfscorps und glaube also, England werde besser thun, das Geld, welches Grenville zu diesem Behufe den Russen angeboten, nach Wien zu senden, wo man damit etwa 11 000 Mann deutscher Reichstruppen in Sold nehmen werde. Geschehe nun aber das eine oder das andere, erhalte man russische Hülfstrup-

[1]) Vivenot, Thugut, Clerfait, Wurmser S. 414 ff. Eden an Grenville 4. Januar 1796.

[2]) Noch am 29. Januar schreibt Grenville darüber höchst besorgt an Eden.

pen oder deutsche Söldner, in jedem dieser Fälle sei Oesterreich, stets unter Voraussetzung des englischen Anlehens von drei Millionen, fest entschlossen, den Krieg bis auf das Messer (à outrance) zu führen, am Rheine die bisherige Truppenzahl zu unterhalten, seine italienischen Heeresteile auf 50 000 Mann zu verstärken. Sollten die Russen ebenso wie die Geldmittel zur Besoldung jener Reichstruppen ausbleiben, England aber wenigstens die Garantie für das Anlehen bewilligen, so würde der Kaiser zwar dieselbe Truppenzahl wie 1795 stellen, dann aber freilich seine Operationen nicht so weit ausdehnen, wie er selbst es gewünscht hätte. Nur wenn auch die Anleihe nicht verwirklicht würde, müßte der Kaiser seine Armeen hinter den Lech zurückziehen und in dieser Stellung den Lauf der Ereignisse abwarten. Den englischen Friedensbedingungen stimmte Thugut zu, vermied aber jede Aeußerung über seine eigenen Wünsche für den Fall, daß die vorgeschlagene Vergrößerung Belgiens nicht erreichbar sei[1]).

Mit diesen Erklärungen war, wie sich auf der Stelle zeigte, eine Grundlage für die Verständigung gewonnen. Lord Grenville antwortete umgehend, daß man die Besoldung deutscher Reichsvölker ablehne, die Garantie aber einer Anleihe von drei Millionen übernehmen wolle. Daß er die betreffende Bill erst im Mai oder Juni in das Parlament einbringen zu können beteuerte, machte geringe Schwierigkeit, da Thugut bis dahin sich mit einheimischen Hülfsquellen fristen konnte und England bald nachher sich auch bereit zeigte, bis zur Verwirklichung der Anleihe Vorschüsse auf deren Erträge (150 000 Pfund monatlich) zu leisten. Hiermit also trat, da Rußland die Sendung eines Hülfscorps vor Abschluß der preußischen Grenzregulierung zu weigern fortfuhr, der zweite der oben von Thugut bezeichneten Fälle ein. Auf Grund der englischen Anleihe verzichtete der Kaiser darauf, seine Hauptmacht vom Rheine hinweg nach Italien zu ziehen, verhieß vielmehr, die am

---

[1]) Eden an Grenville den 22. Januar.

Rheine vorhandenen Truppen auf der bisherigen Stärke zu erhalten. Dagegen übernahm er, England gegenüber, keine Verpflichtung, seine italienische Heeresmacht bis auf 50 000 Mann zu vermehren, wie dies Thugut für den Fall des Erscheinens russischer Hülfstruppen angeboten hatte. Es sollte mithin, nach dem Sinne dieser Abreden, wie bisher so auch in Zukunft der italienische Krieg als der untergeordnete, der rheinische als die große Hauptsache behandelt und wenigstens vom Rheinheere keine Truppensendung nach Italien gemacht werden.

Eine andere Frage war es natürlich für die österreichische Regierung, ob sie aus sonstigen Beständen ihr italienisches Armeecorps auf eine höhere Stärke bringen wollte, und hierüber wurden in den ersten Wochen des Jahres in Wien Erwägungen mannigfaltiger Art gepflogen. Grund genug war dafür seit dem Vertrage des 3. Januar vorhanden. Freilich redete Thugut in Petersburg jetzt nicht von Venetien, weil er die Teilung der Türkei, welche damit zusammenhing, nicht vor dem Abschlusse des französischen Friedens in Angriff zu nehmen wünschte. Aber, wie gesagt, um so wünschenswerter war es für Oesterreich, für jede Möglichkeit dieser Art im letzten Augenblicke des französischen Krieges gewappnet zu sein. Diese Tendenz wurde Mitte Januar durch einen neuen, höchst empfindlichen Antrieb verstärkt. Wir wissen, wie schwach das Einverständnis zwischen Wien und Turin von jeher gewesen. Jetzt meldete die sardinische Regierung, sie habe nach Clerfaits Vorgang einen Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen und zugleich eine Friedensunterhandlung begonnen; sollte diese kein Ergebnis haben, so müsse man, behufs besserer Einheit der Bewegungen, den Oberbefehl auch über die in Piemont operierenden Oesterreicher begehren[1]). Thugut war über diese Mitteilung ebenso entrüstet wie besorgt. Piemont, sagte er, stets böswillig, ist bisher nur durch die Furcht zurückgehalten worden; jetzt nach dem Unheil von Loano glaubt es seine

[1]) Thugut an Cobenzl 20. Januar 1796.

ganze Nichtswürdigkeit enthüllen zu dürfen. Man wußte in Wien längst von dem französischen Bestreben, den König Viktor zu sich herüberzuziehen, indem man ihm die Aussicht auf die Erwerbung Mailands eröffnete: es schien zweifellos, daß auch bei der eben begonnenen Friedensverhandlung diese Frage den wesentlichen Gegenstand bilden würde; auf das dringendste also sah sich Oesterreich aufgefordert, durch imposante militärische Aufstellung solchen Absichten einen unüberwindlichen Damm entgegenzusetzen. An bereiten Truppenteilen hätte es für einen solchen Zweck nicht gefehlt, da man im letzten Sommer in Böhmen, Mähren und Galizien für den Fall eines preußischen Krieges eine Heeresmasse von 80000 Mann angehäuft hatte[1]), wovon mindestens die Hälfte jeden Augenblick nach Italien hätte abrücken können. Denn nachdem Preußen trotz alles Sträubens und Verdrusses endlich doch den polnischen Teilungsvertrag auf sich genommen und lieber auf Krakau und Sendomir verzichtet hatte, als daß es in die dargebotene Allianz mit den Pariser Jakobinern gegen die Kaiserhöfe eingetreten wäre, seitdem mußte es jedem Unbefangenen klar sein, daß man in Berlin den Krieg für das höchste aller Uebel hielt und Oesterreich auf dieser Seite frei von jeglicher Gefahr war. Hier aber war das entscheidende Unglück, daß gerade an dieser Stelle Thugut sich durch die Verblendung des Hasses jedes klare Urteil unmöglich machte. Noch stand im Krakauischen die Grenzregulierung bevor; man wußte, daß hier abweichende Meinungen und streitende Forderungen auftreten würden, und dies reichte für Thugut hin, jeden Gedanken an eine Truppenverminderung in Böhmen und Mähren auszuschließen. Leider, schrieb er den 14. Februar an Cobenzl, hindert uns die Verschleppung der Krakauer Grenzregulierung, Truppen von der preußischen Grenze nach Italien zu senden.

So lastete das Gespenst des polnischen Haders auch jetzt noch, nachdem der Streit in allen Hauptsachen erledigt war,

---

[1]) Thugut an Cobenzl 8. August 1795.

zersetzend und zerstörend auf der österreichischen Kriegführung gegen die Revolution. Wie man 1794 Belgien und 1795 das Rheinland wegen des Argwohns gegen preußische Verräterei und Streitsucht unverteidigt gelassen, so entblößte man 1796 aus demselben Grunde Italien, allerdings ohne eine Ahnung, daß gerade auf diesem Wege der gewaltige Verderber über die Monarchie und Europa hereinzubrechen im Begriffe stand. Nicht bloß für Robespierre, Hébert und Carnot sollte der Zank um die polnischen Landesfetzen Rettung und Sieg gebracht haben: die Nachwirkung dieses traurigen Zwiespaltes war jetzt auch dem General Bonaparte die Thore zu öffnen und die Bahnen zu ebnen bestimmt.

Es war vergebens, daß Rußland und England um die Wette günstigere Vorstellungen über die Gesinnung Preußens in Wien anzuregen versuchten. Preußen war einmal in Thuguts Augen die leibhafte Verkörperung politischer Verworfenheit; mochte in Berlin geschehen, was da wollte, er sah darin stets neue Beweise für tödliche Feindschaft und die Notwendigkeit allseitiger Vorsicht. Wir werden noch darauf zurückkommen, welch ein Unbehagen damals in Berlin durch die Fortschritte und die Gewaltthätigkeit der Franzosen erweckt worden war, und wie einer neuen Schilderhebung gegen die Republik nichts anderes als Trägheit, Sparsamkeit und Mutlosigkeit im Wege stand. Aber wenn Graf Haugwitz dem russischen Gesandten seinen Verdruß über Frankreich aussprach, so sah Thugut darin nur den Wunsch, Rußlands Gunst auf Oesterreichs Kosten bei der Grenzregulierung zu gewinnen[1]. Und als jener Englands Antrag, mit gemeinsamer Thätigkeit Oraniens Herstellung in Holland zu versuchen, keineswegs zurückwies, sondern in ernste Erwägung zog, ja eine entschiedene Geneigtheit zu erkennen gab, wenn dafür Preußen einige westfälische Bistümer erhalte, während Oesterreich den belgisch-bayerischen Tausch vollziehe[2]: so war Thugut der Ansicht, daß jede

[1] Thugut an Cobenzl 14. Februar.
[2] Grenville an Eden 9. Februar.

Ausdehnung Preußens in Westfalen den Interessen Oesterreichs schädlich sei und Rußland ein starkes Heer in Polen aufstellen müsse, um den gefährlichen Nachbarn im Zaume zu halten. Preußen, sagte er, will wie immer alle Parteien betrügen, sich zwischen den kriegführenden Mächten halten, deren Erschöpfung benutzen, endlich allen den Frieden nach seinen Wünschen vorschreiben und dabei für sich selbst greifbaren Vorteil ernten[1]). Genug, er konnte sich nicht entschließen, einen irgend erheblichen Teil des gegen Preußen aufgestellten Beobachtungsheeres für den französischen Krieg zu verwenden.

Keinen besseren Erfolg hatten einige andere Versuche, den italienischen Armeen sonsther Verstärkung zuzuführen. Am Oberrheine stand das Corps der französischen Emigranten unter dem Prinzen von Condé, etwas über 8000 Mann stark, in Englands Solde, Wurmsers Heerhaufen zugesellt, aber bei Thuguts gründlicher Abneigung gegen die Bourbonen so gut wie gar nicht verwendet. Die englische Regierung, längst, wie wir wissen, ärgerlich über dieses Totliegen brauchbarer Streitmittel, schlug jetzt vor, das Corps zu einem Stoße gegen Savoyen zu bestimmen; Thugut sprach sogleich sein Einverständnis aus; dann aber scheiterte die Ausführung der Sache sogleich an einem leidenschaftlichen Streite beider Regierungen über die Verpflegung dieser Mannschaften auf italienischem Boden. Ferner hatte König Ferdinand von Neapel sich bereit erklärt, außer seinen trefflichen Reiterscharen auch noch 8800 Mann Fußvolk und Kanoniere zur Armee zu senden[2]), nach einem schweren Entschlusse, da Neapel erfüllt von Mißvergnügten oder, nach der königlichen Anschauung, von Verschwörern und Aufständischen war, die Sicherheit der Monarchie also eine starke bewaffnete Macht im Innern zu erfordern schien. Aber auch hier blieb es bei guten Vorsätzen. Die gerade Marschlinie von Neapel nach Piemont führte über Rom

[1]) An Cobenzl 14. März.
[2]) Eden an Grenville 9. März.

durch Toskana, und kaum war die Kunde von dem beabsichtigten Durchzuge nach Florenz gekommen, so beeilte sich der Vertraute des Großherzogs, General Manfredini, auf Grund des kürzlich mit Frankreich geschlossenen Friedens die Straßen Toskanas dem neapolitanischen Heerhaufen zu sperren. Es gab darüber sehr erregte Verhandlungen zwischen Neapel und Wien, Wien und Florenz, Thugut und Eden, Verhandlungen, über welche lange Wochen vergingen, bis der Donner der französischen Kanonen sie unterbrach. Manfredini war österreichischer General, der nie aus dem Dienste geschieden und nur auf Bitten des Großherzogs nach Florenz beurlaubt war; Sir Morton Eden also bemühte sich eifrig, dies Verhältnis auszubeuten und die Abberufung Manfredinis zur österreichischen Armee zu bewirken, damit der Großherzog dann einen besser gesinnten Ratgeber erhalte. Aber er kam nicht zum Zwecke. Freilich wurde Manfredini, der im Laufe des April zur Vertretung der toskanischen Neutralität selbst nach Wien reiste, dort mit ungnädiger Kälte empfangen. Weiter aber war Kaiser Franz nicht zu bringen. Er wollte keinen Schritt genehmigen, der seinen Bruder öffentlich bloßgestellt hätte; er wollte auch Manfredini, dem er aus früheren Zeiten ein persönliches Wohlwollen schenkte, nicht schwerer verletzen. Ja, die Engländer glaubten wahrzunehmen, bei aller offiziellen Ungnade habe der Kaiser die alte Anhänglichkeit an Manfredini so bestimmt durchscheinen lassen, daß Rollin und Colloredo die Zurückberufung des Mannes eher verhindert als unterstützt hätten, um nicht in Wien einen vielleicht unbequemen Nebenbuhler in der kaiserlichen Gunst zu erhalten. Genug, Manfredini blieb allmächtig in Florenz, und der Durchmarsch durch Toskana war ein für alle Male den Neapolitanern verwehrt. Das verbündete Heer in den Apenninen sah ebenso vergeblich nach der Ankunft der neapolitanischen Infanterie wie nach dem Condéschen Emigrantencorps und den böhmischen und galizischen Divisionen aus. Es blieb in seiner Schwäche, gespalten in sich selbst durch das Mißtrauen zwischen Wien und Turin, gelähmt in seinen Be-

wegungen durch die gleich drückende Finanznot beider Höfe. Es mochte in der bisherigen Weise sich fortfristen, solange der Kleinmut des feindlichen Feldherrn die französischen Truppen zu gleicher Unthätigkeit verurteilte: aber schon im Februar war Scherers Ersetzung von dem Direktorium beschlossen und der Held eines neuen Zeitalters auf die Schwelle seiner beispiellosen Laufbahn gestellt. Wir haben gesehen, wie alles und jedes für die Erleichterung seiner Aufgabe zusammenwirkte. England hielt die österreichischen Truppen am Rheine, Thuguts Argwohn gegen Preußen die kaiserlichen Regimenter in Böhmen fest; die Schwäche Franz' II. für Manfredini schloß den Neapolitanern die Straßen Toskanas, die pekuniären Händel zwischen den Verbündeten verhinderten den Marsch des Condéschen Corps nach Italien. Wer ließ es sich damals träumen, daß von dem allseitig vernachlässigten Punkte eine neue Umwälzung Europas beginnen würde?

Anfang März erschienen zwei sardinische Generale, Graf Castel Alfer und Baron Latour, in Wien, zur Vereinbarung über die bevorstehenden Operationen. Der Turiner Hof war mit Frankreich zu einer Verständigung nicht gelangt; das Direktorium hatte außer der Abtretung von Savoyen und Nizza auch noch die sardinischen Enclaven auf der genuesischen Riviera sowie die Insel Sardinien oder statt derselben eine Kontribution von 25 Millionen verlangt und dafür dem Könige die österreichische Lombardei außer Mantua, sobald man sie erobert haben werde, angeboten[1]); es war begreiflich, daß trotz aller Verstimmung gegen Oesterreich Viktor Amadeus darauf nicht hatte eingehen mögen. Er erklärte jetzt, daß er niemals ernstlich an Frieden gedacht und nur, um Zeit zu gewinnen, die Unterhandlung eröffnet habe. Jene Offiziere sollten also die kräftigste gemeinsame Thätigkeit verabreden, die Verstärkung des österreichischen Heeres auf 45 000 und jene

[1]) Depesche des Ministers Delacroix an den Gesandten Villars in Genua, 27. niv. IV. (Pariser Reichsarchiv.)

des mit den Sardiniern vereinten Hülfscorps auf 9000 Mann begehren, endlich für den König Viktor den Oberbefehl über die beiderseitigen Streitkräfte fordern. Sie baten zugleich um die Entwerfung eines gemeinsamen Feldzugsplanes: für den Fall der bloßen Defensive erklärten sie Sardiniens Bereitwilligkeit, den Apennin westlich vom Tanaroflusse zu verteidigen, wenn Oesterreich die Deckung des Landstrichs von dort bis zur Bormida übernehme; würde man aber zu einer Offensive gegen Savoyen vorgehen, so baten sie, diese den österreichischen Truppen zu übertragen, welchen dann die Sardinier in Alpen und Apenninen den Rücken decken würden. Thugut gab hierauf die besten Zusicherungen, ohne jedoch den alten mißtrauischen Widerwillen gegen Piemont überwinden zu können. „Wir wissen," schrieb er den 4. März an Cobenzl, „daß auf den Turiner Hof, der mit kleinen Listen, kleinen Unredlichkeiten, kleinen Eifersuchten erfüllt ist, nicht viel gebaut werden kann." Offenbar wäre die richtige Folgerung einer solchen Ansicht die möglichste Verstärkung der eigenen Heeresmacht und dann, der so gesteigerten Kraft entsprechend, freundliches Entgegenkommen gegen den schwächeren Genossen gewesen. Aber weder an das eine noch an das andere war hier zu denken. Die Summe der Streitkräfte, die aus einzelnen erbländischen Garnisonen damals nach Italien abgingen, belief sich auf 10 Bataillone Fußvolk und 10 Schwadronen Reiterei[1]), ungefähr 9000 Mann. Thugut versicherte darauf den sardinischen Offizieren, die Stärke der kaiserlichen Armee übersteige bereits die von ihnen geforderte Ziffer von 45 000 Mann, und auch das Hülfscorps werde mehr oder weniger auf die verlangte Höhe gebracht werden. In Wahrheit stand es Ende März so, daß das Hülfscorps etwa 5000, das am Apennin stehende Hauptheer 27 000 Mann zählte, daß dazu ungefähr 7000 Kranke in den Hospitälern und die Besatzungen von Mailand und Mantua kamen, mithin, dies alles zusammengerechnet, Oesterreich zwar im Süden der

[1]) Thugut an Cobenzl 14. März.

Alpen ungefähr die angegebene Stärke besaß, zu den aktiven Operationen gegen den Feind aber höchstens 32 000 statt 54 000 Mann verfügbar blieben. Die Sardinier, die mit ihnen in den ligurischen Apenninen zusammenwirken sollten, zählten 17 000 Mann und hatten außer diesen etwa 20 000 in den Alpen und den Festungen aufgestellt, so daß also auf der entscheidenden Seite des Kriegstheaters die Koalition nicht ganz 50 000 Mann dem Angriffe der Republikaner entgegenstellte[1]). Nicht besser als mit der Rüstung stand es mit dem Feldzugsplan. Der gemeinsame Oberbefehl des Königs von Sardinien begegnete in Wien einem unübersteiglichen kaiserlichen Widerwillen; er wurde von Thugut unter dem Vorwande abgelehnt, daß er nicht ohne die Zustimmung des Königs von Neapel anerkannt werden könne. An der Stelle des Generals Wallis, dessen Unzulänglichkeit bei Loano hinreichend deutlich geworden war, übernahm jetzt General Beaulieu die Führung der Oesterreicher, ein Offizier von 71 Jahren, aber von großer Frische und Rührigkeit, der 1794 im belgischen Feldzuge, allerdings in untergeordneter Stelle, rühmliche Erfolge gehabt und dann bei den letzten Siegen am Rheine als Generalquartiermeister mitgewirkt hatte. Thugut erklärte den Sardiniern, daß der General zu jeder möglichen Unterstützung der Bundesgenossen angewiesen sei, weigerte aber sich auf nähere Verabredungen einzulassen. Die Verteidigung des Landes zwischen Tanaro und Bormida werde Beaulieu gerne übernehmen, wenn ihm das militärisch angemessen erscheine; was aber den Feldzugsplan im allgemeinen betraf, so begnügte sich Thugut, der von einem Vorgehen der Oesterreicher nach Savoyen nichts wissen wollte, mit der allgemeinen Bemerkung, der Zweck des Kampfes müsse die Erzielung eines gerechten und ehrenvollen Friedens sein[2]). Man wird schwerlich bezweifeln, daß ein so negatives Ergeb-

[1]) Oestr. milit. Zeitschrift 1813, Heft 2, S. 37; 1822, Heft 5, S. 156. Vgl. die genaue Erörterung bei Rüstow, die ersten Feldzüge Napoleons S. 31 ff.

[2]) Thugut an Castel Alfer 24. März.

nis bei dem Turiner Hofe den niederschlagendsten Eindruck machen und der starken Friedenspartei daselbst erhöhten Eifer und Einfluß verschaffen mußte.

Unterdessen hatte man fortgefahren, auf dem großen rheinischen Kriegsschauplatze sich für möglichst erfolgreiche Kämpfe in Verfassung zu setzen. Das erste war eine neue Regulierung des Oberbefehls. Clerfait, bis zum August 1795 alleiniger Führer beider Heere, hatte die Ernennung Wurmsers zum selbständigen Feldherrn des Oberrheins vom ersten Augenblicke an als persönliche Kränkung aufgefaßt und sofort mit seinem Entlassungsgesuch erwidert. Man hatte ihn beschwichtigt, aber der Stachel war geblieben; zwischen beiden Hauptquartieren bestand fortdauernd ein gespanntes Verhältnis, und der Bruch wurde vollständig durch den Abschluß des Waffenstillstandes im Dezember, dessen Schuld die beiden Feldherren in einander widersprechenden Berichten sich gegenseitig zuzuschieben suchten. Beide Generale hatten hohe Gönner in Wien, so daß der Streit sich in den Mittelpunkt der Regierung fortsetzte und selbst im Begriffe war, an den Reichstag von Regensburg verpflanzt zu werden, da Clerfaits Freunde dessen Stellung durch seine Ernennung zum Reichsfeldmarschall zu erhöhen und zu sichern suchten. Unter diesen Umständen entschied sich der Kaiser, am 6. Februar die Enthebung Clerfaits vom Oberbefehle des niederrheinischen Heeres zu genehmigen und ihm die militärische Verwaltung Ungarns zu übertragen; an seine Stelle trat der im belgischen Kriege rühmlich hervorgetretene Erzherzog Karl, welchem als militärischer Ratgeber ein eifriger Anhänger Wurmsers, General Bellegarde, beigegeben wurde. Für den Augenblick aber blieb der Erzherzog noch in Wien; es schien passend, daß seine Ankunft das Signal zu glänzender Wiedereröffnung der Operationen werde, und mit dieser stand es aus mehrfachen Gründen noch in weitem Felde.

Fort und fort drückte der Geldmangel. Ein Teil des Soldes war rückständig, es fehlte namentlich der Oberrheinarmee an Pferdefutter; verschiedene Abteilungen klagten

über Ausfälle in der Bewaffnung und Bekleidung der Truppen: Thugut wurde allmählich sehr verdrießlich über England, welches die Verwirklichung des Anlehens so lange hinschleppte, und sandte einstweilen einen seiner fähigsten Finanzbeamten, Lazinski, hinaus in das Reich, um dort in Frankfurt und anderwärts Geldmittel flüssig zu machen, da die kaiserliche Finanzkammer ihre eigenen Mittel für erschöpft erklärte. Daß diese Verhältnisse lästig und hinderlich waren, wird niemand in Abrede stellen; immer aber war die Geldnot in gleichem Maße auch im Oktober vorhanden gewesen und hatte die Armeen an ihren schönen Siegen nicht gehindert, und ebensowenig war den Oesterreichern unbekannt, daß auf der feindlichen Seite die Entblößung und Zerrüttung hundertmal schlimmer und peinlicher als diesseits war. Es ist richtig, daß bis dahin der ganze Revolutionskrieg von der Vorstellung beherrscht wurde, eine Armee dürfe ohne gefüllte Magazine sich nicht in Feindesland hineinwagen, in derselben Art, wie man auch die Eroberung der feindlichen Grenzfestungen für eine unerläßliche Vorbedingung jeder Offensive erklärt hatte: und so wird es niemand dem Erzherzog Karl und dem Wiener Hofkriegsrat zum persönlichen Vorwurfe machen, daß sie in den allgemeinen Anschauungen ihrer Zeit befangen geblieben und dadurch nicht zu der rechten und kecken Angriffslust gelangt sind. Nur ist damit freilich auch von vorneherein die damalige Ueberlegenheit der französischen Kriegführung über die österreichische ausgesprochen, da Bonaparte, und nach seinem Vorbilde Carnot, in aller Geld- und Verpflegungsnot immer nur einen verstärkten Antrieb zu rascher und weitgreifender Offensive fanden und damit ihre zaudernden Gegner unaufhörlich überflügelten, den hungernden Truppen aber im feindlichen Lande verschafften, was die erschöpfte Heimat versagte. Das Entscheidende war hier wie überall in menschlichen Dingen die Kraft des Willens und der Schwung der Seele: diese waren bei Carnot und Bonaparte vorhanden, deren ganzes Herz in der Führung des Krieges aufging, von dem sie Rettung des Daseins, Aus-

breitung der Revolution und unerhörten Ruhm erwarteten; in Wien dagegen betrachtete man längst den französischen Krieg mit matter Verdrossenheit, führte ihn fort, um wenn möglich noch irgend ein fettes Beutestück zu erhaschen, war aber jeden Augenblick zum Frieden bereit, wenn das höchste Interesse der Monarchie, die Niederhaltung Preußens, es fordern sollte. Es hätte wunderlich zugehen müssen, wenn aus einer solchen Grundstimmung eine neue Strategie hervorgewachsen wäre, nach den Forderungen genialer, fortreißender Gedanken, ohne Lähmung durch die gewohnheitsmäßige Bedächtigkeit.

Diplomatische Rücksichten verschiedener Art traten als weitere Zögerungsgründe hinzu. England hielt an jenem Gedanken fest, vor dem Beginne der Operationen die französische Regierung durch ein allgemein gehaltenes Friedensmanifest in Verlegenheit zu setzen, und wünschte dringend Oesterreichs Teilnahme an einem solchen Schritte. Thugut bezeigte wenig Lust dazu, weil eine Maßregel dieser Art in Frankreich schwerlich großen Eindruck machen, in Italien aber die Könige von Sardinien und Neapel mit Mißtrauen und Unruhe erfüllen und in Deutschland die Friedenspartei neu beleben würde, was unter den damaligen Verhältnissen das Allerschlimmste, die Stärkung des preußischen Ansehens, bedeutete. Aber selbst wenn man über diese Schwierigkeiten hinwegkäme, schienen Thugut die Folgen einer solchen Deklaration an sich höchst bedenklich. Im Namen der ganzen Koalition erlassen, könnte sie, wenn überhaupt wirksam, nur Eröffnungen über einen allgemeinen Frieden herbeiführen; eine allgemeine Unterhandlung aber würde die Verlegenheiten, die den Annexionsplänen des Kaisers stets im Wege ständen, in das Unabsehbare steigern; Oesterreich müsse also vor allem darauf bestehen, daß das Deutsche Reich seinen Frieden zu einer späteren Zeit und an einem anderen Orte als die großen Mächte abschließe, und aus all diesen Gründen den Erlaß der vorgeschlagenen Erklärung widerraten[1]). Allein die englischen Minister, welche sich zu

[1]) Eden an Grenville 19. Februar.

Hause von der Opposition und einem großen Teile der Bevölkerung um Frieden gedrängt sahen, und welche die Schuld des weiteren Haders öffentlich dem Direktorium zuzuschieben wünschten, erklärten Ende Januar, daß sie einen Frieden mit Frankreich niemals ohne Zustimmung ihres Bundesgenossen abschließen würden, sich aber zu einer einleitenden Eröffnung nach Paris auch auf eigene Hand befugt erachteten, und da Thugut nicht gerade einen feierlichen Protest erhob, so überschickte der englische Gesandte in der Schweiz, Wickham, seinem französischen Kollegen Barthélémy in Basel am 8. März eine Note, worin Lord Grenville die Bereitschaft der Alliierten zu einem ehrenvollen Frieden anmeldete und sich zugleich erkundigte, auf welchen Grundlagen Frankreich in die Verhandlung eintreten würde. Solange diese Anfrage schwebte, konnte natürlich von einem Bruche des Waffenstillstandes keine Rede sein. Es dauerte nun bis zum 26. März, ehe Barthélémy aus Paris die Antwort erhielt, welche dann freilich abweisend, ja beleidigend in höchstem Maße ausfiel. In einem Punkte allerdings wiederholte sie den Engländern, was bereits Thugut dem Ritter Eden im voraus erklärt hatte: ein allgemeiner Friedenskongreß würde unabsehbar weitläufig sein. Dann aber erklärte sie in hochfahrendem Tone, alle durch die Konventsgesetze mit Frankreich bereits vereinigten Lande könnten in keinem Falle mehr ein Gegenstand der Unterhandlung sein; nur über die sonstigen von französischen Truppen besetzten Landschaften werde die Republik eine Erörterung zulassen. Damit war die kriegerische Gesinnung Frankreichs entschieden, und der Erzherzog Karl erhielt darauf am 3. April den Befehl, zur Armee abzugehen, da jetzt auch von Lazinski günstige Berichte über seine Finanzoperationen im Reiche einliefen. Aber ehe das letzte Wort gesprochen, ehe der Erzherzog zur Kündigung des Waffenstillstandes angewiesen wurde, tauchte am anderen Ende Europas eine neue Sorge auf, welche noch einmal einen Aufschub von mehreren Wochen bewirkte.

Wie wir sahen, hatte Katharina die Sendung eines

Hülfscorps verweigert und Thugut die Ablehnung sich gefallen lassen, aus dem Grunde, weil Rußland vor Abschluß der Krakauer Grenzregulierung alle seine Kräfte zur Zügelung Preußens verfügbar haben müsse. Nun aber erfuhr mit einem Male die österreichische Regierung, daß ein ansehnliches Armeecorps sich am Kaukasus zu einem Feldzuge gegen Persien in Marsch setze, und daß andere Heeresteile am Dnjepr und Dnjestr sich ansammelten, angeblich um jenem zur Reserve zu dienen. Thugut wurde durch diese Nachrichten in hohem Grade beunruhigt. Er sah darin die ersten Schritte zu der Ausführung der alten orientalischen Pläne Katharinas, und so gründlich er sich mit denselben in der Sache einverstanden erklärt hatte, so verderblich schien ihm der jetzige Zeitpunkt für den Beginn gewählt. „Allerdings ist es", schrieb er an Cobenzl den 14. März, „eine höchst delikate Sache, einem bereits gefaßten Beschlusse der Kaiserin in den Weg zu treten; hier aber ist es eine Frage von solcher Wichtigkeit, daß wir den Versuch nicht scheuen dürfen; vielleicht sieht sie ein, um wie viel sicherer sie geht, wenn sie zuerst, durch militärische und diplomatische Mittel, uns zu einem ehrenvollen Frieden mit Frankreich verhilft und dann, während wir Preußen im Zaume halten, ungestört gegen die Türken vorgeht." Wenn Rußland schon während des französischen Krieges seine Macht in türkische Händel verwickelte, so zweifelte Thugut nicht, daß Preußen, hiermit jeder Schranke ledig, sich sofort in Deutschland weiter ausdehnen und das Friedenswerk mit Frankreich an sich reißen würde. „Dies aber", schrieb er, „wäre für uns verhängnisvoll: um Preußen Widerstand zu leisten, müßten wir dann um jeden Preis mit Frankreich Frieden schließen."

Um so mehr wurde am Rheine die Waffenruhe aufrecht erhalten: welchen Sinn hätte es gehabt, ein Mitglied des Kaiserhauses den französischen Kugeln preiszugeben, wenn man vielleicht binnen wenigen Wochen in die Lage kam, mit dem Feinde den Frieden um jeden Preis zu schließen? Von Basel bis Düsseldorf blieb der im Dezember verabredete Stillstand ungestört: wie im tiefen Frieden lagen die

Widersacher unbeweglich sich gegenüber. Im deutschen Interesse war dies Verhalten im höchsten Grade beklagenswert. Denn wahrhaft jämmerlich sah es damals bei den französischen Heeren aus, und ein mutiges Vorbrechen der deutschen Kolonnen würde höchst wahrscheinlich völlig gelähmte Gegner gefunden haben. Es ist gar nicht abzusehen, wie weit unter solchen Umständen eine entschlossene, mit wuchtiger Masse und treibender Energie unternommene Offensive die Oesterreicher hätte führen können.

Aber Tag für Tag verging, ohne daß der Befehl zum Angriffe erschien. Erst um den 20. April erklärte Thugut dem englischen Gesandten, daß Rußland ihm die bestimmte Versicherung voller Friedensliebe auf der türkischen Seite gegeben habe; und so wenig an sich auf solche Zusagen zu bauen sei, so hoffe er dieses Mal dennoch das Beste, da ja im entgegengesetzten Falle Rußland seine eigenen Interessen verletzen, den polnischen Mißvergnügten die Möglichkeit eines Aufstandes eröffnen und dem preußischen Hofe Gelegenheit zu den schlimmsten Weiterungen bieten würde. Glücklicherweise, setzte er hinzu, wird diese Ansicht auch thatsächlich durch das Nachlassen der russischen Rüstungen am Dnjestr bestätigt. Sir Morton Eden war entzückt über diese Mitteilungen, da, wie er seinem Minister schrieb, der Kaiser im Falle eines Türkenkrieges leicht genötigt werden könnte, den größten Teil seines Rheinheeres von dort abzuberufen und zur Deckung seiner preußischen und türkischen Grenze zu verwenden. Diese Gefahr war mithin beseitigt, und man konnte in nächster Nähe dem Beginn des Kampfes am Rheine entgegensehen.

Aber während man hier, den sorgenden Blick auf Türken und Preußen gerichtet, kostbare Wochen zaudernd verlor, war bereits an anderer Stelle das Unheil mit entscheidenden Schlägen über Oesterreich und die Koalition hereingebrochen.

Zweites Kapitel.

Erste Siege Bonapartes.

Wir erinnern uns, mit welch ausdauerndem Eifer General Bonaparte seit dem Beginne seiner Beschäftigung im Wohlfahrtsausschusse, August 1795, für ein mächtiges Auftreten des französischen Heeres von Italien gewirkt, wie er Vorschlag auf Vorschlag, Denkschrift auf Denkschrift hatte folgen lassen, wie er die Thätigkeit seines rastlosen Geistes immer nachdrücklicher auf diesen Punkt gesammelt hatte. Er hoffte dort nicht bloß die Lombardei zu erreichen, sondern sogleich weiter durch Tirol hindurch nach Bayern vorzugehen und damit den ganzen Krieg gegen Oesterreich zur Entscheidung zu bringen. In späterer Zeit, 1805 und 1809, hat er niemals wieder bei seinen österreichischen Kämpfen ein solches Gewicht auf den italienischen Schauplatz gelegt, sondern stets das Donauthal als das Gebiet der entscheidenden Operationen betrachtet und erst von deren Erfolg die italienischen Vorkehrungen abhängig gemacht. Im Jahre 1796 aber traf bei ihm alles zusammen, Geburt und Lebensgang, Neigung und Befähigung, um sein ehrgeiziges Herz mit unendlichem Drange nach italienischem Lorbeer zu erfüllen. Bonaparte war auf Korsika in demselben Jahre 1769 geboren[1]), in welchem die Franzosen die Insel ihren Waffen unterworfen hatten; er war aufgewachsen in dem bitteren Hasse, den seine Landsleute gegen die fremden Herren im Herzen trugen; der Name, welcher die erste Begeisterung seiner aufstrebenden Seele erweckte, war jener des alten Helden des korsischen Freiheitskampfes gegen Genua und Frankreich, des Generals Paoli. So war das

---

[1]) Vgl. Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen.

ganze Bewußtsein des jungen Napoleon italienisch; als er 1779 in die Kriegsschule von Brienne eintrat, hatte er die französische Sprache erst zu erlernen und behielt noch lange den italienischen Accent[1]); unter seinen Mitschülern und später unter seinen Regimentskameraden stand er einsam und verschlossen, ein Fremder unter Fremden, versenkt in Studien aller Art, früh gereift in seinem Innern, ohne Aussicht in seiner Laufbahn, in manchen Augenblicken des Lebens überdrüssig und dem Selbstmorde nahe. Was ihm damals als die ideale Aufgabe seines Daseins erschien, war die Wiederbefreiung Korsikas, der Sturz der Fremdherrschaft, die, sagte er, seinem Vaterlande nicht bloß die Unabhängigkeit, sondern auch die Tugend geraubt hatte. Nachdem er 1785 Unterlieutenant im Artillerieregiment „La Fère" geworden, ließ er kein Jahr vergehen, ohne in längerem Urlaub die Heimat zu besuchen, die Walstätten von 1769 zu durchwandern, die strategischen Stellungen des Gebirges zu studieren. So fand ihn 1789 der Ausbruch der Revolution. Er war kein blinder Schwärmer für Rousseaus Natur- und Menschenrechte; im Gegenteil, trotz seiner jungen Jahre widerlegte er die Theorie des uranfänglichen Naturzustandes mit der überlegenen Klarheit eines geborenen Staatsmannes[2]). Aber er fühlte sich und seine Heimat als Unterdrückte; wie hätte er sich nicht einer Bewegung anschließen sollen, welche die Freiheit für alle Welt verkündete, die alten Gewalten zertrümmerte, jeder Kraft und jedem Talente unabsehbare Wirkungskreise eröffnete? Er dachte auch jetzt vor allem an Korsika; er eilte sofort hinüber nach Ajaccio und war unermüdlich, die Stadt und Umgegend mit revolutionärer Gärung zu erfüllen. Für eine energische Bewegung im Sinne der Menschenrechte bot allerdings die Insel einen weniger fruchtbaren Boden als der Kontinent: sowohl die Mißbräuche als die Bildungsmomente, welche der Pariser Erhebung Glut und Farbe gaben, fehlten bei

---

[1]) Libri, souvenirs de la jeunesse de Napoléon, p. 12.
[2]) Ein Aufsatz dieses Inhalts bei Libri p. 27.

den einfachen, wenig kultivierten Zuständen Korsikas: die Edelleute der Insel hatten Vorrechte nur, insofern sie königliche Beamte wurden, und die Geistlichkeit genoß bei der unendlichen Mehrzahl der Bevölkerung des höchsten Ansehens. Um hier die Volksmassen in stürmische Erregung zu bringen, gab es nur einen Hebel, die Anrufung des korsischen Hasses gegen die französische Herrschaft; und der junge Lieutenant Bonaparte verlor keinen Augenblick, seine Mitbürger gegen die französischen Beamten und Truppen in Bewegung zu setzen. Indessen ein erster Versuch, sich derselben kurzerhand durch einen bewaffneten Putsch zu entledigen, mißlang. Dafür zeigte die Wendung der Dinge in Frankreich selbst einen ungefährlicheren Weg; die radikalen Parteien erstrebten und erlangten dort bald genug die Wahl der Beamten durch das Volk, so daß man in Korsika sich diesen nur anzuschließen brauchte, um mit der demokratischen Freiheit auch wenigstens die faktische Entfernung der fremden Machthaber zu erlangen. Am 30. November erwirkte ein Freund Bonapartes, der Abgeordnete Salicetti, ein Dekret der Nationalversammlung, welches Korsika als gleichberechtigtem Teile des Reiches den Mitgenuß aller konstitutionellen Freiheiten verbürgte, damit freilich die französische Souveränität in erweitertem Umfange feststellte, zugleich aber den Korsen die Aussicht auf eine fast unbeschränkte Selbstverwaltung eröffnete. General Paoli, damals in London, war der Meinung, daß man hiermit fürs erste zufrieden sein könne; er kam jetzt selbst nach Paris, wurde von dem Könige und der Nationalversammlung in gleich ehrender Weise empfangen und ging dann nach Korsika hinüber, um seinen mächtigen Einfluß für die Ausbildung friedlicher und gesetzlicher Zustände auf der Heimatinsel zu verwerten. Von seinen Landsleuten wurde er mit unermeßlichem Jubel aufgenommen, darauf zum Präsidenten des Departements und zum Befehlshaber aller Nationalgarden gewählt und somit zum Lenker zugleich der bürgerlichen und der militärischen Verwaltung erhoben. Bonapartes Vater war in früherer Zeit sein naher Freund gewesen, hatte sich aber später der

französischen Herrschaft unterworfen: als Paoli jetzt den Sohn kennen lernte, freute er sich der hitzigen Freiheitsliebe desselben und würdigte auch die hervorragende geistige Begabung in dem unscheinbaren und leidenschaftlichen jungen Offizier. So unterstützte er ihn bereitwillig, als Bonaparte sich um die Stelle eines Bataillonschefs in der Nationalgarde von Ajaccio bewarb: es war allerdings ein harter Wahlkampf, da die Gegner den größeren örtlichen Einfluß besaßen; als aber die mündliche Verhandlung keine günstige Aussicht zeigte, griff Bonaparte unbedenklich zu einem ersten Staatsstreiche im kleinen, ließ durch eine Schar bewaffneter Anhänger einen abgeneigten Kommissar verhaften, einen feindseligen Redner von der Tribüne herunterreißen und erlangte auf diese Art seine fast einstimmige Ernennung. Um so entschiedener widmete er seitdem seine ganze Thätigkeit den korsischen Händeln; bei seinem französischen Regimente ließ er sich nur noch einmal auf kurze Zeit blicken, so daß seine stete Abwesenheit trotz aller damaligen Verwirrung endlich doch befremdlich wurde. Ob es bis zu seiner förmlichen Streichung aus der Heeresliste kam, ist bestritten; an seiner eigenen Gesinnung aber ist um so weniger ein Zweifel möglich. In unsern schwierigen Verhältnissen, schrieb er am 27. Februar 1792 einem Freunde, ist es Ehrensache für jeden guten Korsen, in seiner Heimat zu sein[1]). Erfreulich hatten sich in der That unter der neuen Ordnung die Zustände der Insel nicht gestaltet. Je roher und unbändiger die Mehrzahl der Einwohner war, desto weniger ließ sich bei der demokratischen Freiheit die Leidenschaft der einzelnen zügeln. Ehrgeiz, Habsucht, Familienfehde waren allerorten thätig; die Verwaltung sank in völlige Anarchie; ein wilder Parteienkampf der Städter gegen die Bergbewohner, des Ostens gegen den Westen, der Jakobiner gegen die Aristokraten durchtobte die ganze Insel. Vergebens bemühte sich Paoli, durch sein unermeßliches Ansehen die Unordnung zu zähmen und dem Gesetze

---

[1]) Mortimer Ternaux, terreur VI. 110.

Achtung zu verschaffen. Die jungen Größen der neuen Zeit beneideten ihm seine bedeutende Stellung, und Bonaparte mit seinen Brüdern Joseph und Lucien war nicht der letzte, der in fortgesetzter Steigerung des anarchischen Getümmels den sicheren Weg zum eigenen Emporkommen sah. Durch Reden und Schreiben wirkte er auf die Erhitzung der Massen, setzte sich durch seinen Klub von Ajaccio mit den Jakobinern von Toulon und Marseille in Verbindung und wußte seine Nationalgarde zwar in militärischen Beziehungen trefflich zu disziplinieren, zugleich aber auch mit gründlich jakobinischer Gesinnung zu erfüllen. Es kam denn zu blutigen Händeln mit Aristokraten und Mönchen, mit den städtischen Behörden und den Linientruppen, so daß Bonaparte endlich das Wohlwollen Paolis gründlich einbüßte und seiner Stelle als Oberstlieutenant entsetzt wurde. Unter diesen Umständen reiste er im Mai 1792 nach Paris, um seine Schwester Elisa aus der Pension von St. Cyr nach Hause zurückzuholen. Hier sah er die Aufstände des 20. Juni und des 10. August und das Herandrohen des preußischen Angriffs; er fand sich zugleich inmitten der rasendsten Pöbeltumulte und einer das ganze Land bewegenden Kriegsrüstung. Die Stimmung, welche dies alles in ihm hervorrief, war, wie immer bei diesem durchdringenden Beobachter, von unbarmherziger Klarheit. Schon am 3. Juli schrieb er seinem Bruder Lucien: „Die hiesigen Machthaber sind arme Herren. Man muß gestehen, wenn man die Dinge in der Nähe sieht: die Völker sind der Mühe nicht wert, daß man sich mit so viel Eifer um ihre Gunst bewirbt. Du kennst die Geschichte von Ajaccio; jene von Paris ist genau dieselbe; vielleicht sind hier die Menschen noch kleiner, noch boshafter, noch verleumderischer. Man muß die Dinge in der Nähe sehen, um zu fühlen, daß der Enthusiasmus eben nur Enthusiasmus ist, und daß die Franzosen ein altgewordenes Volk ohne Vorurteile und ohne innere Verbindung sind. Jeder denkt nur an sich und sucht voranzukommen, unter Schrecken und Verleumdung intriguiert man so niederträchtig wie jemals. Der wirkliche Ehrgeiz geht

dabei zu Grunde; man beklagt die Unglücklichen, die eine Rolle zu spielen haben; mit 5000 Franken Rente ruhig seiner Familie leben, das ist die höchste Weisheit[1])." Je geringschätziger er sich so von der populären Politik hinwegwandte, desto stärker tönte in seinem Herzen die kriegerische Saite wieder. Mit größter Anstrengung erlangte er durch den Einfluß einiger Girondisten seine Ernennung[2]) zum Hauptmann der Artillerie im Moselheer; sein ganzes Wesen bewegte sich bei dem Gedanken, endlich im großen Kriege seine Kraft zu erproben. Aber noch einmal hielt die alte Heimat ihn fest; seine Schwester Elisa flehte ihn an, sie nicht durch das weite gärende Land allein reisen zu lassen, und mit schwerem Kummer gab er endlich ihren Bitten nach. So blieb er entfernt von Valmy und Jemappes und stand zum ersten Male im feindlichen Feuer, als im Februar 1793 Admiral Truguet eine schwach gelenkte und elend mißlingende Expedition gegen die Insel Sardinien unternahm. Als er mit bitterer Enttäuschung im Herzen zurückkehrte, fand er in Korsika die Dinge zur Katastrophe gereift. Seit seinem Bruche mit Paoli war ihm das Uebergewicht des einst so hochverehrten Mannes unerträglich geworden, und er hatte sich entschlossen, alle Mittel gegen ihn aufzubieten: im äußersten Falle die offene Gewalt, am liebsten aber nach korsischer Art den meuchlerischen Ueberfall aus sicherem Hinterhalte heraus. So fuhr im Januar 1793, während Napoleon sich ausschließlich mit der sardinischen Expedition beschäftigt zeigte, sein Bruder Lucien nach Marseille hinüber und erhob dort im Jakobinerklub die tödliche Anklage gegen Paoli, daß er die Insel den Engländern überliefern wolle. Da die Abneigung Paolis gegen Anarchie und Schreckensherrschaft bekannt genug war, nahm der Klub die Verleumdung mit Jubel auf und beeilte sich, sie durch eine feierliche Abordnung an den Konvent zu bringen, wo sich dann Salicetti, der ebenso wie Napoleon den

---

[1]) Nasica, jeunesse de Napoléon, S. 211.
[2]) Zurückdatiert auf den 2. Februar.

General als ein Hindernis auf seinem Wege betrachtete, als eifriger Vertreter derselben erhob. Unterdessen war Napoleon von Sardinien zurückgekommen und hatte mit einer Anzahl von Offizieren der korsischen Nationalgarde Abrede über die zu Paolis Sturze erforderlichen Maßregeln genommen. In Erwartung der Pariser Nachrichten war er in höchster Spannung und Erregung. Je stärker drüben in Frankreich die innere Auflösung um sich griff, je weiter damals der kriegerische Horizont auf allen Seiten sich ausdehnte, desto unbegrenzter wurden für seinen Ehrgeiz die Aussichten, wenn es ihm gelang, sich durch Paolis Verderben an die Spitze Korsikas emporzuschwingen und von diesem erhöhten Punkte aus in den weiteren Gang der Revolution einzugreifen. Wenn du in mein Inneres blicken und sehen könntest, was meine Seele in Rausch versetzt, sagte er damals zu einem seiner Offiziere, du würdest mich für tollkühn oder wahnsinnig halten; ich spreche es dir nicht aus, ich wage kaum, es mir selbst zu gestehen[1]). Am 2. April kam der Konvent über Paoli zur Entscheidung und lud ihn zur Verantwortung vor seine Schranken. Aber mit festem Stolze wies der treffliche Mann die Anklage und die Ladung zurück, und auf der Stelle schlug bei den Korsen die nationale Begeisterung in lichterlohen Flammen auf: neun Zehntel des Volkes sammelte sich in unbedingter Hingebung um den verehrten Führer, mochte Frankreich, mochten die Jakobiner darüber wüten und toben. Auf der Insel war kein Raum mehr für Paolis Feinde. Da ließ sich Bonaparte, der, wie wir sahen, bei der Denunziation in voller Verborgenheit geblieben war, um auch jetzt auf alle Fälle sicher zu gehen, zu dem Schritt herbei, in einer schwülstigen Adresse an den Konvent als Paolis Verteidiger aufzutreten. Aber es war zu spät. Eine inzwischen zusammengetretene korsische Nationalversammlung kündigte den Konventskommissaren den Gehorsam und verhing die Achterklärung über die Verleumder Paolis, insbesondere über die

[1]) Nasica, S. 245.

Familien Arena und Bonaparte. So war der Krieg erklärt: Napoleon trat in den Kampf mit der Unterstützung einiger französischen Truppen, unterlag aber bei jedem Versuche und sah sich nach wenigen Wochen genötigt, mit den Seinigen, geächtet, beraubt, auf den Tod verfolgt, von der Insel zu entfliehen und in Marseille einen Zufluchtsort zu suchen (Juni 1793).

So kam er nach Frankreich zurück, im vollsten Sinne des Wortes heimatlos, einsam, nur auf sich selbst und sich allein gestellt. Er war hinweggestoßen von dem Boden, dem allein seine Vaterlandsliebe gehört hatte; er war in die Wirbel der französischen Bewegung geschleudert, deren Träger und Treiber er auf das gründlichste verachtete; er hatte kein anderes Ziel und keine andere Begeisterung mehr als die eigene Größe, deren Bild er sich schon damals, vielleicht noch in unbestimmten Umrissen, gewiß aber in kolossalen Maßen entwarf. Die äußeren Ereignisse seiner nächsten Jahre haben wir bereits kennen gelernt. Ein halber Zufall führte ihn wenige Monate nach der Flucht aus Korsika in das Lager vor Toulon, wo er sogleich durch die Sicherheit seines Blickes, die Kälte seines Urteils und die Energie seines Eingreifens allgemeine Bewunderung zu erregen und in kurzer Frist den Sieg zu entscheiden verstand. Darauf rasch zum Brigadegeneral befördert, kam er zum Heere von Italien; zwei Sommer hindurch sah er aufs neue die blauen Wogen der heimischen See, vernahm die klangvollen Laute des vaterländischen Idioms, lernte alle Pfade und Schluchten und Bäche der nördlichen Apenninen kennen. Von neuem belebte sich in seiner Brust in vollströmender Frische das Interesse an diesem reichgeschmückten Lande, freilich nicht mehr als dem Gegenstand hingebender Liebe, um so deutlicher aber als dem Ausgangspunkt leuchtender Erfolge und unendlichen Ruhmes. Auf Schritt und Tritt erblickte er in jenen Thälern des Apennin die offenen Pforten zu gewaltigen Kriegsthaten, welche mit überraschender Wucht die Gestaltung Europas verwandeln sollten. Bis in die kleinste Einzelnheit standen diese Pläne gereift und

vollendet vor seinem inneren Auge; im Feldzuge von 1794 erprobte er ihre Richtigkeit an dem ersten, vorbereitenden Erfolge, der nach seinen Angaben gelungenen Besetzung von Saorgio; dann im folgenden Jahre nach Paris zurückgekehrt, bestürmte er die führenden Abgeordneten des Konventes der Reihe nach und erfüllte mit seinen Anschauungen in wachsendem Maße zuerst die Männer des Wohlfahrtsausschusses und dann die Mitglieder des Direktoriums. Unermüdlich wies er auf die eine Straße, die eine Stellung hin, auf welche alle Kräfte und alle Anstrengungen zu richten seien; dort an dem Berührungspunkte der österreichischen und der sardinischen Aufstellung müsse man den Stoß führen, welcher die Kaiserlichen nach Osten abdränge und dann dem Sieger die Ueberwältigung der isolierten Piemontesen verstatte, bis nach dem sardinischen Friedensschlusse die Zeit gekommen wäre, zum zweiten Male mit verdoppelter Kraft auf die Oesterreicher zu fallen, Mailand zu nehmen, durch Tirol in Deutschland einzubrechen. Weisungen ganz ähnlichen Sinnes gingen bereits im Spätherbst 1795 an General Scherer ab; der Sieg bei Loano wurde erfochten, dann aber die entscheidende Richtung nicht weiter verfolgt, so daß Bonaparte, im höchsten Grade ungeduldig, alle Mittel aufbot, um selbst aus dem Kabinette hinaus in die Leitung der thätigen Operationen einzutreten. Es ist viel darüber gestritten worden, wer im Frühling 1796 ihm, dem jetzt sechsundzwanzigjährigen Offizier, über eine Anzahl älterer Vormänner hinweg, die Ernennung zum kommandierenden General des italienischen Heeres verschafft habe; sicher scheint so viel, daß Rewbell widersprach, aus Zuneigung zu dem bisherigen Feldherrn, seinem Elsasser Landsmann Scherer, und daß Carnot durch seinen Bruder gewarnt wurde, mit der Hinweisung auf Bonapartes schrankenlosen, der Republik gefährlichen Ehrgeiz; im übrigen mag es dahingestellt bleiben, ob den letzten Antrieb Carnot gegeben, in richtiger Erkenntnis von Bonapartes seltenem Feldherrntalent, oder Barras, zur Verherrlichung des Verlöbnisses, welches Bonaparte soeben mit einer Freundin des Direktors, Josephine Beauharnais, einging. Die

Hauptsache war die Unwiderstehlichkeit des Auftretens des jungen Generals selbst. Wenn er den Feldzugsplan erörterte, so gab es niemand, den er nicht überzeugt hätte: nachdem das Direktorium den Entwurf angenommen, lag die Ernennung des Urhebers in der Natur der Dinge, und den letzten Widerstand Rewbells überwand Scherer selbst, indem er auf eine Mitteilung des Planes zurückschrieb, die Ausführung so excentrischer Dinge könne nur von ihrem Erfinder verlangt werden, und um seine Entlassung nachsuchte[1]). Die Regierung nahm ihn beim Worte, und am 23. Februar wurde die Ernennung Bonapartes zum Oberbefehlshaber des italienischen Heeres vollzogen.

Hier an der Schwelle seiner Herrscherlaufbahn vergegenwärtigen wir uns den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung. „Er war", sagt einer seiner Vertrautesten, sein Adjutant Marmont[2]), „nach der ganzen Richtung seines Charakters jeder Unordnung abgeneigt; er hatte also die Farbe der Revolution ohne innere Neigung angelegt, einzig nach Ehrgeiz und Berechnung. Sein überlegener Instinkt hatte ihm die Wege gezeigt, auf denen er zum Glücke und zur Macht emporsteigen könnte; sein Geist, von Natur tief, hatte bereits seine volle Reife gewonnen. Ueber seine Jahre hinaus besaß er eine große Kenntnis des menschlichen Herzens; wie man weiß, ist diese Fähigkeit ein Erbteil der halbbarbarischen Völker, wo die Familien in stetem Kriege untereinander leben und der von Kindheit auf geführte Kampf um die Selbsterhaltung den Menschen ein ganz besonderes Gepräge giebt. Ein Franzose, Engländer oder Deutscher wird in dieser Hinsicht bei sonst gleicher Begabung stets hinter einem Korsen, Griechen oder Albanesen zurückstehen. Und dazu kommt dann die Einbildungskraft, die Lebhaftigkeit und die angeborene Gewandtheit des Geistes, welche allen Südländern, die man die Kinder der Sonne nennen möchte, wie von Rechts wegen eigen ist. Kaum

---

[1]) Mémoires de Masséna II, 11.

[2]) Mémoires du duc de Raguse, I, 53, 86.

hatte Bonaparte durch den 13. Vendémiaire den Befehl über die Armee des Innern erhalten, so entwickelte er eine beherrschende Sicherheit und eine überlegene Haltung, wie sie dem täglich wachsenden Bewußtsein seiner Kraft entsprach. Offenbar war er von der Vorsehung nicht zum Gehorchen bestimmt, dieser Mann, der so trefflich zu befehlen verstand. Auf Carnot, auf die übrigen Mitglieder des Direktoriums hatte er in kürzester Frist den bestimmenden Einfluß gewonnen, dem sich niemand entzog, welcher mit Bonaparte in Berührung kam."

Nachdem der General am 9. März seine Hochzeit gefeiert, langte er am 26. in seinem Hauptquartier Nizza an. Er fand die Dinge dort ganz so, wie sie damals in allen französischen Standquartieren waren, Mangel in allen Dienstzweigen, elende Geldnot, Entblößung und in deren Folge Zuchtlosigkeit der Truppe. Scherer hatte stets erklärt, daß unter solchen Verhältnissen höchstens die Verteidigung der französischen Grenze möglich sei; aus gleichem Grunde kam die gleiche Versicherung von den Feldherren des Sambre- und des Rheinheeres; sie alle beteuerten, daß ohne gewaltige Geldhülfe, ohne Zufuhren und Verstärkungen, die alle wieder Geld kosteten, an eine Offensive gar nicht gedacht werden könne. Da nun, wie wir sahen, die österreichischen Generale ganz ähnliche Gesinnungen hatten, das Direktorium aber noch weniger Geldmittel als Kaiser Franz besaß, so hätte das Jahr 1796 nach aller Wahrscheinlichkeit ohne die Dazwischenkunft des korsischen Heißsporns einen äußerst friedfertigen Verlauf gehabt. Aber Bonaparte war noch keine Woche in Nizza, so nahm alles eine andere Gestalt an. Seine Divisionsgenerale, sämtlich älter im Dienste als er, empfingen ihn mit kühler Höflichkeit, wurden aber schleunigst inne, daß er sich Gehorsam zu verschaffen wisse, und empfanden bald mit Bewunderung die Ueberlegenheit seines Geistes. Er selbst erkannte die Nöte und Schwierigkeiten so deutlich wie einer, aber ohne sich einen Augenblick dadurch einschüchtern zu lassen. „Die Lage der Armee", schrieb er der Regierung, „ist schlimm, aber durchaus nicht

hoffnungslos." Auf das nachdrücklichste nahm er sich der Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung der Truppen an, zog Mannschaft auf Mannschaft aus den nächsten französischen Garnisonen, um sie dort durch Bürgergarden ersetzen zu lassen, riß Offiziere, Beamte, Soldaten aus der bisherigen schlaffen Verdrossenheit empor und rief sie auf, was sie heute noch entbehrten, mit kühnem Vorgehen sich bei dem Feinde zu erobern. „Soldaten," redete sie eine Proklamation vom 17. März an, „ihr seid unbekleidet, schlecht genährt; die Regierung, die euch viel schuldet, kann euch nichts geben. Eure Geduld und euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewundernswert; aber sie bringen euch keinen Ruhm, keinen Glanz. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; in diesen reichen Provinzen und großen Städten sollt ihr Ehre, Ruhm und Reichtum finden. Soldaten, wird es euch an Mut und Ausdauer fehlen?"

Es war unmöglich, kürzer, hinreißender, schärfer zur Lage der Sache zu reden. Mit Recht hat man es oft hervorgehoben, daß in diesem Manifeste nur von Ruhm und Beute, nirgend aber von Vaterland und Pflicht und Freiheit die Rede war: nur hätte man darin nicht den Gegensatz des künftigen kaiserlichen gegen das bisherige republikanische Heerwesen sehen sollen. Seitdem die Republik in die Hand der radikalen Demokratie geraten war, hatte sie bei den Armeen wie überall der Militärdiktatur vorgearbeitet; seit 1793 hatte sie selbst bei den Truppen die Gesinnung erzeugt, welche Bonaparte nur mit sicherer Hand zu ergreifen brauchte. Wir haben bereits 1794 ihre Entstehung bei den belgischen Heeren beobachtet; wir werden sie 1796 bei dem Rhein- und Sambreheer in gleicher Blüte wie bei Bonapartes Brigaden kennen lernen.

Die Armee befand sich damals in gedehnter Aufstellung auf der genuesischen Riviera, teils auf dem Kamme, teils am Fuße der ligurischen Apenninen, das Gesicht überall nach Norden, gegen Piemont gekehrt. Am weitesten nach Osten vorgeschoben stand die Division Laharpe bei Voltri, wenige Stunden von Genua entfernt; darauf folgte, zwi-

schen Savona und Finale, die Division Masséna, ihre Hauptmasse an der Küste, einen verschanzten Posten vor sich im Gebirge, am Monte Legino; an sie schloß sich bei Loano die Division Augereau, ebenfalls mit einzelnen Abteilungen im Gebirge; endlich dehnte sich von Albenga am Meere bis nach Ormea nordwärts der Berge die Division Serrurier aus. Die Kavalleriereserve der Armee unter General Stengel stand noch weiter zurück an der französischen Grenze; die beiden auf Nizza mündenden Alpenpässe des Col di Tenda und des Col di Finestra wurden ein jeder von einer Brigade Infanterie bewacht. Alle diese Truppen waren völlig krieggeübt; die Strapazen und Entbehrungen der letzten Feldzüge hatten furchtbar unter ihnen aufgeräumt, so daß damals beinahe 25 000 Mann in den Spitälern lagen; was jetzt noch rüstig geblieben, war kernfest, wetterhart und jeder Anforderung gewachsen. Sie waren zerlumpt und hungrig, verwildert in Gesinnung und Mannszucht, aber in der Hand eines starken Führers von unvergleichlicher Brauchbarkeit. Ueber ihre Zahl sind die verkehrtesten Vorstellungen verbreitet worden, da General Bonaparte, nicht zufrieden mit dem Bilde der wirklichen Erfolge, die Bewunderung der Welt durch ganz fabelhafte Angaben über die Schwäche der eigenen und die Stärke der feindlichen Mittel zu steigern gesucht hat. In den Memoiren von St. Helena[1]) berechnet er den Betrag seiner Streitkräfte auf 30 000 Mann mit 30, den der Verbündeten auf 80 000 Mann mit 200 Geschützen, so daß denn allerdings die Genialität des Feldherrn, welche trotz solcher Minderzahl in acht Tagen den Sieg entscheidet, auf ein fast übermenschliches Maß gesteigert wird. In Wahrheit zählte das französische Heer in den obengenannten aktiven Abteilungen 4542 Mann Kavallerie und 38 175 Mann Infanterie und Artillerie mit 239 Feld- und Berggeschützen, für welche letztere allerdings noch ein großer Teil der Bespannung zu

---

[1]) Montholon III, 177.

beschaffen war[1]). Außerdem waren am 4. April 3604 Mann aus den Spitälern und rückliegenden Garnisonen im Begriffe, zu der Armee zu stoßen; zwei Kavallerieregimenter waren im Anmarsch vom Alpenheer[2]), eine Anzahl kleinerer Detachements wurden aus Lyon und Umgegend erwartet. Diesen Angaben ganz entsprechend, schrieb denn auch Bonaparte selbst den 6. April an das Direktorium, er habe für die Feldoperationen im ganzen 45 000 Mann verfügbar, da man ihm bisher in den französischen Departements noch viele Truppen zurückgehalten habe. Man wird also nicht erheblich irren, wenn man annimmt, daß bei der Eröffnung der Feindseligkeiten am 10. April das französische Heer in runder Summe 50 000 Mann in das Gefecht geführt hat, und da wir früher ganz dieselbe Stärke bei den Austrosarden vorgefunden haben, so ist es allerdings nur mit natürlichen Dingen zugegangen, wenn ein Feldherr ersten Ranges wie Bonaparte hier sehr schnell das Uebergewicht über zwei wackere, aber geistig unbedeutende und politisch auseinanderstrebende Generale davonträgt.

Aus dem schmalen Küstensaume zwischen Nizza und Genua führten damals außer mehreren Saumpfaden drei fahrbare Straßen den steilen Abhang des Apennin hinan, um dann jenseits in bequemer Senkung die Ebene Piemonts zu erreichen, am westlichen Ende die Straße von Nizza nach Turin über den Col di Tenda, am östlichen die Straße der

---

[1]) Aus den amtlichen Listen der Regimenter und Brigaden bei Masséna, mémoires II, 429. Warum General Koch S. 13 unter Berufung auf eben diese Listen mehrfach abweichende Zahlen angiebt, vermag ich nicht abzusehn. Daß diese Listen aber die Frage einfach entscheiden, bedarf keines Beweises; die angegebenen Zahlen bezeichnen ausdrücklich den Betrag der wirklich unter den Fahnen befindlichen Mannschaft, während die sogenannte Effektivstärke der Armee sich damals auf mehr als 95 000, und bald nachher selbst auf 106 000 Mann belief. Ich kann also diesen Thatsachen gegenüber mich auch durch Rüstows Autorität nicht bestimmen lassen, dessen trefflicher Darstellung der militärischen Aktionen ich mich sonst dankbar anschließe.

[2]) Ebendaselbst S. 11.

Bocchetta von Genua nach Alessandria, endlich zwischen beiden, an dem Punkte, wo die Division Masséna ihre Aufstellung hatte, bei Savona, die Straße des Passes von Altare, welche gleich nach Uebersteigung der Paßhöhe sich in zwei Arme teilte, den einen nordwärts gerichteten, über Dego und Acqui nach Alessandria und Mailand, den andern zunächst westlich ziehenden, über Millesimo und Ceva nach Turin. Eben diese Straße von Savona, deren Paßhöhe kaum 1500 Fuß über dem Meere lag, bezeichnete die Linie, auf welcher Bonaparte seine entscheidende Operation zu beginnen dachte. Denn ihre beiden Arme bildeten die Grenze der sardinischen und der österreichischen Aufstellung; auf diesem Boden vorgehend, legte sich das französische Heer zwischen die Massen der Verbündeten (die Oesterreicher an dem einen Straßenzweige bei Acqui, die Sardinier an dem andern bei Ceva) und gewann demnach die Möglichkeit, mit gesammelter Kraft jede derselben vereinzelt zu schlagen. So hatte es Bonaparte seit zwei Jahren im Sinne getragen, so dachte er jetzt, die Feinde noch in ihren Quartieren überraschend, es auszuführen, sobald seine Heerverwaltung einigermaßen geordnet wäre: da wurde er plötzlich durch einen unvermuteten Angriffsstoß des Gegners zu beschleunigter Thätigkeit genötigt.

Seit dem Schlusse des Konventes gab es bei den Armeen keine allmächtigen Volksvertreter mehr. An deren Stelle setzte zur höchsten Leitung der politischen, finanziellen und Verwaltungsangelegenheiten, die auf einem Kriegstheater vorkommen mochten, das Direktorium Regierungskommissare ein, deren Verhältnis zu den leitenden Generalen fürs erste ziemlich unbestimmter Natur war und erst durch die Praxis seine nähere Feststellung erhalten mußte. Bei dem italienischen Heere waren in dieser Eigenschaft die ehemaligen Deputierten Salicetti und Garrau angestellt worden; kaum war jener in das Hauptquartier gekommen und dort der traurigen Finanzklemme inne geworden, so begehrte er von dem Senate der Republik Genua ein Anlehen von drei Millionen, und als dies Ansinnen als un-

verträglich mit der Neutralität des kleinen Freistaates abgelehnt wurde, veranlaßte er zur Einschüchterung der Genueser jenes Vorrücken der Division Laharpe bis Voltri, zwei Stunden von den Vorstädten Genuas. Dies bewirkte denn große Aufregung in Genua und entschied zugleich die bisher unschlüssigen Erwägungen der verbündeten Generale. Der Sardinier Colli hatte seinem österreichischen Genossen mehrere Operationspläne vorgelegt, Beaulieu aber bei jedem derselben Uebelstände und Gefahren entdeckt; auf die Nachricht von der Bedrohung Genuas warf er sie alle auf die Seite und beschloß, etwa mit einem Drittel seiner Truppen (10 Bataillonen, 4 Schwadronen) geradeswegs über die Bocchetta hinübereilend, der gefährdeten Stadt zu Hülfe zu kommen und die Division Laharpe bei Voltri mit Uebermacht anzugreifen. Um die Wucht dieses Schlages zu verdoppeln, sollte dann sein Divisionsgeneral Argenteau mit gleicher Stärke (11 Bataillonen, 2 Schwadronen) etwas nördlich von Altare, über Montenotte, das Gebirge hinabsteigen und in Laharpes Rücken bei Savona die Meeresküste erreichen. Da noch dazu die See durch englische Kriegsschiffe beherrscht wurde, so hoffte Beaulieu in dem Zusammengreifen dieser Bewegungen die Division Laharpe vollständig zu umschließen und zur Streckung der Waffen zu nötigen. Das letzte Drittel der Oesterreicher (14 Bataillone, 27 Schwadronen) war erst bei Pavia auf dem Marsche aus seinen Winterquartieren nach dem Kriegsschauplatz.

In der That konnte Laharpes Lage sehr übel werden, wenn Beaulieu ihn von der einen Seite her heftig drängte, wenn Argenteau auf der andern nach Savona gelangte, und wenn in diesem Falle Masséna und Augereau und Bonaparte ruhig und gelassen der Umzingelung ihres Waffenbruders zuschauten. Wie aber, wenn nur eine dieser Voraussetzungen nicht eintrat? Dann stand Beaulieu vor Voltri und Argenteau vor Montenotte, beide von einander durch das Gebirge und das gesamte feindliche Heer getrennt, unfähig, ohne einen Umweg von zwei Tagemärschen miteinander Verbindung zu haben, ein jeder mit etwa 10 000

Mann den Schlägen einer dreifachen feindlichen Uebermacht ausgesetzt. Bonaparte war nicht der Mann, eine solche Lage ungenutzt zu lassen. So ärgerlich er anfangs über Salicettis Verhalten gewesen, welches die Feinde vorzeitig in Bewegung gebracht, so freudig ergriff er jetzt die Maßregeln, um die Fehler des Widersachers zu dessen Vernichtung auszubeuten. Am 10. April schossen sich Laharpes Vortruppen mit Beaulieus Bataillonen herum, bis in die Nacht hinein; dann eilte die Division nach Savona zurück, um sich hier mit Masséna und Augereau zu vereinigen. Beaulieu, der am 11. keinen Mann vom Feinde mehr vor sich sah, hatte keine besondere Eile zur Verfolgung, sondern verbrachte den größten Teil des Tages in einer Unterredung mit dem englischen Kommodore Nelson, so daß er seinem gefährlichen Gegner volle Muße ließ, um von allen Seiten her das Verderben des unglücklichen Argenteau vorzubereiten.

Dieser war denn, Beaulieus Befehle erfüllend, am Abend des 10. April nach Montenotte gekommen und hatte, nachdem er in der Frühe des 11. den Kamm des Gebirges überschritten, die französischen Schanzen des Monte Legino auf seinem Wege gefunden. Er griff sie im Laufe des Tages dreimal mit verschiedenen Abteilungen an, die aber, durch lange Märsche bereits ermüdet, nur mühselig die felsigen Abhänge der feindlichen Stellung erkletterten, dem Gegner zwölf Mann töteten, selbst etwa hundert einbüßten und dann ihre Versuche einstellten. Argenteau, ohne alle Nachricht von Beaulieu, fühlte sich in seiner Vereinsamung höchst unsicher und unheimlich.

Er hatte Grund dazu. Bonaparte, wegen Beaulieu eigentlich schon außer Sorge, entsandte zu aller Vorsicht einige Reiterregimenter zur Beobachtung der Küste gegen Voltri hin, beauftragte ferner am westlichen Ende seiner Aufstellung die Division Serrurier, von Ormea langsam nordwärts gegen Ceva vorzugehen und dort die Sardinier in ihrem Lager festzuhalten: und so auf allen Seiten gedeckt, brach er am Morgen des 12. von Savona her mit drei Divisionen zur Erdrückung Argenteaus auf. Laharpe

erstieg den Monte Legino, um die Oesterreicher in der Fronte anzugreifen, Masséna wandte sich von der Straße von Altare her in ihre rechte Flanke, Augereau drang westlich neben ihm über Ferrania vor, teils um den Rücken der Oesterreicher zu bedrohen, teils um etwaige Hülfssendungen der Sardinier abzufangen. Es waren mehr als 20000 Mann gegen kaum die Hälfte dieser Zahl, die Umfassung von dieser Seite her kam dem Gegner völlig überraschend, der Erfolg war in wenigen Stunden entschieden und so vollständig wie möglich. Die Oesterreicher verloren an 3000 Mann; der Rest war verwirrt, entmutigt, zersprengt, 1800 Mann auf der Straße von Altare in Dego, 1400 Mann weiter nördlich in Spigno, 3500 nordöstlich von Montenotte in Sassello, sie alle für den Augenblick außer stande zu einer irgend wirksamen Operation; Argenteau, selbst verwundet und tief entmutigt, war bemüht, sie wieder zu sammeln und wo möglich dann die Stellung von Dego zu behaupten.

Während sie verschnauften und sich mühselig ordneten, verlor Bonaparte keine Stunde. Nachdem er soeben den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher zerschmettert, galt es zunächst die äußerste Linke Collis zu treffen und nach der entgegengesetzten Richtung hinwegzutreiben. Colli selbst war, wie Bonaparte es gehofft, seit der Annäherung Seruriers ganz überzeugt, daß hier die feindliche Hauptmacht vordringe; er blieb also geschlossen in seiner Stellung bei Ceva und schob höchstens 2500 Mann etwas ostwärts gegen Montezemolo vor. Weniger gelassenen Gemütes als der sardinische Führer hatte jedoch General Provera, der Befehlshaber des mit Colli vereinigten österreichischen Hülfscorps, auf Argenteaus gefährliche Lage geblickt; er war bis an die Straße von Altare mit seinen 5000 Mann herangegangen, hatte dort bei Millesimo Stellung genommen und am 12. April seinem bedrängten Kollegen mehrere kleine Abteilungen nach Montenotte zu Hülfe geschickt. Aber bei seiner Schwäche vermochte er damit das Geschick nicht zu wenden, sondern nur das Unheil über sich selbst hereinzu-

ziehen. Nach Argenteaus Niederlage ließ Bonaparte die einzige Division Laharpe zur Beobachtung der Besiegten stehen und warf Masséna und Augereau mit zermalmender Uebermacht auf Proveras kleinen Haufen, der nach kurzem Widerstande ebenso vollständig wie Argenteau auseinandergejagt wurde. Provera selbst rettete sich mit einer Handvoll Leute in ein altes Bergschloß Cosseria, wo er sofort von Augereau eingeschlossen und am Morgen des 14. zur Kapitulation genötigt wurde. Der Tag hatte einen weiteren Verlust von 1000 Mann für die Verbündeten ergeben und ein zweites österreichisches Corps auf das gründlichste außer Gefecht gesetzt.

Ehe noch Colli von dem Mißgeschick seines Genossen sichere Kunde haben konnte, hatte Bonaparte seine siegreichen Massen aufs neue ostwärts gewandt und, während dieses Mal Augereau die Deckung gegen die Sardinier übernahm, Laharpe und Masséna (zusammen ungefähr 15 000 Mann) am 14. April zum letzten Gnadenstoße gegen die Trümmer Argenteaus in Dego gesandt. Auch bei diesem Gefechte wußten die Oesterreicher das alte Mißgeschick nicht zu vermeiden, dem gesammelten Feinde immer nur einzelne Splitter zur successiven Zerstörung vorzuführen: erst als die 1800 Mann in Dego bereits die Flucht ergriffen, kamen die 1400 von Spigno her zu gleichem Unheil in das Feuer; als diese abgethan waren, erschien dann Argenteau persönlich mit einer ähnlich schwachen Reserve, um sofort ihr Schicksal zu teilen, und erst am 15. April überraschte die Schar von Sassello die ruhig in Dego lagernden Sieger, brachte zuerst Laharpe einen harten Verlust bei, wurde dann aber von dem herbeieilenden Masséna geworfen und zur Hälfte gefangen. Im ganzen kosteten diese Kämpfe bei Dego den Oesterreichern mindestens 3000 Mann und die Menschen, die noch von Argenteaus Corps lebendig geblieben, bildeten jedenfalls keinen streitbaren Heereskörper mehr. Beaulieu, der dies alles erst am 16. erfuhr, war davon auf das tiefste betroffen. Wenn es hoch kam, konnte er nach all jenen Verlusten noch 20 000 Mann in kampffähigem Stande

dem Feinde entgegenstellen. Von Colli war nicht die geringste Nachricht vorhanden, natürlich, da das ganze feindliche Heer zwischen ihm und Beaulieu stand; wer konnte wissen, ob Bonaparte nicht seinen Vorteil unmittelbar weiter gegen den Rest der Oesterreicher verfolgte, damit ihre Verpflegung und Rückzugslinie und schließlich ihre lombardischen Territorien bedrohte? Beaulieu ließ neben dieser Sorge keine andere Erwägung aufkommen; er befahl die schleunigste Ausleerung seiner Magazine bei Acqui und die Wegflüchtung ihres Materiales in die Lombardei; er selbst blieb einstweilen in Acqui stehen, war aber bereit, bei dem ersten Angriff des Feindes in eine neue Aufstellung weit rückwärts, zwischen Alessandria und Novi, abzuziehen.

So war, fünf Tage nach der Eröffnung des Feldzugs, Bonapartes erste Aufgabe, die Abdrängung der Oesterreicher und die Isolierung des sardinischen Heeres, in der glänzendsten Weise gelöst. Die Aufstellung der Verbündeten war zerrissen; zwischen den getrennten und schwer beschädigten Heerhaufen Collis und Beaulieus stand die siegesstolze französische Armee, und General Bonaparte mochte entscheiden, auf welchen der entmutigten Widersacher er seine tödlichen Streiche weiter richten sollte. Es ist wahr, daß die Weisungen des Direktoriums ihm keine Wahl mehr ließen, sondern ihn so bestimmt wie möglich zum sofortigen Einbruch in die Lombardei aufforderten. Denn, meinte das Direktorium, der König von Sardinien ist so verdrießlich über Oesterreich, er hat solche Begierde, für den Verlust von Savoyen mit Mailand entschädigt zu werden, daß er höchst wahrscheinlich bei einem Angriffe auf diese Stadt uns nicht hindern, sondern unterstützen wird. Bonaparte aber war gründlich anderer Meinung. Bei aller Raschheit und Energie seines Vorgehens wollte er dem Feinde um keinen Preis eine Blöße darbieten, und so sehr die Direktoren es liebten, einen unklaren Gedanken durch eine tönende Phrase zu schmücken, so scharf und rücksichtslos ging Bonapartes Urteil auf die ganz genaue Wirklichkeit der Dinge. Auf jene Stimmungen Viktor Amadeus' gab er gar nichts;

er urteilte, daß für die demokratische Republik der König ganz so lange ein entschiedener Feind sein würde, bis er zu voller Unterwerfung gezwungen sei; daraus folge, daß diese Unterwerfung durchgeführt sein müsse, ehe das französische Heer sich gegen Mailand in Marsch setze; es würde sonst sich in die Gefahr begeben, durch die gesamte Kraft des sardinischen Heeres und Volkes im Rücken gefaßt und vielleicht zur Ergebung gezwungen zu werden. Hiernach legte er die Befehle des Direktoriums einfach beiseite, stellte Laharpe zum zweiten Male als Beobachter gegen die Oesterreicher auf und ließ Masséna und Augereau von der einen, Serrurier und die beiden Brigaden des Col di Tenda von der anderen Seite gegen Collis Lager bei Ceva vorwärtsgehen. Serrurier kam von Ormea über Garessio mit 14 000 Mann heran[1]), Augereau und Masséna waren mindestens ebenso stark; ihnen gegenüber konnte Colli, der vielfache kleine Posten bis zum Col di Tenda auszustellen hatte, höchstens 12 000 Mann auf einem Punkt vereinigen. Seine Lage also war von Anfang an nicht weniger hoffnungslos als drei Tage vorher jene der Oesterreicher bei Montenotte und Dego. Was ihm zur Zeit noch eine Möglichkeit zum Widerstande im freien Felde gab, war die innere Zerrüttung der siegreichen Gegner, welche damals alle Bande der Ordnung und alle Möglichkeit ferneren Wirkens zu vernichten drohte. Wie wir sahen, hatte man die Operationen beginnen müssen, ehe die Heeresverwaltung ihre genügende Einrichtung erhalten hatte. Nun waren seit dem 10. April die Truppen unaufhörlich in Bewegung; in drei Tagen hatte z. B. Masséna dreimal gegen drei verschiedene Gegner gefochten; es gab Kranke, Verwundete, Ermüdete in Menge. Noch aber stand man im Gebirge, bewegte sich in engen, schwach bebauten Thälern zwischen nackten Klippen und felsigen Abhängen, und nirgend war das Kommissariat, sei es durch Unzulänglichkeit der Mittel oder böswilligen Betrug der Lieferanten, in der Lage, auch nur die notdürftigste

[1]) Corr. de Nap. I, 139.

Verpflegung der Truppen zu beschaffen. So ergossen sich jedesmal nach dem Schluß eines Gefechtes die Soldaten wie gierige Raubtiere über die Dörfer, verübten entsetzliche Gewalt, verschleuderten die schwachen Vorräte des Landes. Die Roheit und Zuchtlosigkeit war so haarsträubend, daß zwei Brigadechefs an einem Tage ihre Entlassung erbaten, daß Laharpe an Bonaparte schrieb, seine Truppen seien schlimmer, als jemals die Vandalen gewesen, daß Bonaparte dem Direktorium meldete, er schäme sich, solches Raubgesindel zu befehligen. Zu rechtem Eingreifen kam es aber nicht, obgleich hier und da ein besonders arger Plünderer erschossen wurde; die Offiziere schreckten vor strengem Verfahren zurück, wenn auf ihre Vorwürfe die hungernden Soldaten mit dem verzweifelten Rufe nach Brot antworteten. Allein auch für die Operationen hatte dieser Zustand die schlimmsten Folgen. Man trieb bei jedem Zusammenstoß die Sardinier zurück; dann aber lösten sich die Bataillone zum Plündern auf, und so konnte am 19. April bei San Michele eine kleine piemontesische Abteilung, die unvermutet in das Gefecht eingriff, der Division Serrurier eine schwere Schlappe, eine halbe Niederlage beibringen[1]). Die französischen Generale traten am Abend in bedenklicher Stimmung zu einem Kriegsrate zusammen; doch blieb es auch jetzt bei dem Entschlusse kräftigen Voranschreitens. Hätte der Soldat Lebensmittel, so würde er sich vom Plündern abhalten lassen: Lebensmittel aber sind in den reichen Ebenen Piemonts zu finden, also heißt es Kampf um jeden Preis, um die letzten Hindernisse vor dem Zugang in das gelobte Land zu beseitigen. Am andern Morgen zeigte sich, daß Colli freiwillig die bestrittene Stellung geräumt hatte; die Franzosen verfolgten ihn eifrig, schlugen ihn am 21. bei Mondovi und dehnten sich weit und breit in Piemont aus. Masséna besetzte Cherasco, nur noch zehn Stunden von Turin entfernt, Augereau nahm Alba, wo ihn die Bevölkerung jubelnd mit republikanischen Zurufen empfing.

[1]) Masséna II, 42.

Der Schrecken war groß am sardinischen Hofe; Verstärkungen für Colli waren nirgends aufzutreiben, an verschiedenen Punkten des Landes rührte sich revolutionäre Gesinnung, und, was besonders schwer in das Gewicht fiel, von österreichischer Unterstützung war nichts zu erblicken.

Indem der König Viktor Amadeus die Lage erwog, zeigte sich bald, daß eben alles auf sein Verhältnis zu Oesterreich ankam. Die militärische Lage war bedrängt, aber ohne Zweifel nicht hoffnungslos. Turin war eine Festung ersten Ranges; außerdem hatte man Cuneo, Ceva, Alessandria, Tortona in völlig wehrhaftem Stande; wenn man die vorhandenen Truppen in diese Plätze verteilte, nahm allein deren Beobachtung den größten Teil des französischen Heeres in Anspruch, so daß an ein gleichzeitiges Vordringen in die Lombardei für Bonaparte nicht zu denken war. Dann also gewann Beaulieu die Möglichkeit, sich zu sammeln, zu verstärken und endlich mit überlegener Macht zur Rettung Turins und zum Verderben Bonapartes heranzukommen. Ein solcher Gedanke lag hier um so näher, als neunzig Jahre früher der große Ahnherr des Königs, Viktor Amadeus II., durch solche Standhaftigkeit bei noch stärkerer Bedrängung dem Prinzen Eugen die Bahn zu dem herrlichen Siegestage von Turin eröffnet und damit der eigenen Dynastie die königliche Würde erobert hatte. General Bonaparte dachte mit Sorgen an eine solche Möglichkeit; er hatte kein Belagerungsgeschütz, um die Festungen zu berennen; der kleinste Unfall, die leiseste Glückslaune, sagte er selbst[1]), konnte alle bisherigen Erfolge in Frage stellen. Auch sein Heer hatte starke Verluste gehabt, die Soldaten waren noch nicht an sein strategisches Tempo gewöhnt und empfanden auf ihrem reißenden Siegeslaufe etwas wie schwindelndes Erstaunen. Ohne Zweifel hätte er, wenn der König einigen Mut an den Tag legte, die günstigsten Bedingungen bewilligt, um überhaupt nur zum Abschlusse zu kommen.

[1]) Montholon III, 139.

Nun aber fehlte zu wirklicher Ausdauer bei dem Könige die erste aller Voraussetzungen, das Vertrauen auf Oesterreich. Beaulieu war kein Prinz Eugen, und auf welchem Fuße man mit Thugut stand, haben wir früher beobachtet. Der König, welcher anfangs sehr lebhaft den äußersten Widerstand begehrte, wurde schnell umgestimmt, als der Kardinalerzbischof von Turin seine Ansicht über die Entfernung, die Unzuverlässigkeit und die Eigensucht Oesterreichs mit bitterem Nachdrucke entwickelte. Dazu kam die Sorge vor revolutionären Ausbrüchen im eigenen Volke, dazu die von dem Finanzminister kläglich geschilderte Geldklemme. Der verhängnisvolle Entschluß wurde gefaßt, zwei Bevollmächtigte an Faypoult, den französischen Gesandten in Genua, zur Friedensverhandlung geschickt und General Colli beauftragt, bei Bonaparte einen Waffenstillstand nachzusuchen. Bonaparte empfing diese Eröffnung am 23. April. Er war hocherfreut, aber allerdings vermochte er nicht ohne weiteres in die Unterhandlung einzutreten. Denn auf das bestimmteste hatte sich das Direktorium die ausschließliche Befugnis zu jeder Art von diplomatischer Verhandlung vorbehalten: hier also war die Frage nicht bloß, wie bei einer Abweichung von Carnots militärischen Instruktionen, ob der General nach dem Drange augenblicklicher Notwendigkeit sich eine Willkür innerhalb seines gesetzlichen Wirkungskreises erlauben dürfe, sondern es handelte sich einfach und bestimmt um den kecken Entschluß, sich auf einem ihm bisher völlig versagten Gebiete von der Regierung unabhängig zu stellen. Bonaparte hatte diese Absicht ganz entschieden, aber alles kam darauf an, sie in einer auch für das Direktorium unwiderstehlichen Weise zu verwirklichen, und das Verfahren, mit welchem der General dieses Ziel erreichte, war kein geringeres Meisterstück als die militärische Zersprengung der austrosardischen Heere.

Zunächst nahm er seine Stellung gegenüber dem sardinischen Unterhändler. Er begann am 23. April mit der Erklärung, daß das Direktorium das Recht des Friedensschlusses besitze und die sardinischen Gesandten also entweder

nach Paris reisen oder in Genua die Ankunft französischer Bevollmächtigter erwarten müßten. Einen Waffenstillstand zu schließen, erlaube die Lage der streitenden Heere nicht; höchstens in dem einen Falle könne das französische sich mit einem solchen einverstanden erklären, wenn man ihm zwei der wichtigsten Festungen Piemonts als Pfand ehrlicher Friedensliebe überantworte. Mit dieser Aeußerung war nur eine unmaßgebliche Ansicht ausgesprochen, keine Ueberschreitung der Kompetenz vollzogen. Nach Paris sandte er dann zunächst eine Schilderung seiner Lage, die geradezu schwarz in schwarz gemalt war; er habe mit seinen 37 500 Mann in Hunger und Entblößung 100 000 Feinde zu bekämpfen, sehr gute, stark gerüstete Truppen, die mit dem Mute der Verzweiflung föchten, so daß er auf das dringendste einer Verstärkung von 10 000 Mann bedürfe. Nachdem er so dem Direktorium die Gefahren seiner Stellung gezeichnet, sandte er Collis rettendes Anerbieten hinterher, mit dem Ausdrucke der Hoffnung, durch seine Antwort den Sinn der Regierung getroffen zu haben. Ein solcher Stillstand, durch die beiden Festungen gewährleistet, würde es ihm möglich machen, bis Mantua vorzudringen und Beaulieu aus Italien hinauszuwerfen. Zugleich überreichte er durch seinen Adjutanten Junot 21 erbeutete Fahnen, mit einer Andeutung, wie vollständig die Armee den Direktoren ergeben und allen Faktionen feindselig sei. War es denkbar, daß das Direktorium durch Versagung des Stillstandes diese Anhänglichkeit von sich stieße, gegen den Siegesjubel der Pariser taub bliebe, das treffliche Heer der Uebermacht der 100 000 Feinde preisgäbe?

Unterdessen waren die beiden sardinischen Gesandten in Genua bei Faypoult angelangt, bei welchem sie durch einen spanischen Diplomaten eingeführt wurden. Faypoult erklärte ihnen, daß Frankreich jedenfalls an den im Januar mitgeteilten Bedingungen festhalten werde, übrigens das Direktorium sich selbst alle Friedensverhandlungen vorbehalten habe[1]). Gleichzeitig mit diesem Bescheide empfing der König

[1]) Depesche an Delacroix vom 23. April.

höchst unliebsame Botschaft von Beaulieu. Dieser ging allerdings am 24. April von Acqui zwei Meilen weit in der Richtung auf Turin vorwärts; hier aber erhielt er Nachricht von dem Beginn einer sardinischen Unterhandlung mit Frankreich und sah sich im Geiste schon ringsum von drohender Verräterei umgeben. Er erinnerte sich, daß über den Tanaro, dessen Gewässer ihn von Turin trennten, die Sardinier trotz aller Versprechungen keine Brücke gebaut, daß er also den Fluß nicht überschreiten könne, ohne seinen Rückzug in die höchste Gefahr zu bringen; er meinte vor allem den bisherigen Bundesgenossen gegenüber materielle Sicherung zu bedürfen und sandte an Viktor Amadeus die nachdrückliche Forderung, in die beiden Festungen Alessandria und Tortona österreichische Besatzung aufzunehmen[1]). Das gab in Turin die letzte Entscheidung. Härteres als jetzt der Verbündete hatte ja auch der Gegner bisher nicht begehrt: schloß man auf ein solches Opfer mit diesem ab, so hoffte man Ruhe und Frieden allerorten zu haben; that man nach Beaulieus Willen, so war seine Hülfe stets noch unsicher und die Verheerung des Landes durch die Franzosen gewiß. So meldete am 26. April Colli dem General Bonaparte, jene Gesandten seien auf dem Wege nach Paris und der König bereit, zur Erlangung des Stillstandes Coni und Tortona den Franzosen zu öffnen. Bonaparte sah mit Jubel, wie die Mutlosigkeit und Friedenssehnsucht des Gegners im Wachsen war, und beeilte sich, seine Forderungen ganz erheblich zu steigern. Er begehrte jetzt den 27. zu Coni und Tortona noch als dritte Festung Ceva hinzu; er wollte den ganzen bisher eroberten Landstrich im Besitze behalten; er forderte freie Straße durch ganz Piemont für die französischen Kolonnen und Kuriere. Es war die vollständige Ueberlieferung Piemonts in die militärische Abhängigkeit von Frankreich. „Ihr könnt dann," schrieb er sofort dem Direktorium, „jeden beliebigen Frieden dem Könige diktieren, da wir ihn durch den Besitz der

[1]) Eden an Grenville 4. Mai. Der Kaiser und Thugut waren höchst einverstanden damit.

Festungen ganz und gar in der Hand haben. Kommen wir heute zum Abschluß, so marschiere ich morgen gegen Beaulieu, zwinge Parma zum Frieden, besetze Mailand; wenn ihr dem Könige den Frieden weigern und ihn entthronen wollt, so bin ich dann viel besser als heute zur Einnahme von Turin gerüstet. Der Abschluß wäre," setzte er hinzu, „das glücklichste Ereignis; alle Generale und die Regierungskommissare sind derselben Meinung."

Im Laufe des 28. April erschienen zwei sardinische Offiziere, um die Bedingungen ihres Königs vorzulegen. Bonaparte stimmte sie sogleich auf den rechten Ton, indem er ihnen heftig erklärte, nur an ihm, dem Sieger, sei es, Bedingungen aufzustellen. Man redete noch einige Stunden hinüber und herüber; es erging den Sardiniern wie allen, welche mit dieser dämonischen Natur in Berührung kamen; sie wurden gewonnen, eingeschüchtert, unterworfen. Am Abend des 28. unterzeichneten sie sämtliche Forderungen des französischen Feldherrn. Sardinien gab damit die Koalition auf und überließ sich gebunden den Händen der Republik. Nach einigen unbestimmt hingeworfenen Worten Bonapartes hofften sie auf den Erwerb mailändischer Landstriche: eine feste Bürgschaft darüber konnten sie natürlich nicht erlangen, da dergleichen ja allein zur Kompetenz des Direktoriums gehörte. Diesem teilte der General noch an demselben Tage den Abschluß des Vertrages mit, welchen, sagte er, das Direktorium ganz nach seinem Belieben bestätigen oder verwerfen könne. Einstweilen mache er sich auf, um gegen Beaulieu zu ziehen, die Lombardei einzunehmen, durch Tirol in Bayern vorzudringen. Dort hoffe er mit dem französischen Rheinheere sich zum Sturze des Kaisers zu vereinigen; dieser Plan sei des Direktoriums und Frankreichs würdig. „Sendet mir," bemerkte er noch, „15 000 Mann vom Alpenheer, dann kann ich ein Armeecorps gegen Rom schicken. Auf eine Revolution in Piemont dürft ihr nicht hoffen; das wird kommen, aber noch ist das Volk nicht reif dazu. Bewahrt mir euer Vertrauen und unterstützt meine Pläne, so ist Italien euer."

Noch am Abend des 28. ergingen die Befehle an sämtliche Truppenteile zur Besetzung der drei Festungen und zur Verfolgung Beaulieus. Am 29. neuer Brief an das Direktorium, neue Aussichten, neue Reizungen. „Wenn ihr mit Sardinien abschließt, so kann ich 12 000 Mann gegen Rom senden. Parma muß mehrere Millionen zahlen und um Frieden bitten; bewilligt denselben, aber nicht zu schnell, damit wir eine Weile auf seine Kosten leben können. Wir haben Grund genug, um von Genua die Zahlung von 15 Millionen zu erpressen. Wenn ihr mich mit diesen Dingen beauftragt, so bewahrt nur strenges Geheimnis, dann werde ich alles vollbringen."

In Paris erweckten diese Nachrichten, welche Schlag auf Schlag sich ohne Unterbrechung folgten, einen wahren Taumel der Begeisterung. Niemals hatte man dergleichen erlebt, zwei ganze Wochen, in denen jeder Tag mit einem neuen Triumphe der Waffen oder der Diplomatie bezeichnet war. Das Direktorium seinerseits war in einem Sturme der widersprechendsten Stimmungen. Alles, was der junge General gethan, verkündete mit unwidersprechlicher Klarheit seinen Wert. Es ist wahr, er hatte seine Instruktion übertreten, als er nach dem Treffen von Dego sich gegen Colli anstatt gegen Beaulieu wandte; er hatte mit völliger Nichtachtung des Gesetzes gehandelt, als er den Stillstand zu Cherasco abschloß. Aber wer hätte in Abrede zu stellen vermocht, daß jedesmal die Instruktion in der Sache unrecht und Bonaparte allein recht gehabt? Wer hätte es bei der brausenden Begeisterung des Volkes wagen mögen, sich strafend gegen seinen jungen Helden zu erheben? Rewbell brummte, daß man nicht Piemont revolutioniert und zur Republik gemacht hatte. Dafür aber war Larévellière doppelt entzückt über die Hoffnung, die republikanischen Waffen zur Zermalmung des Papsttums erhoben zu sehen, und vollends der Finanzminister hatte nicht Lob genug für den Feldherrn, dessen Armee seit dem ersten Gefechte dem Staate nicht bloß nichts koste, sondern bereits Millionen auf Millionen dem bedrängten Schatze in Aussicht stelle. So kam

das Direktorium zu dem Beschlusse, allerdings den Stillstand mit Sardinien zu genehmigen, die italienischen Kontributionen entgegenzunehmen, immer aber für die Zukunft dem Eigenwillen des ehrgeizigen Generals die Flügel zu beschneiden.

Am 7. Mai unterzeichnete Carnot zwei umfassende Depeschen an Bonaparte. Darin wurde der General mit Lobsprüchen über die bisherigen Erfolge überhäuft. Er wurde zu möglichster Ausbeutung des Sieges ermahnt, reichlicher Verpflegung der Armee, gelinder Kontribution in Parma, das wegen der spanischen Beziehungen zu schonen sei, gründlicher Brandschatzung Mailands, Abführung der bedeutendsten Kunstwerke nach Frankreich. Was die militärischen Operationen anging, so pries das Direktorium die großartige Kühnheit des bayerischen Angriffsplanes. Aber es erklärte die Schwierigkeiten für unübersteiglich. Es sei besser, nach Beaulieus vollständiger Besiegung, nicht linkshin gegen Norden, sondern rechtshin gegen Süden zu ziehen, nicht die Oesterreicher in den unfruchtbaren Felsenthälern Tirols aufzusuchen, sondern in dem reichen Süditalien den englischen Einfluß zu vernichten. Zu diesem Behufe solle die Armee durch die Bataillone des Alpenheers verstärkt, dann aber in zwei Heere geteilt werden. Mit dem einen würde General Kellermann die Oesterreicher von jedem neuen Einbruch in Oberitalien abhalten, mit dem andern General Bonaparte den Hafen von Livorno besetzen, Rom und Neapel brandschatzen, Genua zu Geldzahlungen zwingen. Die Beziehungen zwischen beiden Heeren zu regeln, würde Aufgabe des Regierungskommissars Salicetti sein und demselben ebenfalls die Führung aller diplomatischen Verhandlungen obliegen.

Es war, wie man sieht, eine Nachgeburt des Systems von 1793, für welche hier Bonapartes Gehorsam begehrt wurde. Die eigentliche Lenkung des Krieges sollte in der Hand eines Zivilkommissars liegen und zwar dieses Mal nicht eines Mitgliedes der allmächtigen Volksvertretung, sondern des abhängigen Beamten einer in sich haltlosen Regierung.

Von ihm sollte in Zukunft Bonaparte seine Verstärkungen erbitten, seine Entwürfe abhängig machen, die Vollmacht zu seinen Verträgen erhalten. In einem gesunden Staatswesen wäre ein solcher Gedanke, den höchsten Heerbefehl einem andern als dem besten Kriegsmanne zu geben, niemals möglich gewesen: das Direktorium aber war in der traurigen Lage, in seiner ganzen Existenz von den Erfolgen seiner Krieger abhängig und deshalb zu ewigem Mißtrauen gegen seine Wohlthäter verurteilt zu sein. Diese Regierung sollte schon jetzt, kaum einen Monat nach dem Beginn des Feldzugs, die Erfahrung machen, daß General Bonaparte nicht mehr von ihr, sondern ihr Ansehen von dem Willen des Feldherrn abhängig war.

Während die Direktoren in solcher Art die Zukunft der italienischen Armee erwogen, war Bonaparte in voller Bewegung gegen die Lombardei. Beaulieu war aus Piemont gewichen und hatte hinter der Agogna eine verteidigende Stellung genommen und deren natürliche Stärke noch durch ansehnliche Verschanzungen erhöht. Wie man sich erinnert, strömt der Po hier ostwärts durch die lombardische Ebene und nimmt nacheinander eine Reihe von Zuflüssen auf, die ihm die Alpen von Norden her zusenden, die Agogna, den Tessin, die Adda, den Oglio, den Mincio. Da Mailand zwischen Tessin und Adda liegt, hoffte Beaulieu durch seine Schanzen am erstgenannten Flusse die Hauptstadt gegen den von Westen herandrohenden Angriff sicher gedeckt zu haben. Allein Bonaparte, der im Süden des Po stand, überraschte seinen Gegner aufs neue, indem er in reißender Schnelligkeit hier auf dem rechten Ufer desselben stromabwärts zog, an der Mündung der Agogna und des Tessin vorüber, und damit die österreichische Aufstellung vollständig umging. Gleichen Schrittes mit dieser schleunigen Kriegsbewegung entwickelte sich, als wenn kein Direktorium existierte, seine politische Thätigkeit, allerdings der Sache durchgängig mit den Wünschen der Pariser im Einklang. So bat er am 1. Mai Faypoult um ein Verzeichnis der wichtigsten Bilder und Statuen in Parma, Modena, Bologna; dann am 6.,

im Begriffe, den Po zu überschreiten, meldete er dem Direktorium, daß er 6 Millionen von Modena begehren und eine Razzia gegen Livorno unternehmen wollte: weniger angenehm, immer aber wieder ganz unwiderleglich klang sein Schlußsatz, daß eine kurze Note aus dem Hauptquartier bei den kleinen Fürsten mehr Eindruck mache als alle Diplomaten; aus Furcht würden sie dann so anständig und ehrfurchtsvoll, daß man es beinahe gemein finden könne.

Am Nachmittag des 7. Mai, vielleicht in demselben Augenblicke, in welchem Carnot die Zukunftsdepesche unterschrieb, gelangten die ersten französischen Abteilungen bei Piacenza über den Po und drängten einige schwache österreichische Heerhaufen gegen die Adda zurück. Beaulieu beeilte sich auf diese Nachricht, seine jetzt höchst ausgesetzte Stellung zu räumen — er hatte noch 22 000 Mann gegen 40 000 Franzosen — Mailand sich selbst zu überlassen und in möglichster Schnelligkeit den Hauptübergang über die Adda, die Stadt Lodi, zu erreichen. In diesem Augenblicke war Bonaparte von der aktiven Heerführung entfernt und wieder einmal auf dem diplomatischen Felde beschäftigt; am 9. Mai bewilligte er dem Herzog von Parma einen Waffenstillstand gegen Lieferung von zwei Millionen Franken, 1700 Pferden, 20 Gemälden berühmter Meister, 15 000 Zentnern Getreide, 2000 Ochsen. Ohne große Erörterung machte er dieses Mal dem Direktor Carnot eine einfache Anzeige davon, mit dem Zusatze, daß soeben auch der Herzog von Modena Unterhändler sende; wenn alles gut gehe, denke er nächstens etwa 10 Millionen bar nach Paris zu schicken, was dem Rheinheer sehr erquicklich sein würde. Kaum diesen Brief abgesandt, war er wieder zu Roß, um Beaulieu nicht zu Atem kommen zu lassen. Bei seiner jetzt ungefähr doppelten Uebermacht, welche bei den Truppen infolge der langen Siegesreihe durch ein lebhaftes Gefühl der inneren Ueberlegenheit noch erheblich gesteigert wurde, hätte er des weiteren Rückzugs der Oesterreicher sicher sein können, gleichviel an welchem Punkte er die Adda überschritt. Eben deshalb aber beschloß er, der große Meister der Kriegslist

und der Umgehung, dieses Mal den Stier bei den Hörnern zu fassen und so den ersten Abschnitt des Feldzugs durch ein weithin leuchtendes Glanzstück zu schließen. Am Morgen des 10. Mai langten seine Kolonnen in Lodi an und fanden die Brücke über die Adda zwar noch unversehrt, den jenseitigen Zugang aber durch 9000 Kaiserliche mit einer gewaltigen Batterie von 30 Geschützen gesperrt. Bonaparte begann zunächst einen heftigen Artilleriekampf, vor dem sich das österreichische Fußvolk vom Ufergelände zurückzog; dann ließ er eine kleine Strecke aufwärts seine Reiterei den Fluß in einer Furt passieren und befahl darauf einer Masse von 4000 Grenadieren, in raschem Laufe über die Brücke hinüberzustürmen. Zweimal brachte das feindliche Geschützfeuer den Angriff zum Stehen, bis dann seitwärts die Reiterei sichtbar wurde und eine Anzahl französischer Generale persönlich an die Spitze traten und die Grenadiere unwiderstehlich fortrissen. Die österreichischen Kanonen wurden genommen, darauf das Fußvolk geworfen und das linke Addaufer siegreich behauptet. Nach allen Seiten ging die Verfolgung rastlos vorwärts; Pizzighetone, Cremona, Como wurden besetzt, und während General Beaulieu die Trümmer seiner Streitkräfte hinter dem Mincio und in Mantua zu sammeln suchte, hielt Bonaparte unter dem Zujauchzen der Bevölkerung am 16. Mai seinen triumphierenden Einzug in Mailand. Er war strahlend von innerer Genugthuung; sein Selbstgefühl ging in hohen Wogen. Nun, fragte er am Abend seinen Adjutanten Marmont, was wird man in Paris sagen? Auf dessen Antwort, die Bewunderung werde auf ihrem Gipfel sein, rief er: sie haben noch nichts gesehen, ich hoffe noch ganz andere Dinge von der Glücksgöttin zu erhalten; in wenigen Tagen sind wir an der Etsch, und ganz Italien ist unser; giebt man mir dann die entsprechenden Mittel, so werden wir es bald verlassen und weitergehen; in unsern Tagen hat noch niemand einen großen Gedanken gehabt, an mir ist es, das Beispiel zu geben. In gleichem Sinne schrieb er dem Direktorium, die Lombardei sei unterworfen; in kurzer Zeit könne er

durch Tirol nach Bayern vordringen, wenn man endlich die Heere am Rheine in Bewegung setze. Den 17. schloß er den Waffenstillstand mit Modena gegen Bezahlung von 10 Millionen Franken und Auslieferung von 20 Gemälden. Den 18. ließ er in Mailand zehn Gemälde, einige Vasen und eine Anzahl kostbarer Handschriften wegnehmen und verkündete der Lombardei (einem sehr reichen Lande, wie er den Direktoren meldete, wenn es nicht durch fünfjährige Kriegführung erschöpft wäre), daß Frankreich ihr die Befreiung vom österreichischen Joche bringe, aber dafür einen Beitrag zu den Kriegskosten von 20 Millionen fordern müsse.

Inmitten dieser unvergleichlichen Erfolge, die seinen Namen in allen Ruhmestönen durch Frankreich und Europa trugen, empfing er am 13. Mai den Beschluß des Direktoriums über die Teilung der Armee und des Oberbefehls. Er war, soweit wir sehen können, nicht einen Augenblick zweifelhaft über die Antwort. Gleich am folgenden Tage schrieb er zurück, was über seine und Frankreichs Zukunft entschied. „Eure Hoffnungen sind erfüllt, die Lombardei gehört der Republik. Beaulieu hat immer noch ein zahlreiches Heer und erwartet jeden Tag 10 000 Mann Verstärkung. Ich halte es für unpolitisch, unter diesen Umständen das Heer zu teilen; es ist gegen das Interesse der Republik, zwei verschiedene Generale dort anzustellen. Die Expeditionen auf Livorno, Rom, Neapel haben nicht viel auf sich. Man muß sie mit einzelnen, staffelförmig aufgestellten Divisionen machen, die man bei jedem Vorgehen der Oesterreicher gegen diese zurückrufen kann. Dazu ist aber nicht bloß Einheit des Oberbefehls, sondern unbeschränkte Vollmacht für den Feldherrn erforderlich. Wenn ihr mir Hindernisse aller Art in den Weg legt, wenn ihr meine Schritte von dem Urteil der Regierungskommissare abhängig macht, so erwartet nichts Gutes. Wollt ihr eure Mittel durch Teilung schwächen und die Einheit des militärischen Gedankens zerstören, so verliert ihr die schönste Gelegenheit, Italien unter eure Gesetze zu beugen. Was ihr hier be-

dürft, ist ein General, dem ihr euer volles Vertrauen schenkt. Wenn ich dies nicht bin, so werde ich mich nicht beklagen, sondern mit doppeltem Eifer euch anderwärts zu dienen suchen. Jeder hat seine Art, Krieg zu führen. Kellermann hat mehr Erfahrung als ich und wird ihn besser führen; sicher aber ist, daß wir beide gemeinschaftlich ihn schlecht führen werden. Ihr begreift, wie schwer mir eine solche Erörterung wird, bei der ich den Schein selbstsüchtigen Ehrgeizes auf mich nehmen muß. Aber ich darf mich dadurch nicht abhalten lassen, euch auf das wahre Interesse Frankreichs aufmerksam zu machen. Ich kann nur dann dem Vaterlande wesentliche Dienste leisten, wenn ich euer volles Vertrauen besitze. Wenn ihr diesen Brief empfangt, sind wir schon wieder in Bewegung; eure Antwort wird mich wohl vor den Thoren Livornos treffen."

In einem besonderen Schreiben an Carnot setzte er noch hinzu: „Ein schlechter General ist besser als zwei gute. Der Krieg ist wie die Regierung eine Sache des Taktes. Ob ich hier oder anderwärts kämpfe, ist mir gleichgültig. Dem Vaterlande dienen, einen Platz in der Geschichte erringen, der Regierung meine Ergebenheit bethätigen, das ist mein ganzer Ehrgeiz. Aber das Eine liegt mir am Herzen, nicht in acht Tagen alle Früchte zweier angestrengter Monate zu verlieren und mich nicht gehindert zu fühlen."

Man konnte nicht höflicher in der Form und fester in der Sache auftreten. Bonaparte drohte nicht ausdrücklich mit seiner Entlassung; lediglich im Interesse des Vaterlandes wollte er an jedem Orte, in jeder Stellung dienen, nur gerade in der einen nicht, welche das Direktorium ihm zuwies. Und unterdessen schwamm Paris in dem Glanze der Siegesfeste, unaufhörlich verfügten die Fünfhundert, daß das Heer von Italien sich wieder um das Vaterland verdient gemacht habe, und alle die ungesetzlichen Verträge lieferten eine Million nach der andern in den durstenden Staatsschatz. Und den Schöpfer all dieser Triumphe sollte die Regierung von dem Schauplatze seiner glorreichen Thaten abberufen: der Eindruck im ganzen Lande mußte entsetzlich

sein, vollends wenn man den Namen des Generals erfuhr, welchem Bonaparte seine Stelle einzuräumen so bereitwillig war. Kellermann war ein wackerer, rechtschaffener, etwas eigensinniger, sonst von Grund aus bescheidener Offizier, dessen Namen einmal bei Valmy und dann nicht wieder genannt worden war, dem jedermann die tüchtige Führung einer Division, aber sonst auch gar nichts weiter zutraute.

Gerne oder ungerne, die Regierung mußte sich unterwerfen. Sie hatte Kellermann bereits seine neue Bestimmung bekannt gemacht und am 18. Mai noch einmal dem General Bonaparte die bevorstehende Ankunft seines Kollegen angezeigt. Jetzt blieb ihr nichts übrig als der einfache Widerruf. Am 21. Mai meldete sie dem General, sie habe seinen Wunsch, den Oberbefehl in Italien ungeteilt fortzuführen, in reife Erwägung gezogen; ihr Zutrauen in seine Talente und seinen republikanischen Eifer habe diese Frage bejahend entschieden. Kellermann werde in Chambéry bleiben. Bonaparte möge thunlichst bald gegen Livorno ziehen. Die sonstigen Operationen gegen Mantua oder Tirol könne man nicht von Paris aus lenken; Bonaparte erhalte darüber unbeschränkte Vollmacht, jedoch empfehle ihm das Direktorium kluge Vorsicht und wünsche nur, daß er nicht früher nach Tirol aufbreche, als er die Expeditionen gegen Süditalien vollendet habe. Wie man sieht, war die Niederlage der Regierung vollständig. Bonaparte durfte sich fortan thatsächlich als souveränen Kriegsherrn der italienischen Armee betrachten. Mochte künftig das Direktorium noch gute Ratschläge in befehlender Form erlassen oder die Kompetenz der Regierungskommissare näher festzustellen suchen: der General wußte, was er darauf zu geben hatte. Seit diesem 21. Mai verfügte er über militärische und diplomatische Fragen, beherrschte die Verwaltung und die Finanzen der unterworfenen Lande, bestimmte das Geschick der italienischen Staaten nach seinem Gutbefinden. Auf die Erörterungen des Direktoriums nahm er seitdem ungefähr so viel Rücksicht wie ein kriegführender Monarch auf die diplomatischen Wünsche einer benachbarten Großmacht. In ihm selbst hatte

die märchenhafte Reihe der rasch geernteten Erfolge das Bewußtsein und damit die Fülle der eigenen Kraft unendlich gesteigert[1]). Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, eröffnete sich seinem geistigen Blicke ein neuer, immer weiterer Horizont. Das Selbstvertrauen, von dem er erfüllt war, und mit dem er seine ganze Umgebung zu erfüllen wußte, gab jedem seiner Worte eine hinreißende Entschiedenheit. Er fing an, jede Schwierigkeit zu verachten, jedes Erreichte gering zu schätzen, immer wachsende Entwürfe hervorzutreiben. Mit unbegrenzter Begeisterung hingen die nächststehenden Genossen an ihrem General, der in dieser Zeit sein mächtiges Uebergewicht noch mit dem Glanze jugendlicher Liebenswürdigkeit zu umgeben verstand. Jeder von ihnen hatte das Vorgefühl einer schrankenlosen Zukunft; noch wurde ihr Ehrgeiz durch lebhaften Gemeinsinn und republikanischen Enthusiasmus erwärmt, und der Führer, der weder an dem einen noch dem andern teilnahm, ließ sie gewähren in einer Gesinnung, die für den Augenblick ihre Leistungsfähigkeit erhöhte, und die er jederzeit für seine Zwecke zu beherrschen sicher war.

Der Boden freilich, auf welchem er dieses Gebäude welterfüllenden Ruhmes zunächst aufführte, litt entsetzlich. Wohl war in jedem Manifeste des Generals aufs neue die Rede von der Befreiung Italiens, der Herstellung des Kapitols, der Bruderliebe der Völker. Aber eine Million nach der andern wurde von dem unglücklichen Lande erpreßt; außer den Kunstwerken wurde das Kirchensilber und das Geld der Leihhäuser weggenommen, Luxuspferde, Schiffbauholz und Segeltuch requiriert: führt aus Italien, schrieb das Direktorium, alles hinweg, was sich fortbewegen läßt und uns irgend nützlich sein kann. Zu diesen amtlichen Konfiskationen kam dann die Habgier der einzelnen. Die Mehrzahl der niederen Offiziere, Kommissare und Lieferanten schrieben Requisitionen aller Art auf eigene Faust aus; die Soldaten, welche bei der Nichtsnutzigkeit der Verwaltung

[1]) Vgl. Marmonts Memoiren I, 186.

inmitten dieser Schätze darbten, ergingen sich fort und fort in unbarmherziger Plünderung der Dörfer und roher Mißhandlung der Einwohner. Bonaparte fuhr gelegentlich mit donnernden Tagesbefehlen dazwischen, ließ hier und da einen Beamten kassieren, zuweilen einzelne Marodeure kriegsrechtlich erschießen. Allein eine durchgreifende Besserung wurde auch jetzt, wo die Armee die Reichtümer des gelobten Landes zur Verfügung hatte, keineswegs erreicht. Wenn man die lange Reihe der stets wiederholten Klagen, Strafbefehle und sofort erneuten Ausschweifungen überblickt, so ist es unmöglich, zu einem andern Urteil zu gelangen, als daß Bonaparte immer dann mit wirksamer Strenge einschritt, wenn die Plünderung die militärische Zucht der Bataillone aufzulösen drohte, im übrigen aber die Zügel der Disziplin nachlässig schleifen ließ, wohl wissend, daß er dadurch nicht weniger als durch seine Triumphe die Soldaten fest an die Person ihres Feldherrn kette.

Um so schlimmer wurde natürlich die Stimmung des mißhandelten Volkes. Die österreichische Verwaltung war in jener Zeit, wo ein italienisches Nationalbewußtsein so wenig wie ein deutsches existierte, nicht gerade beliebt, aber auch in keiner Hinsicht verhaßt gewesen; in den Städten gab es manche Bewunderer der republikanischen Theorien, die Masse des Landvolks aber hatte über die Franzosen nur gehört, daß sie blutdürstige Feinde der heiligen Kirche seien. So rief die Roheit und Habgier der Eroberer auf der Stelle den grimmigsten Haß hervor, und als Bonaparte acht Tage nach seinem Einzuge in Mailand die Stadt wieder verließ, um seine gegen den Mincio vorwärtsdrängenden Kolonnen einzuholen, schlug die Flamme der Empörung in seinem Rücken, in Mailand selbst, dem platten Lande bis zum Tessin, sowie in Pavia, lichterloh in die Höhe. Der General kehrte auf der Stelle um, fand die Unruhe in der Hauptstadt bereits gedämpft und eilte mit etwa 1200 Mann schleunigst gegen Pavia. Unterwegs fand er Widerstand bei den Bauern des Dorfes Binasco, ließ zum schreckenden Beispiel den Ort niederbrennen und zusammenhauen, was

den Truppen in die Hände fiel. Unaufhaltsam ging es dann weiter gegen Pavia, wo die geschlossenen Thore gesprengt, ein entsetzliches Blutbad in den Straßen angerichtet und die Stadt sechsunddreißig Stunden lang der Plünderung der erhitzten Soldateska preisgegeben wurde. Der Zweck dieser jammervollen Thaten wurde vollständig erreicht: ein dumpfer Schrecken lag weithin auf dem Lande, und keine Hand wagte sich ferner gegen die französische Herrschaft zu erheben.

Diese Störung gründlich abgethan, eilte Bonaparte zu seinen aktiven Divisionen zurück. Auch hier stand der Plan seiner demnächstigen Operationen seit langer Zeit in seinem Geiste fest. Die Aufgabe war, den Rest des österreichischen Heeres aus Italien hinauszudrängen und dann selbst eine Stellung zu nehmen, in welcher mit möglichst geringen Mitteln das Land gegen neuen Einbruch von der deutschen Seite zu decken wäre. Zu diesem Behufe hatte er sich mit scharfem Blicke die Linie des Etschflusses auserſehen. Indem man das Thal desselben am Gardasee absperrte, schloß man den einzigen militärisch bedeutenden Zugang Italiens von Tirol her. Von dort strömte der tiefe und reißende Fluß etwa zwanzig Meilen weit bis zum Meere und deckte somit, abgesehen von den östlichen Provinzen Venedigs, die ganze italienische Halbinsel gegen Deutschland. Allerdings stand der Besetzung dieser Linie durch die Franzosen ein rechtliches Hindernis im Wege: die beiden Ufer der Etsch, von der Tiroler Grenze bis zur Mündung, waren venetianisches, mithin neutrales Gebiet. Aber Venedig hatte, wie wir sehen werden, keine Waffenmacht zur Deckung seiner Neutralität aufgestellt, und Bonaparte war nicht gesonnen, seinen Siegeslauf durch papierne Schranken irgendwo hemmen zu lassen.

Es ging also vorwärts, zunächst zum Mincio, wohin Beaulieu nach dem Treffen von Lodi seinen Rückzug gerichtet hatte, um die wichtige Festung Mantua, die inmitten der Seen oder Sümpfe des unteren Mincio gelegen ist, mit stärkerer Besatzung und Lebensmitteln zu versehen.

Unterdessen nahm Bonaparte die Miene an, als wenn seine Hauptmacht sich gegen den oberen Lauf des Flusses wenden solle; er ließ drei Divisionen in die hier sich ausdehnenden venetianischen Provinzen von Bergamo und Brescia einrücken (23. bis 25. Mai); er selbst nahm von der letztgenannten Stadt am 28. Besitz, mit einer wohltönenden Proklamation, in welcher er Venedig die Freundschaft Frankreichs und dem Volke strenge Mannszucht und Bezahlung aller Lieferungen verhieß. Beaulieu fand sich durch diese Märsche in seiner Rückzugslinie nach Tirol bedroht; er gedachte so wenig wie Bonaparte einen Unterschied zwischen neutralem und feindlichem Gebiete zu machen und befahl dem General Liptay die Besetzung der zu Zeit freilich sehr verfallenen Festung Peschiera, am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee. Dieser vollzog die Weisung am 26. Mai ohne Schwierigkeit[1]), indem er von dem venetianischen Befehlshaber die Erlaubnis zum Durchmarsch einer Reiterpatrouille von 50 Pferden erbat, dann aber, während diese das Thor geöffnet hielt, mit starken Massen Fußvolks plötzlich über die ungerüsteten Venetianer hereinbrach. Von Widerstand konnte keine Rede sein, da die venetianische Besatzung nur aus sechzig Invaliden bestand.

Er that damit in mehr als einer Beziehung, was Bonaparte sich wünschen mochte. Zunächst war durch Liptays Entsendung die österreichische Streitmacht weiter stromabwärts erheblich geschwächt worden, und Bonaparte ließ sofort vier Divisionen in schleunigstem Marsche gegen die Brücke von Borghetto vorgehen, wo am 30. Mai ihre Uebermacht die dünne Kordonstellung der Gegner nach kurzem Gefechte völlig zersprengte. Seitdem war für Beaulieu kein Halten mehr. Einige seiner Abteilungen warfen sich nach Mantua hinein, dessen Garnison dadurch auf etwas über

[1]) Es ist also nicht richtig, wenn Lanfrey (Hist. de Napoléon I, 132) die Besetzung Brescias durch Bonaparte dem Ueberfall Peschieras vorausgehen läßt. Vgl. Rüstow 150. Die Venetianer selbst beschwerten sich in Wien, daß die Oesterreicher die Verletzung der Neutralität begonnen hätten, Romanin IX, 314.

12 000 Mann gebracht wurde; die andern eilten zurück zur Etsch und dann diese aufwärts in das Tiroler Gebirge; auch Peschiera wurde wieder geräumt, so daß am 1. Juni außer Mantua kein österreichischer Soldat mehr auf italienischem Boden stand. Bonaparte ließ darauf Masséna mit 35 Bataillonen den Ausgang des Etschthales und das südliche Ende des Gardasees bewachen, Mantua durch Serrurier und Augereau einschließen und schickte sich ohne Zaudern zu den Expeditionen gegen den italienischen Süden an, nach deren Ausbeute, wie wir wissen, schon längst der französische Finanzminister schmachtete.

Drittes Kapitel.

Venedig. Rom. Spanien.

Es war ungefähr der zehnte Teil der österreichischen Heeresmacht, welchen Bonaparte vor sich hergetrieben und außer Kampf gesetzt hatte. Aber wie unendlich weit über dieses Maß hinaus ging die Wirkung seiner Siege! Es war, als habe ein Blitzstrahl den gewaltigen Baum der Koalition in seinen Wurzeln getroffen; der Stamm ragte noch scheinbar unversehrt in die Lüfte, aber alle Aeste begannen plötzlich zu verdorren. Mit einem Schlage waren die Machtverhältnisse Europas verwandelt; Italien, Spanien, Deutschland fanden sich in neue Bahnen fortgerissen.

Bonapartes stolzes Wort an das Direktorium: schenkt mir Vertrauen, und Italien ist euer — war schon Anfang Juni wahr geworden. Am 15. Mai schloß das Direktorium den Friedensvertrag mit Sardinien: nicht eben freudigen Herzens, weil die Mehrheit lieber das Land vollständig republikanisiert hätte, aber doch nicht entschlossen genug war, in solcher Weise Bonapartes System zu kreuzen. Um so schlimmer war die Behandlung, durch welche der Minister

Delacroix dem sardinischen Gesandten die volle Tiefe seiner Niederlage klar machte. Ihr habt keine Bedingungen zu stellen, sagte er, ihr habt die unsrigen zu vernehmen und zu unterzeichnen. Viktor Amadeus hätte jetzt, um Nizza zu retten, die Insel Sardinien abtreten, er hätte, um Mailand zu gewinnen, ein Offensivbündnis mit Frankreich abschließen mögen. Aber nicht die mindeste Aenderung an den einmal diktierten Forderungen wurde ihm zugelassen. Behandelt uns, rief einmal der Gesandte, daß wir eure Freunde, aber nicht eure Gefangene werden[1]). Aber eben dies war die Meinung des Direktoriums. Der König mußte die einfache Abtretung von Nizza und Savoyen vollziehen, ohne daß weiter von Tausch oder Entschädigung die Rede hätte sein dürfen. Der Umfang der piemontesischen Gebiete, welche die Franzosen während des österreichischen Krieges besetzt halten sollten, wurde etwas beschränkt, dafür ihnen zu den früher eingeräumten Festungen auch noch das wichtige Alessandria überlassen und die Schleifung der gegen Frankreich gerichteten Festungen Susa und Brunetta angeordnet. Piemont blieb damit vollständig der französischen Militärgewalt unterworfen. Der König bezahlte und ernährte die französischen Garnisonen, überließ der französischen Armee in seinem Lande mehrere Etappenstraßen, schlug alle politischen Prozesse nieder und setzte alle politischen Gefangenen in Freiheit. Die Selbständigkeit und Sicherheit der sardinischen Monarchie lebte vermöge dieser Bestimmung nur noch von der Gnade der französischen Regierung.

Nicht besser als dem sardinischen Gegner erging es, im Osten der Lombardei, dem neutralen Venedig. Bei der Wichtigkeit, welche dessen spätere Katastrophe für die Gesamtlage Europas haben sollte, ist es nötig, hier einen kurzen Rückblick auf die Zustände und Beziehungen der Lagunenstadt zu nehmen.

Die alte und berühmte Republik, welche einst unter den

---

[1]) Sandoz an den König von Preußen 16. Mai. Der König an Sandoz 27. Mai.

Handelsstaaten, ja unter den Großmächten Europas eine so ehrenvolle Stellung eingenommen, war seit lange von jeder thätigen Politik zurückgetreten. Rings umgeben von österreichischen und türkischen Besitzungen, hatte sie während des achtzehnten Jahrhunderts kein anderes Ziel verfolgt, als von den gefährlichen Welthändeln entfernt zu bleiben, ihren übermächtigen Nachbarn keinen Anlaß zum Hader zu geben, den Wohlstand ihrer Unterthanen in jeder Richtung zu pflegen. Diese Aufgabe war von ihrer sorgsamen, überall bevormundenden, aber einsichtigen und wohlwollenden Regierung in anerkennenswerter Weise gelöst worden. Die Landschaften blühten in Acker- und Gartenbau, welcher auf dem fruchtbaren Boden und unter dem milden Himmel die reichsten Früchte brachte; die Seiden- und Glasfabriken, die Juweliere und Silberarbeiter des Landes waren berühmt, und wenn man an dem Welthandel nur noch sehr geringen Anteil nahm, so vermittelten die Hauptstadt und Chioggia doch fast ausschließlich die kommerziellen Beziehungen der österreichischen und päpstlichen Provinzen mit dem Orient. So brachte das Land, auf eine Bevölkerung von ungefähr drei Millionen Menschen, ohne große Beschwerde dem Staate eine Jahreseinnahme von mehr als neun Millionen Dukaten auf[1]), deren Erhebung, von der Regierung auf die einzelnen Provinzen verteilt, dann von gewählten Lokalbehörden bei den Bürgern bewirkt wurde. Die politische Macht lag ausschließlich in der Hand des hauptstädtischen Adels, unter dem sich wieder eine engere Gruppe reicher und angesehener Familien in dem bleibenden Besitze der wichtigsten Aemter behauptete. Der offizielle Lenker der Regierung war der auf Lebenszeit gewählte Doge, das offizielle Organ der gesetzgebenden Gewalt die allgemeine Adelsversammlung, der Große Rat; die wirkliche Macht aber wurde von dem Senate als dem Ausschusse des Großen Rates, von der Signorie, dem Geheimen Rate des Dogen, und von dem Ministerium

---

[1]) Raccolta cronologica-ragionata di documenti inediti ... (sulla) caduta della republica di Venezia, 1799, S. 15.

desselben, dem sogenannten Kolleg der Weisen, sowie von den vielberufenen Inhabern der hohen Polizei, den Staatsinquisitoren und dem Rate der Zehn, geübt. Fragt man nach der damaligen Tendenz dieser Regierung, so faßt sie ein Agent des französischen Direktoriums, also ein geborener Feind aller Aristokratie, in die Worte zusammen: Beschützung der niederen Volksklassen gegen die höheren. Eine strenge Disziplin unter den regierenden hauptstädtischen Nobili, eine argwöhnische Ueberwachung des unterthänigen Adels in den Provinzen, eine niemals aussetzende Beaufsichtigung des Klerus in seinem Verhalten gegen die Laien war das Hauptaugenmerk der Signorie und der Inquisitoren. Längst hatte diese Adelsregierung in all ihren Provinzen die mittelalterlichen Adelsvorrechte, die gutsherrlichen und feudalen Privilegien beseitigt; unter dem Staatsbeamten, der an die Spitze der Provinz gestellt war, standen in den meisten Kommunen Ortsbehörden, die von der Gesamtheit der Bürgerschaften gewählt wurden. Die Staatsinquisition hatte durch das Geheimnis ihres Verfahrens den Ruf tyrannischer Willkür durch ganz Europa: in den Zeiten ihrer Kraft hatte aber fast nur der Adel die Schwere ihrer Hand gefühlt, und damals, am Ende des Jahrhunderts, war sie schwach und lahm geworden, wie der gesamte Mechanismus des gealterten Staates. Der Löwe von S. Marco führte damals ein mildes Regiment, das weder im Guten noch im Bösen zu großen Leistungen die Kraft besaß. In den Staaten wie in den einzelnen Menschen versiegt die Energie des inneren Lebens, sobald sie aufhören, sich weitere Ziele als den Genuß des Vorhandenen zu setzen.

Der Zustand der einzelnen Provinzen zeigte mannigfache Verschiedenheiten. Die kräftigste Bevölkerung war in den Landen auf beiden Ufern der Etsch, in Verona und Crema, in Bergamo und Brescia. Es waren volkreiche und wohlhabende Städte, stattlich begüterte Edelleute, rüstige und waffengeübte Bauern. Die unendliche Mehrheit war ihrem Staate unbedingt ergeben; aber sie wünschten eine Reform der Verfassung, welche ihnen Teilnahme an Ge-

setzgebung und Regierung gegeben hätte. Von schwächerem Stoffe waren die Umwohner der Pomündungen, der Polesina und des alten Dogado. Die Edelleute waren dort durchgängig ohne Reichtum noch Einfluß, die Bauern waren friedfertig und unterwürfig, beide Klassen aber mit der Herrschaft der städtischen Patrizier unzufrieden; sie klagten, daß, während die Regierung in das stolze Bergamo und Brescia stets die hervorragendsten und tüchtigsten Beamten sende, ihr Bezirk zur Ausstattung und Bereicherung der armen und heruntergekommenen Nobili verwandt werde. Französische Agenten meinten, hier werde sich am ersten das Material zu einem Aufstande gegen die venetianische Republik zusammenbringen lassen. Im Nordosten, im Friaul, waren die Zustände sonst den brescianischen ähnlich, nur zürnte hier der gesamte Adel der hauptstädtischen Regierung wegen der Beseitigung der lehens- und gutsherrlichen Rechte und hatte keinen lieberen Wunsch, als den Löwen von S. Marco mit dem kaiserlichen Doppeladler zu vertauschen[1]). Der Signorie waren diese Stimmungen nicht unbekannt, und um so argwöhnischer war sie gegen jeden Schritt der österreichischen Regierung auf ihrer Hut.

Sie wußte allerdings wohl kaum etwas Bestimmtes über die russisch-österreichischen Verhandlungen von 1782 und 1795. Aber nach der allgemeinen Haltung der Kaiserhöfe erwartete sie nichts Gutes und war um so mehr darauf bedacht, die seit Anfang des Revolutionskrieges eingehaltene Neutralität auf das sorgsamste zu bewahren. Hierüber waren alle Staatsmänner der Republik einverstanden: dagegen gingen die Ansichten scharf auseinander über die Frage, auf welche Weise man diese neutrale Stellung am wirksamsten zu sichern hätte. Die einen erklärten für diesen Zweck umfassende Rüstungen für unerläßlich, ohne welche man jeden Augenblick die Verletzung der Grenzen durch die übermächtigen und übermütigen Kämpfer zu befahren habe:

---

[1]) Nach den Berichten französischer Agenten an das Direktorium, 1796 und 1797, im auswärtigen Archive, Paris.

die andern besorgten umgekehrt, daß jede Truppenaufstellung nur dazu dienen werde, die Republik rascher in kriegerische Verwickelungen hineinzuziehen. Da nun bis Ende 1795 der Kriegslärm weit von den venetianischen Grenzen entfernt blieb und Nichtsthun einem Arbeitsscheuen stets das Bequemste und Wohlfeilste scheint, so trug es die Partei der unbewaffneten Neutralität mit großer Mehrheit über die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht davon. Es blieb in den italienischen Provinzen bei den gewohnten schwachen Garnisonen von ungefähr 5000 Mann; der Rest des Linienheeres, 18 000 Mann, lag nach wie vor in den dalmatinischen und albanesischen Grenzstrichen. Nicht das Geringste geschah, um die alte Einrichtung der Landmiliz, deren Rahmen auf eine Stärke von 30 000 Mann bemessen war, militärisch zu kräftigen. Für die Kriegsflotte hatte man ein reiches Material zur Ausrüstung von etwa fünfzig Fahrzeugen im hauptstädtischen Arsenal, aber auch diese prachtvollen Vorräte blieben zum größten Teil unbenutzt. Die Festungen der Terrafirma waren verfallen, schwach besetzt, unvollständig bewaffnet; keine derselben war in der Lage, einem ernsten Angriffe einen Tag lang zu widerstehen. Der Krieg war vier Jahre hindurch in unschädlicher Ferne verlaufen: man überließ sich der Hoffnung, es werde in der Zukunft nicht anders sein. Am wenigsten glaubte man an eine Gefahr von französischer Seite, obwohl sehr entschiedene Warnungen an die Inquisitoren gelangt waren; namentlich der Gesandte in der Schweiz, Sanfermo, hatte mehr als einmal von dem Wunsche des Wohlfahrtsausschusses gemeldet, Venedig wie Holland zu behandeln und dort, wie in ganz Italien, die Herrschaft der Demokratie zu gründen. Die Signorie konnte sich aber nicht entschließen, so unbequemen Vorstellungen Glauben zu schenken. Man meinte, den Franzosen die Beweise ganz besonderer Freundschaft gegeben zu haben: hatte man doch zu großem Aerger der verbündeten Mächte die Republik offiziell anerkannt und Ende 1794 sogar einen diplomatischen Vertreter derselben, den greisen und besonnenen Lallemant, in Venedig zugelassen.

Sicher war so viel, daß, wenn es in Paris Feinde Venedigs gab, Lallemant nicht zu denselben gehörte. Sobald der Gesandte die Stellung Venedigs einigermaßen studiert hatte, entwickelte er seiner Regierung die Ansicht, daß Oesterreich sich für seine Kriegsverluste an Italien und namentlich an der venetianischen Terrafirma zu erholen wünsche. Er erörterte dann, wie wichtig es für Frankreich sei, dies nicht zuzulassen; er meinte, man solle alles aufbieten, die Oesterreicher ganz aus Italien zu verjagen, Mailand und Bologna als Republik unter französischem Schutze einzurichten und Venedigs Bündnis durch Abtretung einiger Mailänder Grenzbezirke zu gewinnen. Das Direktorium, welches aus Konstantinopel ganz ähnliche Berichte über die Bedrohung der Türkei durch die Kaiserhöfe erhielt, ging auf Lallemants Gesichtspunkte ein und beauftragte ihn am 10. Dezember 1795, Venedig zu einem Bündnisse mit dem Sultan aufzufordern, welches gegen die gemeinsamen Widersacher Stellung nehmen und an Frankreich, ja vielleicht auch an Spanien den kräftigsten Rückhalt finden sollte. Venedig, sagte das Direktorium, ist verloren, sobald die Türkei zusammenbricht; alle seine Interessen stehen im Widerspruch mit den Wünschen der alliierten Mächte: könnte der Senat es gerne sehen, wenn die Engländer oder Russen ihre alte Absicht durchsetzten, die Insel Malta sich anzueignen?[1]) Die Beantwortung dieser Frage wäre im Senate nicht zweifelhaft gewesen: aber freilich, an eine so energische und thätige Politik, wie das Direktorium sie vorschlug, war deshalb bei den besorgten Staatsmännern doch nicht zu denken. Bei ihrem ablehnenden Schweigen kam man in Paris wieder auf die feindlichen Gedanken des Wohlfahrtsausschusses zurück. Lallemant erhielt die Weisung, allerlei Beschwerde zu erheben, einmal über den Durchmarsch österreichischer Truppen durch venetianisches

---

[1]) Archiv des Auswärtigen, Paris; Romanin (storia documentata di Venezia) hat von diesen ersten Verhandlungen keine Kunde.

Gebiet, sodann über den Aufenthalt des französischen Prätendenten, Ludwigs XVIII., in der venetianischen Stadt Verona. Den ersten dieser Punkte konnten die Venetianer sehr leicht erläutern. Da die österreichischen Besitzungen in Tirol und der Lombardei durch einen venetianischen Landstrich getrennt waren, so hatte die Republik seit Anfang des Jahrhunderts den Oesterreichern hier eine Etappenstraße vertragsmäßig eingeräumt, anderwärts aber schlechterdings keine österreichischen Transporte zugelassen. Etwas mißlicher stand es mit der anderen Frage. Zwar hatte der Wohlfahrtsausschuß sich einverstanden erklärt, daß Venedig dem ausgewanderten Prinzen gastfreie Aufnahme gewähre; seitdem aber war 1795 der Tod des jungen Dauphins erfolgt, und sofort hatte darauf der Oheim den Königstitel angenommen, die Huldigung zahlreich herbeiströmender Emigranten und die Glückwünsche einiger befreundeter Höfe empfangen und hiermit dem Direktorium allerdings Grund zum Anstoß gegeben. Die Staatsinquisitoren berieten die Sache am 31. März; auf ihren, durch die Weisen unterstützten Antrag beschloß der Senat die Ausweisung des Prätendenten und ließ demselben seinen Befehl am 13. April eröffnen[1]). Die Maßregel war widerwärtig an sich selbst und doppelt unangenehm in Rücksicht auf die verbündeten Mächte. Oesterreich liebte zwar den Prätendenten ganz und gar nicht, war aber um so verdrießlicher, daß er infolge der venetianischen Ausweisung jetzt an den Oberrhein, zum Condéschen Corps, hinüberkam. Vollends aber Rußland that das mögliche, um Venedig seine höchste Ungnade empfinden zu lassen, beauftragte seinen dortigen Gesandten, Ludwigs Ansprüche gegen die Republik zu vertreten und verwickelte Venedig in fernere Weiterungen mit dem Direktorium, indem es den Hauptwühler der französischen Emigration, den Grafen d'Antraigues, bei seiner Gesandtschaft

---

[1]) Raccolta cronologica p. 121. Diese Daten zeigen, daß der Beschluß vor dem Beginne von Bonapartes Operationen gefaßt wurde.

anstellte und dadurch die Ausweisung desselben der Republik unmöglich machte. Die französische Regierung war damit im Grunde des Herzens sehr zufrieden: da sie die vollste Sicherheit besaß, daß Venedig nicht der Koalition beitreten würde, war ihr ein kleiner Hader mit der Republik genehm, um damit dem hülflosen Staate irgendwelche Sühne abpressen zu können.

So lagen die Dinge, als Ende Mai die Kriegsflut die venetianischen Landschaften erreichte. Weder Oesterreicher noch Franzosen waren gesonnen, die Rechte des neutralen Gebietes gewissenhaft zu achten. Gleich nach dem Treffen von Lodi nahm General Kerpen seinen Rückzug durch den venetianischen Bezirk von Crema, zog damit eine verfolgende französische Kolonne sich dorthin nach und lieferte Bonaparte den erwünschten Vorwand, mit seiner Hauptmasse die Provinz Brescia zu besetzen. Die venetianischen Beamten legten Verwahrung ein, hatten aber keine Truppen, derselben Nachdruck zu geben. Unmittelbar darauf folgte vielmehr der Ueberfall Peschieras durch den österreichischen General Liptay, und obwohl wenige Tage später die Kaiserlichen sich vollständig nach Tirol zurückzogen, benutzte Bonaparte doch den Vorfall, um das venetianische Gebiet nach allen Seiten hin seiner militärischen Herrschaft zu unterwerfen. Vor allem war ihm an dem Besitze Veronas gelegen, welches den Uebergang über die Etsch und die Straße von Tirol nach Mantua beherrschte. Er empfing also am 1. Juni den venetianischen Generalproveditore des Festlandes, Foscarini, einen gutmütigen und schwachen Mann, der stets in Venedig die besten Beziehungen zu Frankreich befürwortet hatte[1]), mit affektiertem Zorne. Venedig habe zuerst durch die Beschützung Ludwigs XVIII. und jetzt durch die Ueberlieferung Peschieras seine heimtückische Feindseligkeit verraten; er habe Befehl vom Direktorium, die Stadt Verona, das Asyl des Prätendenten, zu bombardieren und niederzubrennen; für die Wiedereinnahme Peschieras habe

[1]) Lallemant an Delacroix 27. Germinal IV.

französisches Blut fließen müssen, und dieses schreie nach Rache an dem treulosen Venedig. Foscarini, vollkommen niedergeworfen durch die Heftigkeit des Generals, bat nur um Gnade für das unglückliche Verona und stimmte beinahe mit Freuden zu, als Bonaparte nach langem Sträuben endlich auf das Bombardement verzichtete, wenn die Stadt französische Besatzung aufnähme. Der arme Foscarini wußte nicht einmal, daß während dieses Gespräches General Masséna bereits gegen Verona im Anmarsche war und von dem wehrlosen Kommandanten die Oeffnung der Thore erzwang. Uebrigens blieb Bonaparte bei der Erklärung, daß er nur auf eigene Verantwortung sich für den Augenblick so milde zeige, vor einem endgültigen Beschlusse aber die Weisungen des Direktoriums abwarten müsse, und erregte damit, wie er es wünschte, den tiefsten Schrecken bei der Signorie. Sie sah sich im Geiste schon in den Lagunen selbst bedroht; sie zog eiligst einige tausend Slavonier zum Schutze der Hauptstadt heran; sie sandte zwei der hervorragendsten Mitglieder des Ministeriums, Battagia und Erizzo, um den zürnenden Feldherrn zu beschwichtigen. Bonaparte, der indessen Verona und Peschiera in Besitz genommen, führte denn bei diesen eine freundlichere Sprache, erzählte ihnen, daß die französische Republik Italien vom österreichischen Joche zu erlösen und den Italienern wiederzugeben gedenke, deutete an, daß die Lombardei ein selbständiger Staat und damit Venedig von der drückenden Nachbarschaft Oesterreichs befreit werden solle: aber auch hier war das letzte Wort, er müsse sehen, was das Direktorium über Ludwig XVIII. und Peschiera sagen werde[1]).

Dies alles war nun ganz und gar nicht ehrlich, wohl aber wirksam im höchsten Grade. Die französische Regierung dachte in dieser Zeit durchaus nicht an die Republikanisierung der Lombardei, und Bonaparte sah völlig klar über die Unschuld der Venetianer in Peschiera: er schrieb dem Direktorium, 7. Juni, die Wahrheit sei, daß Beaulieu

[1]) Berichte Battagias bei Romanin IX. 310.

dort die Venetianer elend betrogen habe; doch halte er diesen Hader absichtlich offen, um damit Venedig zu einigen Zahlungen zu pressen oder auch noch weiter zu gehen, wenn das Direktorium es wünsche. Das erstere hatte er bereits vollständig erreicht. Die Gesandten waren zugleich geködert und eingeschüchtert. Sie machten keine Einwendung weiter gegen die Besetzung Veronas, sie sagten die beste Verpflegung des französischen Heeres zu, sie baten nur um Beschützung der Einwohner gegen die Räubereien der Soldateska. Denn diese hatten sofort mit der Besetzung des Landes in gleichem Umfange wie früher in Piemont und der Lombardei begonnen. Die Häuser wurden geplündert, die Güter verheert, die Frauen mißhandelt. Die Bevölkerung knirschte in ohnmächtigem Zorne; gleich in den ersten Wochen war der Grimm gegen die Franzosen so stark, daß von allen Seiten die Signorie die dringendsten Bitten um Erlaubnis zum Aufstande empfing. Bergamo bot 10 000 Bewaffnete; Verona erklärte, sich selbst helfen zu wollen, wenn die Regierung nicht helfen könne. Als der Senat eine Zusatzsteuer von 400 000 Dukaten ausschrieb, strömten außer derselben in wenigen Wochen freiwillige Beiträge von mehr als einer Million zusammen. Kurz, an Elementen des tüchtigsten Widerstandes fehlte es nicht. Aber es fehlte an dem Einen, an dem Entscheidenden, an dem Mute des Entschlusses bei der Regierung selbst. Bei vielen ihrer Mitglieder war es ohne Zweifel die Gewohnheit schlaffer Unthätigkeit, welche von jedem gewagten Schritte abhielt; dazu kam der blendende Glanz der französischen Siege, welcher den Kampf als völlig hoffnungslos erscheinen ließ. Sodann aber lastete auch auf den Mutigsten die bange Frage, wenn das Unwahrscheinliche gelänge, wenn man die Franzosen wirklich besiege, was dann die Republik von den triumphierenden Mächten der Koalition zu befahren habe? Denn was man aus Wien erfuhr, klang wenig tröstlicher für Venedig als Bonapartes wilde Ergüsse. Hatte dieser über die kurze Besetzung Peschieras durch die Oesterreicher gezürnt, so erklärte nach der Einnahme Veronas

durch die Franzosen der österreichische Gesandte, daß hier ein für den Kaiser höchst beleidigendes Einverständnis mit Bonaparte zu Tage trete. Als jene slavonischen Bataillone in den Lagunen sich zu sammeln begannen und die Regierung dem Prinzen von Nassau-Siegen den Oberbefehl über dieselben anzutragen gedachte, legte auf der einen Seite Lallemant Verwahrung gegen eine Rüstung ein, die unter den gegebenen Verhältnissen nur gegen Frankreich gerichtet sein könnte, und erklärte Thugut auf der anderen dem venetianischen Gesandten, daß der Kaiser die Ernennung Nassaus als eine Feindseligkeit gegen Oesterreich betrachten müsse[1]). Am 18. Juni knüpfte dann Lallemant im Auftrage des Direktoriums an jene Beschwerden über die Rüstung einen erneuerten Antrag auf ein Bündnis mit Frankreich. Er erinnerte an die Gefahr, welche Venedig durch die beiden Kaiserhöfe drohe, wie Oesterreich die Provinzen der Terrafirma, Rußland den Besitz der Jonischen Inseln begehre; wie einzig ein fester Anschluß an Frankreich, Spanien, die Türkei das politische Dasein Venedigs erretten könne. Es war der stete Verfechter mutiger Politik im venetianischen Senate, Francesco Pesaro, dem er diese Eröffnungen zu machen hatte: Pesaro räumte ihm die Richtigkeit seiner Angaben ein, erklärte ihm aber die Unmöglichkeit, den Senat zu einem solchen Entschlusse zu bringen. In der That hatte erst acht Tage früher, am 11. Juni, der Senat mit 160 Stimmen gegen 53 das Festhalten an dem bisherigen Systeme unthätiger Neutralität beschlossen.

Es war nicht, was das Direktorium, wohl aber, was General Bonaparte wünschte. Ein verbündetes Venedig hätte er wenigstens für eine Weile schonen müssen; das neutrale konnte er fortfahren in der so nachdrücklich begonnenen Weise auszubeuten. Das Direktorium ließ ihn hierbei gewähren; es antwortete auf Bonapartes Schreiben vom 2. Juni, daß eine von Venedig aufzubringende Anleihe

---

[1]) Nassau war in Wien mißliebig wegen seiner preußischen Gesinnungen.

von 12 Millionen in der That erwünscht sein und der General also wohl thun würde, eine gewisse Energie gegenüber dem Senate zu zeigen. Weiter aber wollten die Direktoren allerdings nicht gehen. Sie wollten Venedig ausnutzen, so viel wie möglich, dabei aber einen offenen Bruch vermeiden und den harmlosen Staat in seiner Schwäche fortvegetieren lassen.

Auf solche Art lag ganz Oberitalien von den Seealpen bis zur Adria unter französischer Botmäßigkeit. In demselben Augenblicke brachte auch der äußerste Süden der Halbinsel dem Eroberer seine Bitten um Schonung entgegen.

Am 1. Juni, eben dem Tage, an dem Foscarini Bonapartes Drohung auszuhalten hatte, erschien ein neapolitanischer Unterhändler im französischen Hauptquartier. Der Haß gegen die verruchten Jakobiner war allerdings in Neapel von jeher groß, der Eifer aber zum Kriege gegen Frankreich immer nur gering gewesen: Bonapartes reißendes Vordringen übte hier also auf der Stelle seine volle Wirkung, so daß Angst und Schrecken es über jede andere Rücksicht davontrug und sogar zu gleicher Zeit zwei Unterhandlungen statt einer eröffnet wurden. Der neapolitanische Gesandte in Wien, Marchese di Gallo, reiste nach Basel, um bei Barthélémy die Gesinnungen des Direktoriums zu erforschen; Fürst Belmonte-Pignatelli eilte zu Bonaparte, um den raschen Abschluß eines Waffenstillstandes zu erbitten. Der General empfing ihn mit höflicher Ueberlegenheit, war bereit, auf die Verhandlung eines Stillstandes einzutreten, erklärte aber, bei der glänzenden Lage der französischen Waffen müsse Neapel ihm dafür sichere Vorteile anbieten. Belmonte meinte, Neapel habe keine Verluste im Felde erlitten, und die Trennung der neapolitanischen Reiterei von dem österreichischen Heere sei Vorteil genug für die Franzosen. Sofort aber erhielt er eine Probe von dem diplomatischen Verfahren seines Gegners. Bonaparte erläuterte ihm mit militärischer Sachkunde und ruhigster Gelassenheit, wie bedenklich die Lage Neapels geworden sei: das fran-

zösische Heer, sagte er, komme durch eben eintreffende Verstärkungen auf die Masse von 80 000 Mann; die Hälfte derselben sei ausreichend zur Blockade Mantuas und zur Absperrung Tirols; mit 40 000 habe er zunächst den Kirchenstaat anzugreifen, werde nach vierzehn Tagen in Bologna, nach vier Wochen in Rom stehen und dann gegen Neapel aufbrechen, wo man nur 25 000 Mann ungeübter Truppen seinen sieggewohnten Veteranen entgegenstellen könne, abgesehen von 30 000 Milizen, die nicht einen Schuß Pulver wert seien; Neapel also sei verloren, wenn es die Dinge so weit kommen lasse; er handle als nachgiebiger Freund, wenn er unter diesen Verhältnissen einen Stillstand bewillige und dafür keine härteren Bedingungen stelle als etwa Ausweisung der französischen Emigranten aus dem Königreiche und Schließung der neapolitanischen Häfen gegen die Engländer. Indessen hielt sich Belmonte bei dieser drohenden Belehrung tapferer als vorher Foscarini; er erklärte solche Forderungen für ehrenrührig und folglich schlechthin unzulässig und setzte nach drei langen Konferenzen ihre Beseitigung durch. Bonaparte selbst wußte am besten, daß ein Zug gegen Neapel inmitten der österreichischen Kämpfe um Mantua allen militärischen Grundsätzen widerspreche, und hatte diese Wahrheit dem Direktorium mehr als einmal auf das nachdrücklichste vor Augen gestellt. Er schloß demnach am 5. Juni mit Belmonte dahin ab, daß die neapolitanische Reiterei das kaiserliche Heer verlassen und im Brescianischen, also von den französischen Divisionen umringt, Quartiere nehmen und hierauf alle Feindseligkeiten eingestellt und die neapolitanischen Kriegsschiffe von der englischen Flotte abberufen werden sollten; sofort würde dann ein neapolitanischer Gesandter die Unterhandlung des definitiven Friedens an einem von dem Direktorium zu bestimmenden Orte beginnen[1]). Die neapolitanische Regierung beeilte sich, den Vertrag zu bestätigen. Dem Direktorium schrieb der General, daß seine Armee 43 000 Mann stark

[1]) Belmontes Berichte, im neapolitanischen Archiv.

sei, die Besetzung der Etschlinie und der Lombardei 37 000 in Anspruch nehme, ein Zug gegen Neapel also unmöglich und der Stillstand äußerst vorteilhaft sei. Die Ziffern der Truppenstärke wichen, wie man sieht, recht sehr von den dem Fürsten Belmonte mitgeteilten ab: das Direktorium kannte ihre Unrichtigkeit, seufzte, daß Neapel ohne Kriegssteuer davonkomme, wagte aber dem General seine Zustimmung nicht zu versagen.

Kaum war die Tinte auf dieser Urkunde getrocknet, so eilte Bonaparte nach Mailand zurück, um von diesem Mittelpunkte aus Befehle der mannigfaltigsten Art nach allen Richtungen hin zu erlassen, Befehle, die für die Gegenwart und Zukunft Italiens entscheidend werden sollten. Noch lag eine österreichische Besatzung in der Citadelle von Mailand; von allen Seiten her wurde jetzt das schwere Geschütz zur Eröffnung einer ernstlichen Belagerung herbeigebracht, welche dann binnen wenigen Wochen den Platz in französische Hände lieferte. Darauf handelte es sich um die politische Organisation der Lombardei. Zwar die laufende Verwaltung ging ruhig ihren Gang, da der General gleich nach der Eroberung teils provisorische Behörden gebildet, teils die vorhandenen bestätigt und nur sie alle mit möglichst gutgesinnten Mitgliedern besetzt hatte: aber eine ganz andere Frage war es, welche Bestimmung man diesen Landschaften für die Zukunft zu geben gesonnen war, und hier zeigte sich sogleich eine neue Differenz zwischen Bonaparte und seiner Regierung, eine erheblich wichtigere als alle bisher vorgekommenen. Das Direktorium hatte, wie seine Depeschen deutlich erkennen lassen, über Italien kein festes und durchdachtes System. Der einzige lebhafte, stets wiederkehrende Wunsch war finanzielle Ausbeutung des Landes; hätte sich daneben ohne sonstige Beschwerde einer oder der andere Thron auf der Halbinsel umstürzen lassen, so würde man eine solche Bethätigung republikanischer Grundsätze in Paris mit Vergnügen gesehen haben: nur war für alle italienischen Fragen, außer den Gelderpressungen, bei dem Direktorium schlechterdings kein durchgreifendes Interesse vorhanden.

Fort und fort war sein Augenmerk in erster Linie auf Belgien und die Rheingrenze gerichtet: die Einnahme der Lombardei gewährte in seinen Augen wesentlich den Vorteil, durch ihre dereinstige Rückgabe den Kaiser zur Abtretung Belgiens geneigt zu machen, und unaufhörlich wurde Bonaparte angewiesen, daß dieser Gesichtspunkt bei der Behandlung des Landes nie aus dem Auge zu verlieren sei. Das Direktorium also betrachtete die Besetzung Mailands als eine vorübergehende Maßregel des Krieges, wünschte deshalb rasche und gründliche Ausnutzung des dortigen Reichtums und war bereit, beim Frieden den Besitz der Lombardei und damit den beherrschenden Einfluß in ganz Italien dem Kaiser zurückzugeben. Eine völlig entgegengesetzte Auffassung aber erfüllte Bonapartes Seele. Noch immer behauptete unter den Gegenständen, die seinen Ehrgeiz bewegten, Italien die erste Stelle. Abstammung, Neigung, Lebensgeschick, alles war ja zusammengetroffen, um ihm diese Richtung zu geben. Niemand wird sagen wollen, daß er Italien geliebt hätte, um es zu befreien oder zu beglücken: aber kein anderes Land erregte damals so nachdrücklich in ihm den Wunsch, es zu beherrschen und zu besitzen. Er war entschlossen, nimmermehr die österreichische Regierung auf der Halbinsel wieder zuzulassen, nimmermehr die Lombardei dem Kaiserhause zurückzugeben. Um ungestört gegen Oesterreich vorgehen zu können, hatte er den König von Sardinien zwar in unbedingte Abhängigkeit versetzt, aber gegen die jakobinischen Umsturzgelüste des Direktoriums in Schutz genommen und die Unfähigkeit seines Volkes zur Revolution nachdrücklich betont. Umgekehrt schrieb er sofort aus Mailand, daß die Lombarden reif zu republikanischer Freiheit seien. Die Masse der Bevölkerung trug, wie wir sahen, das französische Joch mit Schmerzen und Schrecken; Bonaparte aber ließ sich dadurch nicht abhalten, die kleine Zahl der Mailänder Demokraten um sich zu sammeln, und zeigte jetzt, Mitte Juni, dem Direktorium an, daß eine Deputation des lombardischen Volkes sich nach Paris begebe, um den mächtigen Schutz Frankreichs gegen

jede Wiederkehr der verhaßten österreichischen Herrschaft in Anspruch zu nehmen. „Immer mehr“, schrieb er, „macht sich dies Volk mit dem Gedanken der Freiheit vertraut; eine Menge junger Leute wünscht in unsere Brigaden eingereiht zu werden; ich weise sie zurück, weil es, glaube ich, gegen die Gesetze wäre, sie aufzunehmen; aber es könnte unserer Sache den größten Vorteil bringen, wenn man aus ihnen besondere lombardische Legionen bildete.“ Er versicherte, er werde in einer so heiklen Sache keinen Schritt ohne vorgängige Genehmigung des Direktoriums thun: in der Wirklichkeit aber setzte er hier wie überall durch unwiderrufliche Thaten die Regierung in die Notwendigkeit, ihre nachträgliche Zustimmung zu geben. Genug, es stand jetzt schon fest, daß die Lombardei, wie der General es Battagia gesagt, zu einem republikanischen Staate und nicht zur Rückgabe an Oesterreich bestimmt war. Durch welche Landschaften dann der Kaiser für den Verlust Belgiens getröstet werden möchte, darüber freilich hatte Bonaparte dem venetianischen Gesandten keine Eröffnung gemacht.

Gleich in den nächsten Tagen nahm er Anlaß, der künftigen Republik eine noch breitere Grundlage zu bereiten. Wie wir wissen, hatte das Direktorium schon längst zu einem Unternehmen gegen Rom gemahnt, und da die Oesterreicher noch für mehrere Wochen außer stande zu einer neuen Offensive waren, so ließ jetzt Bonaparte die Division Augereau, bisher vor Mantua gelagert, und die vom Alpenheer angelangte Division Vaubois über den Po hinüber in Modena und die päpstlichen Legationen einbrechen und mit möglichster Schnelligkeit auf Bologna und Ferrara rücken. Während sie marschierten, eilte er selbst zunächst nach Tortona, um von dort aus gegen einige unruhige Dörfer eine zerschmetternde Exekution, wie jene von Binasco und Pavia, zu verhängen und bei diesem Anlasse den Senat von Genua über seine fernere Stellung aufzuklären. Bonaparte behauptete, daß die meuterischen Bauern von dem österreichischen Gesandten in Genua aufgereizt und von einem Gutsherrn genuesischen

Stammes[1]) geleitet worden seien; er sandte also den Reitergeneral Murat nach Genua, um dem Senate ein Schreiben vorzulesen, welches die kleine Republik mit militärischer Besetzung, ihre Beamten mit Erschießung, ihre Ortschaften mit Niederbrennen bedrohte, wenn sie ferner ihre Pflicht nachdrücklicher Polizei vernachlässigten. Nachdem er diese Donnerschläge über die Riviera geworfen, eilte der General den Truppen Augereaus nach, in den Kirchenstaat, um mit dem Papste rasche und gründliche Abrechnung zu halten. Vielleicht seit einem Jahrtausend hatte sich die römische Kurie nicht in so gefahrvoller Lage befunden. Nicht eine der katholischen Mächte hatte die Kraft oder den Willen, ihr zu helfen. Oesterreich war aus Italien hinauszuschlagen, Spanien im Begriffe, mit Frankreich sich zu verbünden, und das Direktorium hatte wenige liebere Vorstellungen als die Vernichtung des Kirchenstaats und der Kirche. Und ebenso wie die politischen waren die geistlichen Waffen der Kurie gelähmt. Mochten die Bauern und Handwerker in halb Europa noch unter klerikalem Einflusse stehen, die öffentliche Meinung der gebildeten Welt war damals der katholischen Kirche gründlich abgewandt und blickte auf das Papsttum nicht einmal mit Zorn und Haß, sondern, was schlimmer war, mit verachtender Gleichgültigkeit. In Rom hatte man volles Bewußtsein dieser Lage und entbehrte ganz und gar des Selbstvertrauens und der Siegessicherheit, welche die beste Quelle der Kraft und des Triumphes ist. Dabei sah es im Kirchenstaat elend aus, wie immer. Das Priesterregiment, welches Leib und Seele, Recht und Sitte, Besitz und Bildung der Unterthanen gleicher Botmäßigkeit unterwirft, hatte durch die gänzliche Erstickung der Freiheit das Staatswesen in allen Teilen entnervt. Der größte Teil der Bevölkerung lebte in Unthätigkeit und Unwissenheit dahin; die einen waren

[1]) Augustin Spinola, Herrn von Arquata. Bonaparte ließ ihn abwesend zum Tode verurteilen und seine Güter konfiszieren; bald nachher stellte sich seine völlige Unschuld heraus, so daß das Direktorium ihn 1797 restituierte.

erschlafft, die andern gegen die Regierung erbittert; mit dem Sinken ihres Wohlstandes waren die Finanzen des Staates verkommen; die sogenannte päpstliche Armee war die friedfertigste Miliz in ganz Europa. Ihre Scharen stoben bei den ersten Schüssen der Franzosen auseinander; die Festungskommandanten erschienen auf einen Befehl Bonapartes im französischen Hauptquartier, um sich und ihre Truppen ohne Widerstand kriegsgefangen zu geben. In wenigen Tagen waren die Städte und Landschaften der Legationen von Bologna und Ferrara besetzt, und alle Welt erwartete den ungehinderten Vormarsch der Sieger auf Rom. Aber es zeigte sich bald, daß auch an dieser Stelle die Gedanken Bonapartes mit den Wünschen seiner Regierung nicht übereinstimmten. Der junge Offizier, der ein Jahr früher als lästiger Bittsteller das Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses belagert hatte, war durch einen Siegeslauf von drei Monaten zu einem cäsarischen, weit über Italien, ja über Frankreich hinausgreifenden Ehrgeize herangewachsen. Er hatte beschlossen, dem Papste einen Waffenstillstand zu bewilligen, denselben aber allerdings sehr viel teurer als den neapolitanischen bezahlen zu lassen. Er wollte das Papsttum nicht vernichten, sondern es gründlich einschüchtern und es dann als brauchbares Werkzeug zur Lenkung der Menschen seinem Willen unterwerfen. Als Vermittler der Unterhandlung trat hier der spanische Gesandte in Rom, Ritter Azara, auf, der seit dem Baseler Frieden mit großer Vielgeschäftigkeit für die Interessen seines Königshauses in Italien wirkte und dafür bei den Staaten der Halbinsel aus den guten Beziehungen zwischen Madrid und Paris Kapital zu schlagen suchte. Bis dahin hatte Bonaparte ihn gewähren lassen, sich aber vorgenommen, bei dem ersten Anlasse ihm seine völlige Nichtigkeit klar zu machen. Als Azara in Bologna erschien und die bereits schriftlich geäußerte Meinung wiederholte, der General werde ohne Zweifel gegen eine Kontribution von vier bis fünf Millionen den Stillstand abschließen, brach Bonaparte mit einem Wetter von Vorwürfen und Verwünschungen

über ihn herein, nannte es eine Beleidigung der französischen Nation, wenn man ihr die Begnadigung des Papstes, ihres schlimmsten Feindes, um einen solchen Preis zumute, und forderte bei Strafe sofortiger Vernichtung eine dauernde Besetzung der Legationen, die Zahlung von 40 Millionen Franken, den ganzen Kirchenschatz der Santa Casa von Loretto, die Auslieferung von 100 Kunstwerken und 2000 Handschriften aus den Schätzen des Vatikan. Jedem Worte des Gesandten begegnete er mit einer neuen Flut von Schmähungen, so daß Azara Thränen der Scham und des Zornes weinte und endlich ganz zerschlagen sich in sein Zimmer einschloß [1]). Hier traten dann noch einmal die Regierungskommissare in das Mittel, auf deren persönliche Einladung Azara nach Bologna gekommen war; die Verhandlung wurde wieder aufgenommen und endlich am 23. Juni auf etwas herabgestimmte, immer aber noch äußerst harte Bedingungen abgeschlossen. Bologna und Ferrara blieben fürs erste in französischem Gewahrsam, die Citadelle von Ancona erhielt eine französische Garnison, der Papst sollte 21 Millionen Franken zahlen und 100 Kunstwerke und 200 Handschriften ausliefern. Dazu kam in den besetzten Legationen selbst eine weitere Beute von 13 Millionen an Geld und Naturalien, dazu die Befreiung aller politischen Gefangenen und die Ausweisung der Engländer aus den päpstlichen Häfen, dazu das Versprechen des Papstes, sogleich beim Direktorium die Unterhandlung des definitiven Friedens zu beginnen, dessen Bewilligung der General übrigens nicht zu übereilen bat, um das Schicksal des Papstes länger in der Hand zu behalten. Er meldete sodann den Direktoren, daß er in den Legationen bittern Haß gegen die Priesterherrschaft und lebhafte Erinnerung an die frühere kommunale Freiheit vorgefunden; er habe also die Bolognesen eingeladen, alle päpstlichen Gesetze, die mit ihren alten Rechten im Widerspruche ständen, als nicht vorhanden zu betrachten; dies sei mit begeisterter Dankbarkeit aufgenommen

---

[1]) Berichte Belmontes nach Neapel.

worden, so daß gar keine französische Besatzung für Bologna mehr nötig sei. „Bei der Art,“ sagte Bonaparte, „wie ich sie mit dem römischen Hofe in Zwiespalt setze, werden sie alles thun, sich selbst gegen die Rache desselben zu schützen.“ Es war hier also der Keim zu einem neuen Freistaate auf Kosten des Papstes gelegt, ebenso wie in der Lombardei auf Kosten des Kaisers. Eine solche Republik, schrieb der General am 2. Juli, kann Venedig im Schach halten und Rom selbst in die Freiheit nachziehen. Wie aus Mailand ging dann auch aus Bologna eine Deputation nach Paris, von Bonaparte dem Direktorium auf das wärmste empfohlen: ich freue mich, schrieb er, daß Paris der Sammelpunkt für ganz Europa wird.

Zwei Tage nach dem Abschluß des päpstlichen Vertrages erhielt darauf die Division Vaubois, die durch Toskana hindurch gegen Rom instradiert gewesen, den Befehl, von Pistoja aus rechts abzubiegen und in Eilmärschen auf Livorno zu marschieren. Am Tage ihrer Ankunft wurde dem Großherzog von Toskana ein Schreiben Bonapartes überreicht, in dem er die Beweggründe dieser Gewaltthat entwickelte. Der Großherzog selbst, hieß es darin, habe sich zu schwach erklärt, um den steten Uebergriffen der Engländer in diesem neutralen Hafen zu begegnen; er werde also dem Direktorium dankbar sein, wenn dieses die Züchtigung jener hochmütigen Feinde selbst übernehme. In Wahrheit war in Livorno nichts weiter vorgefallen als eine Anzahl von Prügeleien zwischen den Matrosen englischer und französischer Handelsfahrzeuge: was das Direktorium zu der Expedition bestimmte, war die Aussicht auf die reiche Beute derselben, da in diesem Augenblicke der Hafen mit einer Menge englischer Schiffe und die Magazine mit großen englischen Warenvorräten gefüllt waren. Zwar die Schiffe vermochte Vaubois trotz aller Eile nicht zu überraschen, aber die Magazine legte er in Beschlag, und der Wert derselben übertraf alle Erwartungen, da sich schließlich ein Ertrag von beinahe 40 Millionen Franken ergab[1]). Allerdings zerrann

[1]) Bericht Cacaults an das Direktorium.

ein ansehnlicher Teil desselben in den Händen der französischen Agenten, insbesondere der beiden Kommissare Salicetti und Garreau, welche Bonaparte sich hier nach Herzenslust bereichern ließ und damit für immer seiner Beherrschung unterwarf. Der Großherzog erduldete, was zu hindern er nicht die Macht hatte. Er empfing den Feldherrn, der ihm den Wohlstand seiner blühendsten Stadt zertreten hatte, mit hohen Ehren an seiner Tafel in Florenz; er ist nicht geflohen, schrieb nachher Bonaparte, sondern hat inmitten unserer Truppen Vertrauen zu Frankreichs Rechtschaffenheit gezeigt; er hat sich dadurch einen Teil meiner Achtung erworben.

So kam der General, mit Schätzen und Trophäen beladen und erfüllt mit immer weiter greifenden Entwürfen, Anfang Juli in die Lombardei zurück, um die nach allen Seiten eingeleitete Beherrschung Italiens durch die endliche Ueberwältigung Mantuas zu besiegeln. Mit Hülfe der in Modena, Urbino, Ferrara erbeuteten Festungsgeschütze konnte die bisherige Einschließung des Platzes in eine thätige Belagerung verwandelt werden, und alle Kräfte wurden aufgeboten, um seine Wälle und Mauern zu zertrümmern, ehe die Oesterreicher in Tirol die nötigen Verstärkungen zu einem Entsatzversuche erhalten hätten. Bis dahin ruhten die alten Pläne, aus der Lombardei in die deutschen Erblande Oesterreichs vorzubrechen. Zwar hatte Bonapartes Heer 9000 Mann Zuzug von der Alpenarmee erhalten und erwartete weitere 6000 aus dem Innern; dafür aber hatte es jetzt Besatzungen nicht bloß für Alessandria und Mailand, sondern auch für die Legationen und Livorno abzugeben und konnte mithin an keinen Marsch nach Deutschland denken, solange Mantua ein ansehnliches Blockadecorps in Anspruch nahm. Dazu kam, daß die englische Flotte fortdauernd die See beherrschte und damit auf der meerumspülten Halbinsel alle Küstenstellungen der Franzosen unaufhörlich bedrohte. Selbst nach dem Falle Mantuas hätte demnach der französischen Herrschaft in Italien so lange die volle Sicherheit gefehlt, bis die englische Flagge

aus dem Mittelmeer vertrieben wäre, und hierin lag ein weiterer Grund, welcher Bonaparte für jetzt die Offensive gegen Deutschland gründlich verbot. Nun hatte aber die französische Marine zu wiederholten Malen ihre Unzulänglichkeit für diese Aufgabe gezeigt: es war also eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für Italien, ja für Europa, ob es gelingen würde, ihr eine ansehnliche und zur Beherrschung des Mittelmeeres ausreichende Verstärkung zuzuführen. Die Entscheidung darüber erfolgte in denselben Wochen, in welchen Genua und Venedig, Rom und Florenz, Piemont und Neapel sich zitternd den herrschenden Winken Bonapartes beugten. Es gelang nämlich damals der französischen Regierung, Spanien, dessen Hof bis dahin nur ein Verteidigungsbündnis gewünscht hatte, zu einem gemeinsamen großen Angriffskriege gegen England zu bestimmen.

Es verlohnt sich der Mühe, die Entstehung eines so bedeutenden Resultates sich im einzelnen zu vergegenwärtigen [1]).

Wir haben früher gesehen [2]), unter wie schwankenden Stimmungen der spanische Hof in die Unterhandlung seines Friedens zu Basel eingetreten war, wie ernsten Tones England bei dem Beginne derselben Spanien seinerseits mit Krieg bedroht, wie Alcudia trotzdem sich endlich zum Frieden mit Frankreich entschlossen und dann, jener englischen Drohung gegenüber, sogleich nach dessen Unterzeichnung den Wunsch auf Herstellung einer Allianz mit der Republik ausgesprochen hatte. Ein so gründlicher Wechsel der Parteistellung, ein so plötzlicher Uebertritt nicht bloß in die Neutralität, sondern aus dem einen Lager in das andere, wurde in Madrid durch eine Reihe mannigfaltiger Umstände bewirkt [3]). Zum Teile waren es persönliche Momente der schlechtesten Art. Alcudia erlebte freilich im ersten Augen-

---

[1]) Das Folgende nach den Akten der französischen Gesandtschaft in Madrid, Paris, Archiv der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Band VI, 72 ff. der vorliegenden Ausgabe.

[3]) Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens vom Ausbruche der französischen Revolution bis auf unsere Tage I, 69 ff.

blicke des Friedens nichts als die erfreulichsten Dinge. Das Volk jubelte ihm zu in warmer Dankbarkeit für die Beendigung der Kriegsnot, der König erhob ihn zum „Fürsten des Friedens" und schenkte ihm eine Domäne von einer Million Jahresrenten; seine Allmacht am Hofe und in der Regierung schien unbeschränkter als jemals früher. Er war aber weit entfernt, sich sicher zu fühlen. Er wußte, daß ein ansehnlicher Teil des Adels, daß vor allem der in Spanien so unendlich einflußreiche Klerus ihm nimmermehr den Frieden mit den gottlosen Pariser Demokraten verzeihen würde. Er vernahm, welch ein angstvoller Zorn über den Baseler Vertrag die römische Kurie und die verwandten Höfe von Neapel, Parma und Lissabon erfülle, deren Einwirkung auch auf die Schöpferin seiner Macht, die Königin Luise, nicht zu unterschätzen war. Gegenüber diesen drohenden Widersachern war der Friedensfürst ganz von selbst auf einen starken auswärtigen Rückhalt angewiesen, und ein solcher war nach dem Baseler Frieden nur bei Frankreich zu haben. Die Freundschaft also mit diesem zu einer ganz unwiderruflichen Thatsache zu machen, war das nächste persönliche Interesse des Ministers, und dieses zu erkennen und mit Eifer und Erfolg zu verfechten, dazu besaß er Talent und Willenskraft in völlig ausreichendem Maße bei aller Frivolität und Unwissenheit über die großen Interessen des Landes.

Es kam dazu, daß das Verhältnis zu England inmitten der früheren Bundesgenossenschaft von Anfang an ein gründlich schlechtes gewesen war. Seit den Tagen Philipps II. galt England jedem Spanier als der ketzerische Erbfeind der katholischen Nation, dessen erdrückende Seemacht zugleich die innere Selbständigkeit der Halbinsel und die Sicherheit ihrer unermeßlichen Kolonien bedrohe. Die Herrschaft der Bourbonen hatte dieses Gefühl durch drei große Kriege nur immer höher gesteigert und seit dem bourbonischen Familienpakte von 1761 die spanische mit der französischen Politik zur Bekämpfung Englands geradezu verschmolzen: nichts geringeres als der Kirchensturz und Königs-

mord war erforderlich gewesen, um für kurze Zeit Spanien als Mitkämpfer gegen die Frevler der Revolution an Englands Seite zu stellen. So hatte sich dies Bündnis innerlich hohl bei der ersten Probe gezeigt: als bei dem Falle Toulons die Engländer die französische Flotte lieber verbrannten, anstatt sie auch nur zum Teile den Spaniern zu überliefern, war man in Madrid fortan von der feindseligen Gesinnung des Verbündeten so gründlich überzeugt, daß 1794 der Marineminister Valdes die Verstärkung der spanischen Geschwader in den amerikanischen Gewässern eifrig betrieb und im März 1795 Rüstungsbefehle und Verstärkung nach den Philippinen für den Fall eines englischen Angriffs sandte, dafür aber jede Thätigkeit im Seekriege gegen Frankreich trotz aller englischen Mahnungen unterließ. Das Verhältnis glich hier in jeder Beziehung dem österreichisch-preußischen auf dem Festlande; es glich ihm vor allem darin, daß man in Madrid wie in Wien aus einer zur Zeit völlig unbegründeten Furcht gegen den bisherigen Genossen alles that, um die nicht vorhandene Gefahr in das Leben zu rufen. So wenig wie Preußen gegen Oesterreich, so wenig dachte damals England an einen Krieg gegen Spanien [1]); seine Drohungen beim Beginn der Baseler Verhandlungen hatten keinen Zweck als den eines diplomatischen Druckes, und als dieser kein Ergebnis erzielte, dachte in London niemand daran, die Drohung zu verwirklichen. Wie wir wissen, war das englische Ministerium von dem lebhaften Wunsche erfüllt, den französischen Krieg in glimpflicher Weise zu beendigen, und offenbar wäre dabei die Eröffnung eines spanischen, ohne einen anderen Grund als Spaniens Friede mit Frankreich, ein sinnlos zweckwidriges Verfahren gewesen. Die spanische Regierung aber schloß aus der eigenen Gesinnung über England auf die englische gegen Spanien. Je entschiedener seit dem Tage von Quessant und der Besetzung Korsikas die britische Flagge im Ozean

[1]) Dies wird man so lange behaupten müssen, bis ein bestimmter Gegenbeweis erbracht ist.

und dem Mittelmeer ihre Ueberlegenheit über die französische entfaltete, desto klarer dünkte dem spanischen Kabinette die Notwendigkeit, gegen dies drohende Wachstum des alten Rivalen die eigene Zukunft zu sichern. Gleich nach dem Abschlusse des Baseler Friedens wurden die Seerüstungen in ungewöhnlicher Ausdehnung aufgenommen, gleich nachher dem schwerbelasteten Schatze eine Anleihe von 240 Millionen zugemutet und am 11. September Yriarte beauftragt, die erforderlichen Schritte zu einem französischen Allianzvertrag zu thun, dessen Entwurf ihm einige Wochen später in genauer Ausarbeitung von dem Friedensfürsten zugesandt wurde.

Allerdings war Godoys Meinung nicht, sogleich den Krieg gegen England zu beginnen; die Interessen der Kolonien, die Finanznot des Staates, die Stimmung des Volkes ließen fürs erste einen solchen Gedanken nicht aufkommen. Was er wünschte, war Unterstützung im Falle eines englischen Angriffes, also ein Verteidigungsvertrag, oder höchstens ein allgemeines Schutz- und Trutzbündnis, bei dem jedoch die Offensive Spaniens für den jetzigen Krieg ausgeschlossen wäre. Die Franzosen entwickelten dagegen gleich auf seine erste Annäherung einen großen Eifer, Spanien zur thätigen Teilnahme am Seekriege heranzuziehen, und wollten sich mit Godoys beschränkteren Anerbietungen keineswegs einverstanden erklären. Indessen kamen diese Gespräche durch eine heftige Erkrankung Yriartes ins Stocken; in Paris überzeugte man sich, daß die Unterhandlung in Madrid selbst geführt werden müsse, wenn man Godoy auf den französischen Standpunkt hinüberlenken wollte, und der einstweilen dort ernannte Geschäftsträger Hermand erklärte sehr bestimmt, daß dazu das ganze Gewicht eines Botschafters ersten Ranges erforderlich sei. Nun war es die erste Zeit der Direktorialregierung, der Geschäftsgang langsam und vielfach gestört, und hier trat noch die besondere Schwierigkeit ein, daß der Minister Delacroix, wie wir wissen ein hitziger Jakobiner, bei den technisch geeigneten Männern durchgängig und mit Grund eine nach seiner Ansicht reaktionäre Ge-

sinnung vermutete. Man bot unter diesen Umständen den Madrider Posten zuerst dem in der Vendée bewährten General Canclaux an und griff dann, als dieser ablehnte, zu General Perignon, der sich durch seinen Sieg von Figueras, wenn nicht die Liebe, so doch jedenfalls den Respekt der Spanier gesichert hatte. Mit den Jakobinern reinen Blutes hatte er freilich, wie so viele seiner Waffengenossen, nicht das mindeste gemein; er war überhaupt ein ruhiger, besonnener und umsichtiger Mann, in seinem Privatcharakter nicht völlig gediegen [1]), in seinem politischen Verhalten aber bisher ohne Anstoß. Delacroix vollzog dann die Ernennung Ende Dezember 1795, indem er zur politischen Beaufsichtigung des Gesandten den ersten Sekretär desselben, Mangourit, einen eifrigen Demokraten und Klubisten bestimmte, eine Einrichtung, welcher wir in Delacroix' Verwaltung noch mehrmals begegnen werden. In Perignons Instruktion, welche am 31. Dezember unterzeichnet wurde, erklärte der Minister, daß es sich um die einfache Erneuerung des bourbonischen Familienpakts, mithin um vollständige Verschmelzung der beiderseitigen Politik und Teilnahme Spaniens an allen französischen Kriegen handle. England strebe nach dem Erwerbe Maltas, wolle seine kanadischen Besitzungen bis nach Kalifornien ausdehnen, suche in den spanischen Kolonien eine große Revolution zu entflammen, während Rußland an der Zertrümmerung des türkischen Reiches arbeite. Das alles sei ebenso gegen das spanische wie gegen das französische Interesse, so daß bei solcher Lage das Bündnis beider Reiche von der Natur gefordert sei und gar nicht enge und vollständig genug sein könne. Frankreich biete den Spaniern die Wiedereroberung von Gibraltar und die Herstellung der neufundländischen Fischereien und begehre dafür seinerseits die Rückgewinnung Louisianas oder doch zum wenigsten freie Schiffahrt den Mississippi hinauf. Schließlich wurde Perignon angewiesen, einen

[1]) Er gestattete z. B., daß sein Gesandtschaftshotel der Sitz eines ganz kolossalen Schleichhandels wurde.

Friedensschluß mit Portugal abzulehnen, es sei denn, daß dieses der Allianz beitrete, und jede spanische Einmischung in die italienischen Verhältnisse so lange wie irgend möglich zu verhindern. Vier Wochen später wurde der letzte Punkt noch weiter geschärft durch eine nachdrückliche Zurückweisung des spanischen Ansinnens, Frankreich möge erklären, daß es sich mit Parma und dem Papste nicht im Kriegsstande befindlich betrachte. Es sei Sache der Italiener, sagte Delacroix, den Frieden zu begehren, nicht Frankreichs, ihn anzubieten; zudem sei der Papst einer der thätigsten Feinde der Republik. Endlich sprach am 25. Februar, zur Versüßung dieser Abweisungen, das Direktorium seine Bereitwilligkeit aus, den König von Spanien bei der Eroberung Portugals auf Grund seiner alten Rechtstitel zu unterstützen, wenn anders der König sich nicht durch seine Familienrücksichten (die Königin von Portugal war seine Tochter) von einem solchen Unternehmen abhalten lasse.

Verschiedene zufällige Umstände verzögerten dann noch die Abreise des neuen Botschafters nach Madrid bis in den April hinein; es war eine Verschleppung, die unter andern Verhältnissen den Ausgang der Unterhandlung auf das schwerste hätte schädigen können, bei der Beschaffenheit aber des Madrider Hofes für die französischen Wünsche äußerst günstig ausfiel. Wäre Perignon im Januar erschienen, so hätte sich die Verschiedenheit der beiderseitigen Standpunkte höchst wahrscheinlich noch in solcher Stärke geltend gemacht, daß bei Godoys Wetterwendigkeit ein plötzlicher Bruch im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte. Im Laufe des Winters aber machte der Friedensfürst solche Erfahrungen über die Feindseligkeit der Gegner, die er sich durch den Baseler Frieden zugezogen hatte, daß sein Gefühl von der Gleichheit des eigenen und des französischen Interesses jede sonstige Rücksicht überwand und er in dieser Stimmung bereit war, trotz aller Gefahren und Leiden Spanien in den englischen Krieg hineinzustoßen. Würde die französische Republik gestürzt, sagte er bald nachher zu Perignon, so wäre mein Kopf verloren. Wenn Mangourits

Kundschafter richtig beobachtet hatten, so war dies Wort keineswegs ohne Wahrheit. Sein ganzes Dasein hing an der unbändigen sinnlichen Leidenschaft, welche er in dem Herzen der Königin Luise entflammt hatte; es ist indessen klar an sich selbst, wie unsicher und wechselvoll solch ein Verhältnis ohne alle sittliche Grundlage sein mußte. Gegen ihn arbeitete der beschränkte, aber mit der ganzen Wucht seines heiligen Amtes auftretende Großinquisitor, und noch gefährlicher war der tägliche Einfluß des Beichtvaters der Königin, eines höchst geschmeidigen und listigen Menschen. Dazu kam der Zorn und Jammer der neapolitanischen Regierung, die über die wachsende Bedrohung Italiens durch die Franzosen entsetzt war und alle Hebel gegen Godoys neue Politik anwandte. Genug, unmittelbar vor Perignons Ankunft hatten diese vereinigten Einflüsse einen Umschlag in der Stimmung der Königin durchgesetzt: es wurde in ihrem Namen und in jenem der Königin von Neapel eine Denkschrift abgefaßt, deren letztes Wort der Sturz des Friedensfürsten war; die Königin wollte sie dem nächsten Ministerrate zur Beschließung vorlegen und brachte es über sich, dem bisherigen Geliebten mit geheimnisvoller Freundlichkeit eine Andeutung zu geben, er möchte in der Sitzung nicht erscheinen, weil in derselben über seine Ernennung zum Almirante von Kastilien verhandelt werden sollte. Aber am letzten Tage erhielt Godoy auf der neapolitanischen Gesandtschaft selbst eine Notiz über den Plan. Er war rasch entschlossen und erzwang sich an demselben Abend eine heimliche Zusammenkunft mit Luise. Hier zeigte er sich abwechselnd wild und zornig und zärtlich und entwickelte eine solche Liebenswürdigkeit, daß die Scene mit einer vollständigen Versöhnung endigte und Luise ihm sogar ihre Helfershelfer namhaft machte, deren einige dann noch in derselben Nacht auf seinen Befehl verhaftet wurden. Glücklicher hätten die Dinge für Perignon nicht verlaufen können. Als er den 11. April in Madrid anlangte und einige Tage nachher die erste Besprechung mit Godoy hatte, fand er diesen voll von Vertrauen und eifrigem Willen für

das Bündnis; die Abneigung seiner höfischen Gegner schien ihn nicht mehr zu hindern, und nur einige Bedenken über die Festigkeit der republikanischen Regierung hatte Perignon zu beseitigen. Auch die Vorstellung des Gesandten bei den Majestäten ging um so günstiger von statten, als Perignon gemessen und würdig auftrat, ohne durch republikanische Formlosigkeit die Sitten des Hofes zu stören. Bezeichnend für die Madrider Zustände war es übrigens, daß er schon am 9. Mai nach Paris meldete, er würde nicht vorwärts kommen ohne ansehnliche Geldmittel, da England sich in Spanien durch seine Guineen alle Welt günstig stimme. Was die Hauptperson, den Friedensfürsten, betraf, so fand sich in dieser Hinsicht ein Auskunftsmittel ganz im Stile der Direktorialregierung: Perignon meldete den Wunsch Godoys, für etwa 15 Millionen französische Nationalgüter zu kaufen, und empfahl dem Direktorium dringend die Unterstützung dieses gemeinnützigen Vorhabens.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Unterhandlung nicht anders als gedeihlich voranschreiten. Schon am 13. Mai legte Godoy den Entwurf eines ewigen Schutz- und Trutzbündnisses vor, auf gegenseitige Unterstützung mit 25 Kriegsschiffen und 24 000 Mann Landtruppen, deren Betrag je nach Bedürfnis zu erhöhen wäre. Allerdings bezeichnete er hiernach den spanischen Wunsch, einstweilen sich vom Kampfe ferne zu halten, durch die Klausel, daß die beiden Mächte sich ihre Besitzungen gewährleisten sollten, in dem Umfange, wie derselbe nach dem Schlusse des gegenwärtigen Krieges stehen würde. Daß er jedoch hiermit mehr die Ansicht seines Königs als seine eigene aussprach, daß er vielmehr schon damals den König zur Beteiligung am Kampfe zu bringen wünschte, erfuhr Perignon bereits den Tag nachher, den 14. Mai. Godoy fragte ihn, was er von den Umtrieben Rußlands gegen Schweden denke. Perignon erklärte davon nichts zu wissen, ergriff aber den Anlaß, ihm die unermeßliche Ländergier Rußlands und Englands zu schildern und dagegen die Aussicht auf eine große Koalition Frankreichs und Spaniens mit Holländern, Vene-

tianern, Türken, Schweden und Dänen zu eröffnen. Godoy, der im Gespräche sich gerne mit möglichst kolossalen Unternehmungen beschäftigte, zeigte lebhafte Aufregung und fuhr plötzlich mit der Frage dazwischen: „Unsere Flotte in Cadix ist zum Auslaufen fertig; angenommen, die eurige wäre im gleichen Falle (ein französisches Geschwader unter Admiral Richery lag damals, von den Engländern scharf beobachtet, im dortigen Hafen); sie liefe aus und würde von den Engländern angegriffen, was würdet ihr dann als Führer der spanischen Schiffe thun?" — „Mein Kommando wäre," rief Perignon, „klar zum Gefecht." — „Nun wohl," sagte Godoy, „was ihr aussprach, habe ich gethan; der von euch bezeichnete Befehl ist unserer Flotte erteilt worden." In der That war an den Admiral Socorra eine Weisung abgegangen, in einem solchen Falle den Engländern zu erklären, daß der König von Spanien in Gegenwart seiner Flotte keinen Kampf zwischen zwei ihm gleich befreundeten Völkern verstatten wolle, daß also Socorra einem Angriffe der Engländer auf die französischen Schiffe entgegentreten würde. Wie es scheint, hatte der völlig unfähige König einen solchen Befehl als Ausdruck christlicher Friedensliebe genehmigt; es bedarf keiner Erörterung, mit welch gutem Grunde Mangourit späterhin an Delacroix berichten konnte, von dieser Stunde an sei es vorbei gewesen mit der spanischen Neutralität. Auch sagte Godoy am 17. Mai dem Gesandten geradezu: der König betrachtet eigentlich den englischen Krieg als schon vorhanden, will aber nach seiner Redlichkeit vor einer feierlichen Kriegserklärung nicht zu feindseligen Operationen schreiten, also laßt uns den Bundesvertrag in das reine bringen.

Mangourit redigierte demnach einen Entwurf nach den oben mitgeteilten Beschlüssen des Direktoriums: eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Urkunde über die ewige Allianz, die gegenseitigen Hülfsleistungen, die Eroberung Gibraltars, die Abtretung Louisianas — und einen geheimen Vertrag, betreffend Ausdehnung des Bündnisses auf Holland und, wenn möglich, auf Türken, Schweden, Dänen, Preußen,

sodann die Aufforderung an Portugal, seine Häfen den Engländern zu schließen, endlich die Auflösung der französischen Emigrantencorps im spanischen Dienste. Godoy verhieß das Beste, ergoß sich in zornigen Reden über Portugal und Neapel, den Papst und die Emigranten, begehrte jedoch eine mailändische Provinz für den Infanten von Parma und wollte Louisiana nicht vor der Einnahme von Gibraltar abtreten. Auch zeigte sich bald, daß er noch nicht völlig die entgegenstehenden Einflüsse am Hofe überwunden hatte: am 21. Mai sandte er den Franzosen einen Gegenentwurf, welcher die Gewähr der beiderseitigen Besitzungen auf das alte französische Gebiet beschränkte und für den jetzigen Krieg Spanien die Neutralität vorbehielt. Sachliche Gründe für die letztere Forderung waren allerdings im Ueberflusse vorhanden. Die Finanzen zeigten ein Defizit, das bis zum Ende des Jahres bei 760 Millionen Realen Einnahme bis auf 377 Millionen heranwuchs. Die Arsenale waren leer, die Matrosen unvollzählig, schlecht genährt und mangelhaft ausgebildet, der größere Teil der Flotte noch weit von Seetüchtigkeit entfernt. Dabei haßte die unendliche Mehrheit der Bevölkerung die Franzosen ebenso grimmig wie während der Kriegsjahre und hatte im übrigen keinen lebhafteren Wunsch als Ruhe und Frieden. Offenbar wäre bei einer solchen Lage nichts verständiger gewesen als festes Verharren in der Neutralität, nichts zutreffender als ein eben eingegangener Antrag Schwedens und Dänemarks, sich mit ihnen zu einem bewaffneten Neutralitätsbunde zusammenzuschließen.

Aber die Gründe des Gemeinwohles waren es nicht, welche auf einen Menschen von Godoys Schlage irgend welchen Eindruck machten. Wir wissen, was bisher ihn vorwärts trieb; dazu kam jetzt Bonapartes reißender Siegeslauf in Italien, welcher Frankreichs Freundschaft unendlich im Preise steigen ließ. Wenige Tage schon nach der Einreichung des Gegenentwurfs nahm also Godoy die Gewährleistung des damaligen französischen Gebietes auf sich, stellte die Abtretung Louisianas in Aussicht und verhieß auch, binnen

vier Monaten nach dem Abschlusse des Bündnisses, die Kriegserklärung gegen England, wenn dieses einen spanischen Antrag auf raschen Abschluß eines billigen Friedens mit Frankreich ablehnen sollte. Dann folgten aber neue Schwankungen. Der König sträubte sich, irgend eine Maßregel gegen die so lange beschützten französischen Emigranten zu ergreifen; Godoy selbst blieb bei der Abneigung, Louisiana herauszugeben, ehe man Gibraltar in Händen habe. Perignon setzte ihm mit gutem Grunde auseinander, daß die französische Herrschaft in Louisiana für das spanische Mexiko den unschätzbaren Vorteil einer sicheren Deckung gegen die Amerikaner gewähre, konnte aber allerdings gegen die Verschiebung der Sache bis zum Falle Gibraltars eine haltbare Einwendung nicht aufbringen. Endlich entschloß er sich, am 26. Juni den spanischen Bedenken Rechnung zu tragen, und sandte die von ihm vollzogenen Aktenstücke dem Direktorium zur Genehmigung ein. Hiernach bestimmte der öffentliche Vertrag bei einem von beiden Mächten gemeinsam erklärten Kriege die gegenseitige Unterstützung mit aller Macht, nach gemeinsamem Feldzugsplan, unter Ausschluß jedes Separatfriedens. Stände nur eine der Mächte im Krieg, so würde auf ihre Aufforderung die andere sofort 25 Kriegsschiffe oder 24000 Mann Landtruppen zur Hülfe senden, deren Verluste ersetzen, im Notfall das Hülfscorps nach Bedürfnis verstärken. Schließlich versprach man sich den Abschluß eines Handelsvertrags, Feststellung der Konsularjurisdiktion, Regulierung der Pyrenäengrenze. Der dritte Artikel erklärte rund und einfach: im jetzigen Kriege bleibt Spanien neutral. Dafür verhieß der geheime Vertrag die Kriegserklärung gegen England binnen vier Monaten „bei Ermangelung hinreichender Auseinandersetzungen“, die Aufforderung an Portugal zur Ausweisung der Engländer, die Teilnahme Hollands an diesem Bunde und die Einladung der Türkei, Schwedens und Dänemarks zu derselben. Louisiana sollte gleich nach der Einnahme Gibraltars an Frankreich fallen. Was die Emigranten betrifft, sagte Artikel 4, so hat der König von Spanien aus eigenstem

Antrieb den Artikel 5 vorgeschlagen, des Inhalts, daß in Zukunft keine Emigranten auf der Flotte oder in einem mit französischen Truppen kombinierten Heeresteil geduldet werden sollen.

Es leuchtet ein, welche Lasten mit diesen Abreden Spanien auf sich nahm. Trotz der vorbehaltenen englischen Auseinandersetzungen konnte hiernach kein verständiger Mensch den Ausbruch des Krieges in kurzer und bestimmter Frist bezweifeln. Dabei war Spanien an einen bei weitem übermächtigen Genossen gebunden, der bourbonische König an die Republik, die seinen bourbonischen Vetter hingerichtet, die katholische Nation an den grimmigsten Feind der Kirche, der zerrüttete schwache Staat an die rechtlose revolutionäre Gewalt. Für diesen Bund waren alle Bestimmungen des alten Familienpaktes erneuert, und jede Abweichung von denselben enthielt nur eine stärkere Belastung des schwächeren Teils. Aber der Kelch, welchen Godoys Gewissenlosigkeit seinem Lande bereitete, war mit jener Punktation des 26. Juni noch nicht einmal gefüllt. Auf Perignons Bericht antwortete das Direktorium am 8. Juli, daß es den Vertrag mit Vergnügen gelesen habe, aber einige Aenderungen in der Redaktion beantragen müsse. Der dritte Artikel des offenen Vertrags, die Erklärung der spanischen Neutralität, sei eine durchsichtige Lüge, die niemand täuschen könne; statt dessen sei zu sagen, daß Spanien zur Zeit nur gegen England, einen Monat nach dem Vertragsschlusse, den Krieg eröffnen werde. Der vierte geheime Artikel, die freie, königliche Entschließung über die Emigranten, sei eine leere Redensart. Auf der sofortigen Cession Louisianas und dazu noch Westfloridas müsse bestanden werden. Diese neuen Forderungen trafen zugleich die Eitelkeit des Königs und das Interesse des Reiches. Godoy war denn sehr unglücklich und erklärte seine Fassung des sechsten geheimen Artikels, über Louisiana, für unabänderlich. In der Hauptsache aber, dem Kriege gegen England, fand ihn Perignon geschmeidig genug; schon am 22. Juli sprach er die Annahme des neuen französischen Begehrens aus, und vierzehn

Tage später lief bereits Admiral Richery aus dem Hafen von Cadix aus, in aller Form eskortiert durch eine große spanische Flotte von 20 Linienschiffen, so daß das blockierende englische Geschwader dem Gegner freie Fahrt zu verstatten gezwungen war. Der englische Krieg war damit so gut wie erklärt und ein ungeheures Opfer auf Spaniens Schultern gelegt, ohne die geringste Gegenleistung als die ferne Aussicht auf die Erwerbung Gibraltars, die noch dazu mit dem sofortigen Verluste Louisianas bezahlt werden sollte.

Es war kein Wunder, daß solche Erfolge das Direktorium zu immer neuen Anforderungen ermutigten. Da erschienen für den künftigen Handelsvertrag weitgreifende Begehren zum Vorteil der französischen Industrie, für welche das industrielose Spanien jeder Gegenleistung entbehrte. Da sollte die verheißene Grenzregulierung der Wasserscheide auf den Pyrenäen folgen, soweit Spanien dadurch verlor, und sie verlassen, wo es dadurch gewonnen hätte. Da wurde der sofortige Krieg gegen Portugal beantragt, wenn das kleine Land nicht eine gewaltige Geldsumme an Frankreich zahle und einen ansehnlichen Landstrich an Spanien abtrete. Bei jedem andern Kontrahenten hätte ein solches Auftreten den sofortigen Abbruch der Unterhandlungen zur Folge gehabt: das Direktorium aber wußte, mit wem es zu thun hatte, und fügte Anfang August jenen harten Ansprüchen ein Erbieten hinzu, unwiderstehlich süß für den Gaumen der spanischen Bourbonen, das Erbieten, dem Infanten von Parma, wenn der Verlauf des Krieges es verstatte, ein Königreich auf italienischer Erde zu gründen. Spanien sollte sich zu Gunsten der französischen Eroberungspolitik ruinieren, ein bourbonischer Infant aber dafür eine reiche Ausstattung erhalten: hier war für Karl und Luise ein Bedenken nicht weiter statthaft. Zugleich erhielt Perignon die Weisung, so viel wie möglich zu erreichen, aber jedenfalls den Bundesvertrag abzuschließen. Er eilte hinaus zu Godoy nach dem königlichen Lustschlosse San Ildefonso. Perignon ließ sich die Ablehnung der letzten drei Forderungen gefallen, indem Godoy zusagte, wenn nicht friedliche Ueberredung in Lissabon

die Ausweisung der Engländer bewirke, dann zu kriegerischen Maßregeln zu schreiten. Jedes andere Hindernis aber verschwand vor dem Talisman der parmesanischen Verheißung. Sie wurde nicht in den Text des Vertrages aufgenommen und deshalb auch Louisiana und Westflorida nicht in demselben erwähnt, aber die beiden Regierungen wußten sich jetzt im Herzen einig, und so wurde von Spanien die große Hauptsache, die Kriegserklärung gegen England, einen Monat nach der Ratifikation der Allianz, ganz nach den Wünschen des Direktoriums, bewilligt und hierauf die verhängnisvollen Verträge am 18. August unterzeichnet. — Wir werden sehr bald wahrnehmen, welche höchst bedeutenden Vorteile für Frankreich, welch unsägliches Elend für Spanien aus dieser Entschließung erwuchsen.

Viertes Kapitel.

Krieg in Süddeutschland.

Ebenso nachdrücklich wie auf Italien und Spanien wirkten Bonapartes Erfolge auch auf Deutschland ein.

Wie wir gesehen haben, standen sich am Rheine die kämpfenden Parteien, eine jede in zwei große Heere gesondert, seit Ende 1795 in Waffenruhe gegenüber. Die Oesterreicher und Reichstruppen am Oberrheine, 61 000 Mann Fußvolk und 22 000 Reiter, wurden vom Feldmarschall Wurmser, am Niederrheine aber, 71 000 Mann Fußvolk und 20 000 Reiter, vom Erzherzog Karl befehligt. Die Hauptmasse beider befand sich infolge der letzten großen Siege auf dem linken Ufer des Stromes, in weitem Bogen von Speier über Kaiserslautern nach Baumholder, Kirn und Bingen gegen Westen vorgeschoben, 51 000 Mann vom Ober-, 70 000 Mann vom Niederrheinheer, jene auf die Festungen Philippsburg und Mannheim, diese auf das wichtige Mainz und Ehrenbreitstein gestützt. Rechts und

links von dieser drohenden Hauptmacht hielt man dann durch einen dünnen Truppengürtel das rechte Rheinufer, im Süden die Strecke von Basel bis Philippsburg mit 30 000, im Norden das Land zwischen Lahn und Sieg mit 21 000 Mann besetzt. Französischerseits war man ebenfalls in der Aufstellung geblieben, wie sie die Kämpfe des letzten Herbstes den einzelnen Truppenteilen zugewiesen hatten. Am Niederrheine dehnte sich unter Jourdans Oberbefehl das Sambre- und Maasheer aus, 66 000 Mann zu Fuß, 11 000 Mann zu Roß, der linke Flügel, 22 000 Mann unter General Kleber, bei Düsseldorf, welcher Platz jeden Augenblick die Möglichkeit eines gesicherten Ueberganges über den Strom gewährte, das Zentrum den Rhein entlang zwischen Köln und Bacharach, endlich der rechte Flügel, 30 000 unter General Marceau, fast in rechtem Winkel landeinwärts zurückgebogen, von Bacharach bis St. Wendel. Aehnlich nahm sich im Süden die Aufstellung des Rhein- und Moselheers, 72 000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter, aus; der rechte Flügel, 26 000 Mann unter General Ferino, deckte das Rheinufer des Elsasses, von Hüningen nordwärts bis Heerdt; das Zentrum, 30 000 Mann unter Desaix, sowie der linke Flügel, 21 000 Mann unter Gouvion St. Cyr, hielten eine Linie vom Rhein bei Germersheim westwärts bis Homburg ziehend besetzt, jenes in der Ebene von Landau, dieser im Haardtgebirge bei Pirmasens und Zweibrücken.

Unter diesen Verhältnissen sahen die französischen Heerführer der Eröffnung der Feindseligkeiten mit schwer besorgtem Herzen entgegen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Hauptmasse des Gegners, dort bei Kaiserslautern und Baumholder, tief in die französische Aufstellung, die beiden republikanischen Heere trennend, hineingriff. Die Oesterreicher waren in der Lage, den größten Teil derselben durch wenige Märsche auf einen Punkt zu sammeln und dann mit erdrückender Uebermacht entweder nordwärts auf Marceau oder südwärts auf St. Cyr zu fallen und ihn vernichtend zu schlagen, ehe der andere zu einer wirksamen Hülfe im stande war oder auch nur die Bedrängnis seines

Genossen ahnte. Diese Gefahr war für die Franzosen um so dringender, als infolge der schlechten Verwaltung und der Finanznot des Direktoriums beide Heere an allen Bedürfnissen empfindlichen Mangel litten. Die wichtigsten Festungen, Luxemburg, Landau, Straßburg, hatten kaum auf vierzehn Tage Lebensmittel. Der Artillerie fehlte eine Menge der vorschriftsmäßigen Feldgeschütze, und selbst für die vorhandenen war die Bespannung unvollständig. Die Reiterei war nicht halb so stark wie die feindliche und zu großem Teile mit schwachen und erkrankten Pferden versehen. Die Heeresverwaltung war, wie immer bei zerrütteter und verschuldeter Wirtschaft, mit Unordnung und Unterschleif erfüllt; von allen Seiten her ertönten die Klagen über Mangel an Waffen und Munition, an Kleidung und Schuhen, an Nahrung und barem Gelde. Um leben zu können, mußte man die Truppen weithin über das verarmte Land auseinanderlegen und damit ihre Schlagfertigkeit und Widerstandsfähigkeit ferner verringern. Es war unvermeidlich, daß ein solcher Zustand auch auf die Moralität des Soldaten in bedenklicher Weise zurückwirkte: die Stimmung der Truppen, berichtete General Vandamme dem Kriegsminister, ist widerwillig, weil sie schlecht bezahlt sind; die Offiziere können deshalb die Soldaten nicht abhalten, zu plündern und zu stehlen. Das Direktorium antwortete auf die immer dringenderen Geldforderungen mit der Zusendung von wertlosen Mandatenpromessen und forderte die Generale nachdrücklich auf, die Offensive zu ergreifen, um in Feindesland für die hungernden Armeen Nahrung und Beute aufzusuchen. Aber umgehend empfing es aus dem Hauptquartiere die Erklärung, daß an irgend eine Angriffsbewegung nicht zu denken sei. Anfang März war auf anklagende Berichte Bachers aus Basel General Pichegru des Oberbefehls über das Rheinheer enthoben worden [1]); es

[1]) Aus den Akten des österreichischen Kriegsministeriums (Vivenot: Thugut, Clerfait, Wurmser S. 422) erhellt, wie aus Wickhams Korrespondenz, daß Pichegru wohl mit dem Prinzen von Condé, keineswegs aber mit Oesterreich irgend eine Verbindung

dauerte bis zum 22. April, ehe sein Nachfolger Moreau bei dem Heere eintraf; dieser hatte dann mit Jourdan eine Zusammenkunft in Trier, nach der beide gemeinschaftlich dem Direktorium am 7. Mai über die Unausführbarkeit des von Carnot entworfenen Feldzugsplans berichteten und es für völlig ungewiß erklärten, ob der Feind ihnen nicht durch einen plötzlichen Angriff zuvorkommen würde. Das Direktorium mußte sich fügen; unter solchen Umständen, klagte es schon am 11. Mai, wird freilich die Eröffnung der Operationen aufgeschoben werden müssen. Die Untergenerale waren ganz derselben Ansicht: bei dem entsetzlichen Mangel unserer Truppen, sagt St. Cyr, sahen wir mit Angst einem feindlichen Angriff entgegen.

Die österreichische Regierung beurteilte die Verhältnisse vollkommen richtig und war auf Grund derselben mit England übereingekommen, ihrerseits so bald wie möglich die Offensive zu ergreifen, und zwar, den englischen Wünschen entsprechend, hauptsächlich am Niederrhein gegen das Sambreheer, auf jenem dem Erzherzog Karl überwiesenen Schauplatze [1]). Wir wissen, durch welche diplomatischen Besorgnisse der Beginn dieser Aktion verzögert wurde, und als endlich bessere Nachrichten aus Petersburg anlangten, erschienen sofort auch die ersten Hiobsposten aus Italien, die Kunde von der Ueberwältigung Piemonts, und bewirkten eine starke Aenderung, noch nicht der Kampflust, wohl aber der Richtung des Handelns. Man wünschte lebhaft den Franzosen das weitere Vordringen in Italien durch scharfe Schläge an der eigenen Grenze zu verleiden; daraus ergab sich von selbst, daß man diese Schläge auf ein dem italienischen Kampfplatze möglichst nahes Gebiet, also nicht auf das Sambreheer und die belgische Grenze, sondern auf Moreau und das Elsaß richten mußte. An den Erzherzog und Wurmser ging also am 3. Mai eine kaiserliche Weisung

---

gehabt, daß dieses vielmehr auf die Umtriebe der Emigranten stets nur mit Abneigung und Mißtrauen geblickt hat.

[1]) Vivenot, Thugut 437 ff.

ab, sich sofort über den geeigneten Zeitpunkt für die Kündigung der Waffenruhe zu verständigen und dann, selbst auf die Gefahr hin, die Operationen am Niederrheine hinauszuschieben, einen großen Angriff auf das Elsaß zu machen und so weit wie möglich in den Süden desselben vorzudringen.

Uebrigens machte die Niederlage der Austrosarden die kaiserliche Regierung zu gleicher Zeit gefügiger für jenen alten englischen Wunsch, neben den Waffen auch diplomatische Mittel in das Feld zu bringen. Am 9. Mai sandte Thugut dem österreichischen Gesandten in Basel, Degelmann, eine Erklärung über die Bereitwilligkeit des Kaisers zu einem ehrenvollen Frieden, welche darauf von Degelmann am 21. dem französischen Botschafter Barthélémy zugestellt, und durch diesen ohne Aufenthalt an den Minister Delacroix nach Paris befördert wurde. Ja noch mehr. Als gegen Ende des Monats die Einnahme der Lombardei durch die Franzosen in Wien bekannt wurde, empfing der neapolitanische Gesandte, Marchese di Gallo, der bis dahin wegen der Friedensliebe seines Hofes sehr bittere Dinge hatte hören müssen, jetzt von Thugut ausführliche Aufschlüsse über die politischen Bestrebungen Oesterreichs und auf deren Grund die Aufforderung, in Basel nicht bloß für Neapel, sondern für einen allgemeinen Frieden zu wirken. Er eilte dann nach Basel, war sehr entzückt über Barthélémys gemäßigtes und zuvorkommendes Wesen und erhielt auch von dem republikanischen Staatsmanne so interessante Mitteilungen, daß er in großem Geheimnis seinen Sekretär nach Wien sandte, um dieselben Thugut von Angesicht zu Angesicht wieder zu erzählen. Indessen, worin sie auch bestanden haben mögen, für den Augenblick kam es zu einer offiziellen Unterhandlung nicht. Denn als Gallo eben Wien verlassen hatte, war dort die Antwort des französischen Ministers auf Degelmanns Eröffnung angelangt, desselben Inhalts und gleich herrischer Form wie jene frühere Note an Wickham, so daß Thugut ein weiteres Vorgehen zur Zeit für würdelos und hoffnungslos halten mußte. Der Faden der Verhandlung war somit von Delacroix zerschnitten

worden, noch ehe Gallo ihn hatte anknüpfen können[1]). Die Waffen mußten die weitere Entscheidung bringen.

Unterdessen hatte man in Wien jenen Feldzugsplan für die Heere am Rhein des näheren dahin festgestellt. Zuerst sollte, um die Hauptoperation gegen jede schädliche Einwirkung des Sambreheeres sicher zu stellen, der Erzherzog sich mit überlegener Macht auf Marceau werfen und diesen wenigstens bis an die Mosel zurückdrängen. Dies vollbracht, würden beide Feldherren sich nach Süden gegen St. Cyr wenden, diesen möglichst gründlich überwältigen, hierauf Landau nehmen und dann sich mit kräftigem Vormarsch weithin über das Elsaß ergießen[2]). Es war, wie wir vorher sahen, gerade diejenige Bewegung, welche die französischen Generale am meisten fürchteten. Der Briefwechsel Marceaus und St. Cyrs aus dem Mai ist fort und fort mit der Besprechung dieser Gefahr erfüllt; ihr zu begegnen, beantragen die beiden Oberfeldherren beim Direktorium auf das dringendste ein näheres Zusammenrücken der beiden bedrohten Heeresteile; eine bündigere Bestätigung für die Richtigkeit der aus Wien erlassenen Befehle kann man nicht wünschen.

Allein zum Unheile Deutschlands waren die beiden kaiserlichen Heerführer am Rheine anderer Ansicht[3]). Was den Erzherzog peinigte, war vor allem der Umstand, daß die beiden Flügel der österreichischen Aufstellung, südlich von Philippsburg und nördlich von Ehrenbreitstein, durch keine weiteren Festungen gestützt waren. „Was nützt," sagte er, „die Stärke des Zentrums, wenn die Ueberwältigung seiner Flügel ihm seine Verteidigung entzieht, seine festen Punkte isoliert und dem Feinde unvermeidliche Blößen gibt?" Weiter aber schien ihm auch der vorgeschlagene Angriff an

---

[1]) Gallos Depeschen an das neapolitanische Ministerium, im Provinzialarchiv von Neapel.

[2]) (Erzherzog Karl) Grundsätze der Strategie II, 12 ff.

[3]) Der Erzherzog hat seine Gründe in dem oben citierten Werke veröffentlicht und dabei erklärt, daß wie er so auch Wurmser den Plan für unausführbar gehalten habe.

sich hoffnungslos, aus einem ganz ähnlichen Grunde, weil nämlich der Feind so viele Festungen besitze, daß deren Berennung fast alle österreichischen Streitkräfte in Anspruch nehmen und zur Bekämpfung der feindlichen Heere nichts übrig bleiben würde. Der Gedanke, von Mannheim und Kaiserslautern aus Landau zu nehmen und in das Elsaß einzudringen, dünkte ihm ungeheuerlich. „Ein riesenmäßiger Plan," ruft er aus, „der nur bei völliger Niederlage der feindlichen Armeen gelingen konnte;" als wenn seine Truppen eine andere Aufgabe gehabt hätten als die Niederlage des feindlichen Heeres, als wenn dessen Besiegung nicht sofort die feindlichen Festungen ohnmächtig und die eigenen Flügel vor jedem Angriff sicher gestellt hätte. Wenigstens sind die französischen Feldherren auch in späterer Zeit, bei historischer Betrachtung ihres Feldzugs, nicht von der Erörterung des Erzherzogs überzeugt worden. „Man sieht nicht ab," sagt Gouvion St. Cyr [1]), „warum ein so verständig entworfener Plan nicht die Zustimmung des Erzherzogs und Wurmsers fand." „Es ist wahr," schreibt Jourdan [2]), „daß die französische Stellung durch eine Linie von Festungen gestützt war; aber ganz abgesehen von der Frage, ob nach dem modernen Kriegssystem eine große Zahl solcher Plätze schädlich oder nützlich ist, so steht es fest, daß die Oesterreicher aus ihrer zentralen Stellung heraus nach ihrer Wahl den Angriff auf eines der beiden französischen Heere eröffnen konnten; bei der ersten Niederlage hätten die Franzosen zahlreiche Besatzungen in ihre Festungen werfen, dadurch die kämpfenden Heere schwächen und dem Feinde die Ueberlegenheit während des ganzen Feldzugs überlassen müssen." Aber kein solcher Gedanke bewegte sich in der Seele des Erzherzogs und Wurmsers. Nach dem gemessenen Befehle des Kaisers kamen sie überein, am 21. Mai den Stillstand auf den ersten Juni zu kündigen; nochmals aber schrieben

---

[1]) Mémoires III, 7.

[2]) (Jourdan) mémoires p. s. à l'histoire de la campagne de 1796, S. 22.

sie nach Wien, um dringend von jeder Angriffsbewegung abzuraten und die reine Defensive als die einzig ersprießliche Haltung zu bezeichnen. Die Meinung des Erzherzogs ging schon damals auf gänzliche Räumung des linken Ufers, ein Gedanke, der freilich, wenn in der That der Beschluß der reinen Defensive gefaßt wurde, dann völlig folgerichtig war.

Uebrigens wird man es einräumen: es war ein seltsames Schauspiel, welches damals die beiden Gegner am Rheine darboten. Jeder war überzeugt von der Ueberlegenheit des anderen, jeder sah mit schwerer Sorge dem Beginne des Kampfes entgegen. Man wird annehmen dürfen, daß keiner dem andern viel zuleide gethan hätte, wenn nicht Bonapartes italienische Siege der Wiener Regierung den Befehl zur Kündigung des Stillstandes entrissen und dem französischen Direktorium den Mut zur Offensive auf jede Gefahr eingeflößt hätten. Und eben jetzt, im Augenblicke des Losbruchs, sollten diese Siege eine weitere höchst bedeutende Einwirkung auf die Entschlüsse der Oesterreicher ausüben. Schlag auf Schlag waren sich die Unglücksfälle in Italien gefolgt; Mailand war genommen, Beaulieu nach Tirol geflüchtet, in ganz Italien der Wille Bonapartes allmächtig. Wir erinnern uns, wie entschieden vom Beginne des Jahres an Thuguts innerste Neigung diesem Kriegsschauplatze hingegeben war, wie er nur aus Rücksicht auf England noch einmal das Hauptgewicht auf das Rheinland zu legen sich bequemt hatte. Es war also natürlich, daß jetzt, wo man am Rheine nur einen Haufen widerwilliger Reichsstände, gegen Bonaparte aber die ältesten kaiserlichen Erblande unmittelbar zu schützen hatte, jene Stimmung aufs neue hervortrat. Am 31. Mai erhielt Wurmser den Befehl, in möglichster Stille, aber ohne jeden Aufschub 25 000 Mann vom Oberrheinheer zu Beaulieus Verstärkung nach Tirol zu senden und darauf ihnen selbst nachzufolgen, um dort den Oberbefehl gegen Bonaparte zu übernehmen. „Bei der jetzigen Lage der Dinge,“ schrieb der Kaiser am 19. Mai, „ist Italien für mich ohne Wider-

spruch der interessanteste Teil des Kriegsschauplatzes." Mit dieser Maßregel war die Haltung der österreichischen Rheinheere vollends entschieden. Wenn der Erzherzog mit seiner Uebermacht von 170 000 gegen 150 000 Mann sich zur Offensive unfähig erachtet hatte, so war nach dem Abzuge der 25 000 natürlich jede Regung hoffnungsreicher Energie in ihm erstickt. Allerdings war die Zahl seiner Streitkräfte auch jetzt kaum schwächer als jene des Feindes; ja der Verlust konnte mehr als aufgewogen durch den Umstand erscheinen, daß Wurmser keinen Nachfolger erhielt, sondern der Rest des Oberrheinheeres ebenfalls unter die Führung des Erzherzogs trat. Aber offenbar konnte die Einheit des Oberbefehls nur dann große Wirkungen entfalten, wenn ihr Träger zum Handeln und nicht zur Unthätigkeit geneigt war.

Anders hatte die Aufkündigung des Stillstandes auf der französischen Seite gewirkt. So sorgenvoll dort die Führer den Beginn der Feindseligkeiten hinauszuschieben gesucht hatten, so faßten sie sich jetzt, als das Signal vom Feinde einmal gegeben war, als gute Soldaten und gingen festen Mutes an die schwierige Aufgabe. Ihre Regierung begehrte kecken Angriff auf jede Gefahr, Verlegung des Kampfplatzes auf das rechte Ufer um jeden Preis: die Generale fanden auch jetzt, daß es ein halsbrechendes Spiel sei, entschlossen sich aber um so leichter zu dem Wagnis, weil ohne dasselbe ihnen die unthätige Defensive doppelt gefährlich schien. Wie erwähnt, besaß Jourdan in der rechtsrheinischen Festung Düsseldorf einen gedeckten Uebergangspunkt über den Strom, während Moreau eines solchen überall ermangelte. So wurde beschlossen, daß Jourdan dort an seiner äußersten Linken den Angriff beginnen und durch einen kecken Vormarsch von Düsseldorf gegen die Sieg und Lahn so große Massen der Gegner wie möglich auf sich ziehen sollte, um Moreaus Bewegungen zu erleichtern. Er sandte demnach schon am 26. Mai dem General Kleber, wohl dem kühnsten, wuchtigsten und begabtesten seiner Offiziere, den Befehl, mit zwei Divisionen, 22 000 Mann, am 31. den Angriff

auf die Sieg zu eröffnen; sollte er gelingen, so würde dann General Grenier mit 8700 Mann bei Neuwied den Rhein überschreiten und sich mit jenem zu weiterem Andringen gegen die Lahn vereinigen. Thäte darauf der Erzherzog, was man wünschte, ginge er mit einem bedeutenden Heeresteile zur Verteidigung der Lahn auf das rechte Rheinufer zurück, so würde man auch Kleber weitere Verstärkung senden und im schlimmsten Falle dieser ohne besondere Gefährde wieder auf Düsseldorf zurückweichen, dann aber immer der Hauptzweck, die Entlastung des linken Rheinufers, erreicht sein. Wie aber, wenn der Erzherzog einen kräftigeren Entschluß faßte? wenn er Kleber mit seinen 30 000 gelassen in das weite Deutschland hineinmarschieren ließ, dafür aber dann mit dreifacher Uebermacht auf Marceau stürzte und vielleicht den ganzen Rest des Sambreheeres auf dem linken Rheinufer aufrollte und auseinandersprengte? Jourdan übersah diese Möglichkeit nicht. Aber er war der Meinung, man müsse es auch auf diese Gefahr hin wagen und, wenn sie wirklich eintrete, sich nach Kräften zu helfen suchen.

So ging Kleber vorwärts. An der Sieg befehligte die Oesterreicher ein Prinz von Württemberg, welcher an militärischem Talente dem Gegner entfernt nicht gewachsen war, seine Truppen in drei Abteilungen zerstreute, den einzigen günstigen Augenblick — bei Altenkirchen — versäumte und dann in nutzlosen Nachtrabgefechten eine Menge wackeren Blutes vergeudete. So drängte Kleber die Oesterreicher unaufhaltsam über die Lahn, an deren rechtem Ufer er dann mit Grenier vereinigt Stellung nahm, während in seinem Rücken Ehrenbreitstein durch eine Reserve von 3000 Mann unter General Bonnaud eingeschlossen wurde. Es war nur ein schmaler Streifen Landes, zwischen dem Rheine und der preußischen Demarkationslinie, welchen er damit seinen Waffen unterworfen hatte, immer noch weit entfernt von dem eigentlich wichtigen Gebiete des Kriegsschauplatzes. Aber bei der Stimmung des Erzherzogs war es ausreichend, um dem ganzen Feldzug die bleibende Richtung zu geben.

Karl sah in Klebers Angriff lediglich die Bestätigung seiner bisherigen Sorgen; er warf jetzt jeden Gedanken an kühnes Vorgehen auf dem linken Ufer hinweg und beeilte sich trotz aller Wiener Feldzugspläne das nach seiner Meinung einzig Heilsame zu vollführen, den Rückzug seiner Hauptmacht auf das rechtsrheinische Land. Die 26 nach Tirol bestimmten Bataillone waren bereits in vollem Marsche; mit 32 andern zog jetzt der Erzherzog über Mainz hinüber an die Lahn; von der ganzen prächtigen Heeresmasse blieben drüben nur noch 35 Bataillone in verschanzten Lagern vor Mainz und Mannheim zurück. Der Erzherzog meinte, jetzt endlich auf dem rechten Wege zu einer soliden Stromverteidigung zu sein; er ahnte noch nicht, daß er gerade die Gegner von ihren schwersten Befürchtungen befreite und genau die Maßregel ergriff, zu welcher die feindliche Bewegung ihn veranlassen sollte. Er hatte nun allerdings die Genugthuung eines raschen augenblicklichen Erfolges, als er persönlich an der Lahn erschien. Zwar war auf die Nachricht von seinem Rückgange über den Rhein auch Jourdan mit zwei weiteren Divisionen von der Nahe nach Neuwied und von dort an die Lahn geeilt, so daß er seitdem mit 48 000 Mann die ganze Länge dieses Flusses von Lahnstein bis Wetzlar besetzt hielt. Aber der Erzherzog, der nach seiner Vereinigung mit Württemberg 63 000 zählte, bewies jetzt, daß er, wenngleich kein Feldherr höchsten Ranges, doch bei einer beschränkteren Aufgabe ein tüchtiger Führer und mutiger Kämpfer war. Er warf sich mit lebhaftem Nachdruck auf die äußerste Linke der feindlichen Linie bei Wetzlar, schlug in glänzendem Gefechte Klebers Truppen aus der Stellung hinaus und eröffnete sich damit die Bahn in Flanke und Rücken aller andern französischen Abteilungen. Mit dem einen Schlage war Jourdan zum sofortigen Abmarsche genötigt. Er ließ seine Truppen zurückgehen, wie sie gekommen, die letzten beiden Divisionen über Neuwied auf das linke Ufer um Marceau zu etwa nötiger Unterstützung möglichst nahe zu sein, Klebers Abteilung aber auf dem rechten Ufer nach Düsseldorf, um sich die verfol-

genden Gegner möglichst weit stromabwärts nachzuziehen. Kleber erprobte auf diesem Marsche noch einmal das Waffenglück in einem rühmlichen Kampf bei Uckerath, ohne jedoch bei aller Tapferkeit den Gang des Rückzugs wenden zu können.

So glücklich dies alles für den großen Gesamtplan der Franzosen verlaufen war, so begreift man immerhin, daß Jourdan, der einstweilen die undankbare Seite des Systemes zu tragen hatte, über den augenblicklichen Mißerfolg seines Angriffs sehr verstimmt und bekümmert war. Carnot aber antwortete ihm am 23. Juni mit frischem Zuspruch: „Haben wir nicht schon im Laufe des Winters bei unsern Pariser Gesprächen festgestellt, weshalb das Sambreheer die Gefahr des ersten Vorbrechens auf sich nehmen sollte? Bestand nicht dieser Zweck einfach darin, so viele feindliche Scharen wie möglich von Mainz hinweg nach Norden zu locken und dadurch Moreaus Uebergang im Süden möglich zu machen? Nun, dieser Zweck ist glänzend erreicht; wo ist also ein Grund zur Klage? In kürzester Frist wird jetzt Moreau auf dem rechten Ufer erscheinen; dann wird auch das Sambreheer aufs neue mit verdoppeltem Ungestüm vorangehen, über die Sieg an die Lahn, über die Lahn an den Main, nach Franken, um dort den von Moreau ihm entgegengetriebenen Feind zwischen zwei Feuern zu vernichten."

Dies alles, mit Ausnahme des letzten Wortes, sollte nur zu schnell sich zu maßlosem Unglück unseres deutschen Westens verwirklichen.

General Moreau, der bisher im französischen Nordheere mit Auszeichnung gedient hatte und jetzt zum ersten Male selbständig einen wichtigen Oberbefehl führte, war ein Mensch von großem Verstande und trefflicher Gesinnung, stets ohne Eigensucht auf die Sache gewandt, besonnen und vorsichtig bei jedem Schritte, jedoch ohne die treibende und drängende Kraft des Willens, welche das eigentliche Wesen des Feldherrn und Herrschers ist. Er besaß den vollen Scharfblick, um aus der gegebenen Lage die zunächst richtige Folgerung zu ziehen, aber entbehrte die schöpferische Fähigkeit, durch

kühn eingreifende Gedanken den Verhältnissen neue Gestalt zu geben. Nach seiner redlichen Selbstlosigkeit scheute er vor keiner Verantwortung zurück, war aber trotzdem nicht im stande, sich jemals über die wechselnden Einflüsse des täglichen Details zu erheben oder seine persönliche Umgebung zu beherrschen, statt sich von ihr bestimmen zu lassen. Ein Mann dieses Schlages hätte niemals wie Bonaparte seine Armee aus tiefer Bedrängnis zu mächtiger Initiative emporgerissen; jetzt aber, wo die Fehler des Feindes und die Aufopferung des Genossen die großen Hindernisse aus seinem Wege entfernt hatten, war er unvergleichlich in der umsichtigen Lösung seiner nächsten Aufgabe, des Ueberganges über den Rhein im Angesicht des feindlichen Heeres. Die Auswahl des Ortes, die Beschaffung des Materials, das Heranbringen der ersten Truppenteile, alles wurde mit musterhafter Klugheit, Schnelligkeit, Vollständigkeit vorbereitet. Eine Kolonne zog aus der Aufstellung bei Landau mit großem Pompe nach Süden, zunächst nach Straßburg, angeblich, um ganz so wie Wurmser nach Italien zu marschieren; die andern Divisionen des Zentrums und der Linken entfalteten sich zu einem stattlichen Angriffe auf das österreichische Lager bei Mannheim; eine derselben aber zog sich bald aus dem Gefechte zurück, um dann in schleunigem Nachtmarsch ebenfalls nach Straßburg zu gelangen. Am Morgen des 24. Juni alarmierten alle französischen Posten zwischen Basel und Germersheim die drüben stehenden feindlichen Abteilungen; in Straßburg aber warfen sich die beiden Divisionen auf die bereit gehaltenen Kähne und Schiffe und überraschten in Kehl vollständig die dort gelagerten schwäbischen Kreistruppen. Nach kurzem Gefechte war Kehl in ihren Händen; am 25. gingen sie dann nach allen Seiten vor, um Stellung gegen die heraneilenden feindlichen Verstärkungen zu nehmen und damit den Uebergang der übrigen Heeresteile zu decken, der jetzt ohne weiteres Hindernis bis zum 27. erfolgte. Es stellte sich sogleich heraus, daß die Gegner an der gefährlichsten Stelle getroffen waren. Der schwache Cordon, mit dem man deutscherseits die lange

Strecke von Basel bis Mannheim bewachte, war in der Mitte zerrissen; 13 000 Mann unter General Frelich standen rheinaufwärts verzettelt, 8000 Schwaben dicht vor Kehl, 2000 Oesterreicher einige Meilen stromabwärts; zwischen ihnen allen 65 000 Franzosen in einer geschlossenen Masse, welche jetzt unwiderstehlich in der Rheinebene wie im Gebirge vordrangen und nacheinander die wichtigsten Uebergänge nach Württemberg, die Defileen des Kinzigthals und die Paßhöhe des Kniebis mit stürmender Hand besetzten. Der Schrecken auf allen Seiten war gewaltig. Die Württemberger Truppen, bereits zerrüttet durch ihre Niederlage bei Kehl, hatten den Kniebis fast ohne Widerstand geräumt, und ihr Herzog beeilte sich, bei dem ersten Erscheinen der Franzosen einen Unterhändler um Stillstand und Frieden zu senden. Die Nachricht ging hinüber nach Mannheim zu General Latour, welcher Wurmser im Kommando des Oberrheinheeres gefolgt war; sie ging weiter zum Erzherzog, der einige Tage vorher eine verspätete Warnung hinsichtlich Straßburgs nach Mannheim gesandt hatte. Latour beeilte sich, mit 16 Bataillonen dem gegen Norden vordringenden Feinde entgegenzuziehen, seinen bei Kehl und Renchen geschlagenen Abteilungen zu Hülfe, war aber immer noch zu schwach, um Desaix und St. Cyr bezwingen zu können; er wurde vielmehr durch ein scharfes Gefecht bei Kuppenheim selbst besiegt und zu schleunigem Rückzug hinter die Murg genötigt. In diesem Augenblicke langte, in Eilmärschen vom Westerwalde heranziehend, der Erzherzog mit 15 österreichischen und 9 sächsischen Bataillonen bei seinem bedrängten Unterfeldherrn an, mit der Absicht, noch einen letzten Versuch zur Deckung dieser Vorlande zu wagen und eine große Schlacht zu suchen, um womöglich mit einem umfassenden Streiche die Franzosen wieder über den Rhein zurückzuwerfen.

Erzherzog Karl hat in seinem späteren Werke sein damaliges Verhalten einer schonungslosen Kritik unterworfen; wir folgen nur seinem eigenen Urteile, wenn wir eingestehen, daß er in diesem Feldzuge erst allmählich über die Aufgabe

und die Lösung zur Klarheit gelangt ist. Er hatte die aussichtsreiche Offensivstellung zwischen den beiden feindlichen Heeren aufgegeben, um auf dem rechten Ufer eine solide Verteidigung einzurichten: jetzt, wo es diese Deckung auszuführen galt, ließ er drüben in der alten Position zwischen Mainz und Mannheim noch 30 000 Mann stehen, welche dort Gewehr bei Fuß unthätig blieben, während sie ihm auf dem rechten Ufer eine unwiderstehliche Ueberlegenheit gegen Moreau gegeben hätten. Ebensowenig lag ein Grund dafür vor, daß er von der Lahn nur 24 anstatt 34 Bataillone heranführte; General Wartensleben, welcher dort jetzt das Kommando über 36 000 Mann gegen Jourdan übernahm, war auch mit dieser Truppenzahl zur Verteidigung zu schwach, während zu bloßer Beobachtung 20 000 vollkommen ausgereicht hätten. Moreau hatte seinen rechten Flügel, 20 000 Mann unter General Ferino, zur Beobachtung Frelichs an der Kinzig zurückgelassen und zog jetzt mit etwa 43 000 Mann unter Desaix und St. Cyr gegen den Erzherzog heran. Dieser trat ihm mit ungefähr gleicher Stärke entgegen: welch ein Unterschied, wenn er dazu noch 15 000 Mann von der Lahn und 15 000 aus Mainz und Mannheim, wie er es ohne Hindernis vermocht hätte, wenn er jetzt am entscheidenden Punkte 72 000 gegen 42 000 in das Feuer führte!

Auch Moreau suchte die Schlacht. Dem Feldherrn, sagt sein Gefährte St. Cyr, der einen großen Einbruch in Feindesland beabsichtigt, giebt ein Sieg auf dem Schlachtfelde gleichsam den Reisepaß zum weitern Vordringen. Der Erzherzog hatte seine Scharen hinter Ettlingen in der Ebene des Rheinthals, den rechten Flügel nahe am Strome, das Zentrum östlich daneben gegen das Gebirge hin aufgestellt; der linke Flügel unter General Kaim stand im Gebirge selbst, auf den schroffen Höhen des Albthales bei Rothensohl und Frauenalb. Noch weiter ostwärts schlossen sich daran im Thale der Enz bei Wildbad die 8000 Sachsen unter General Lindt. Die Absicht des Erzherzogs war, auf allen diesen Punkten vorgehend, die Franzosen am

10. Juli anzugreifen. Aber auch dieses Mal kam ihm der Gegner zuvor, indem er bereits am 9. den Sturm auf sämtliche Punkte der deutschen Aufstellung eröffnete, Desaix mit etwa 20 000 Mann in der Ebene, St. Cyr mit 18 000 im Gebirge [1]). Auf beiden Seiten wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gefochten; der Ausgang am Abend hielt sich endlich die Wage. In der Ebene wurde hauptsächlich um das Dorf Malsch gestritten und der Ort in blutigem Ringen zweimal gewonnen und verloren, bis endlich ein dritter Stoß der Oesterreicher Desaix' Bataillone gründlich hinauswarf und zugleich ihre überlegene Reiterei auf der weiten Fläche am Strome Gelegenheit zu nachdrücklicher Entwickelung fand. Im Gebirge dagegen trug St. Cyrs Umsicht und Energie einen vollständigen Sieg davon. Mit einer kleinen Kolonne hatte er zunächst die Sachsen in ihren Quartieren überrascht und sie ohne Mühe bei dem Alter und der verdrossenen Bequemlichkeit ihres Befehlshabers zum Weichen gebracht. Kaims Stellung dagegen auf der felsig abfallenden Hochfläche von Rothensohl erkannte er sofort als beinahe uneinnehmbar, wenn der Gegner sich nicht aus derselben in ungünstigere Lage hinauslocken lasse: zu diesem Behufe ordnete er einen Schwärmangriff nach dem andern an, mit dem Befehle an die Truppen, beim ersten Zusammenstoße schleunig umzukehren und durch den Schein der Flucht den Gegner sich nachzuziehen. Die Oesterreicher widerstanden dreimal der Versuchung; das vierte Mal, als die Masse der Angreifer verstärkt und ihre Flucht völlig tumultuarisch erschien, hielten sie sich nicht länger und eilten in hellen, bald aufgelösten Haufen den Abhang hinunter und St. Cyrs Reserve in die Hände, die sie auf der Stelle zurückwarf, mit ihnen vermischt die Höhe erkletterte und sie mit schweren Verlusten aus der Position hinaustrieb.

Dieser Erfolg gewann sogleich die höchste Wichtigkeit für den weitern Verlauf des Feldzugs. Der Erzherzog, nach

---

[1]) Er hatte 5500 Mann unter Vandamme rückwärts bei Freudenstadt zur Bewachung des Kniebis gelassen.

der Einnahme von Malsch mit glänzenden Hoffnungen erfüllt, gab auf Kaims Unglücksbericht den Tag verloren. Wir haben, sagte er, in der Ebene, der Feind aber hat im Gebirge gesiegt; das Gebirge beherrscht die Ebene, was nützt uns noch der Sieg in der Ebene? Er befahl den schleunigen Rückzug, in weitem Bogen nördlich um St. Cyr herum nach Pforzheim. Es hätte ihm übel geraten können, wenn er einem Feldherrn gegenübergestanden hätte, der mit Bonaparteschem Ungestüm ihm in die Flanke seiner Marschkolonne gefallen wäre. Indessen Moreau nach seiner Bedächtigkeit blieb zwei Tage lang unbeweglich; die österreichische Armee konnte sich ungestört im Osten des Gebirges sammeln. Das Rheinthal aber und die Schwarzwaldkette war den Franzosen definitiv überlassen.

Die französischen Heerhaufen hatten jetzt von Offenburg bis Ettlingen alle Uebergänge über das Gebirge in ihrer Hand; unmittelbar stand ihnen nichts im Wege, sich im Süden des österreichischen Heeres über Schwaben zu ergießen und damit die Verbindung desselben mit seiner Heimat zu unterbrechen. Diese Wahrnehmung machte auf den Erzherzog den tiefsten Eindruck; er sah in einer solchen Bewegung des Feindes eine schlechthin tödliche Gefahr und beschloß, um keinen Preis sich die Franzosen an der Donau zuvorkommen zu lassen. Das bedeutete allerdings eine rasche Fortsetzung seines Rückzugs auf weite Strecken hin. Da St. Cyr schon wenige Tage nach der Schlacht Stuttgart besetzte und Ferino sich gleichzeitig in Oberschwaben ausdehnte, so hatte Karl keine Hoffnung mehr, vor den Franzosen auf einem oberhalb Donauwörth gelegenen Punkte die Donau zu erreichen; hierhin also, nach Donauwörth, mußte sein Rückmarsch gerichtet werden, wenn in der That die Behauptung dieser Stromlinie eine solche Lebensfrage für ihn und Oesterreich bildete. In jeder andern Beziehung war freilich dieser Entschluß unheilvoll im höchsten Grade. Denn er gab außer dem Rheinthal auch noch ganz Schwaben dem Feinde preis; er brachte den Erzherzog aus jeder Verbindung mit dem Heeresteile bei Mainz, und, was das

Allerbedenklichste war, er rückte Karls Wiedervereinigung mit der Niederrheinarmee unter Wartensleben in völlig unbestimmbare Ferne. Gegen diesen war Jourdan mit ungefähr 46 000 Mann [1]), Carnots Weisungen entsprechend, gleich nach Moreaus Rheinübergang wieder vorgedrungen; Wartensleben war vor dieser Uebermacht langsam gewichen, hatte ohne großes Geschick am 10. Juli ein nachteiliges Gefecht bei Friedberg geliefert und stand jetzt, durch Zuzug aus Mainz auf 45 000 Mann verstärkt, Frankfurt gegenüber auf dem linken Mainufer; er war von Pforzheim also und dem Erzherzog nur noch achtzehn Meilen weit entfernt, keine feindliche Schar befand sich zwischen ihnen, so daß die Vereinigung beider Heere in voller Sicherheit durch wenige Märsche des Erzherzogs nach Nordosten, Wartenslebens nach Südosten, sich hätte vollziehen lassen. Der Erzherzog hat später erzählt, er habe eben damals in Pforzheim den Gedanken gefaßt, diese Vereinigung zur rettenden Hauptoperation des Feldzugs zu machen, und von hier an alle seine Schritte nach diesem Ziele bemessen. Niemand wird eine solche Versicherung aus solchem Munde Lügen strafen wollen; sicher ist nur, daß mit dem Marsche an die Donau die Ausführung des Gedankens in das völlig Ungewisse vertagt, daß aus dem festen Plane lediglich ein frommer Wunsch wurde. Karl machte sich darüber nicht die geringste Täuschung und unterließ deshalb auch jegliche Mitteilung über den großen Gedanken an Wartensleben. Was ihn vor allem nach Süden, an die Donau und weiter, hinzog, war die Rücksicht auf seinen zweiten Waffengenossen, auf Wurmser, auf Tirol und den italienischen Krieg. Eben jetzt, im Juli, sammelte Wurmser seine Streitkräfte zum Entsatze Mantuas und zur Wiedereinnahme der reichen Lombardei: nichts Widerwärtigeres als eine Störung dieses Unternehmens hätte der österreichischen Regierung widerfahren können. Zog aber der Erzherzog nordwärts zu

[1]) So die Etats bei Jourdan, mémoires p. 86. Die Angabe des Erzherzogs, daß jener beinahe 60 000 Mann stark gewesen, ist demnach übertrieben.

Wartensleben, so lag die Besorgnis nahe, daß Moreau ihn dort gewähren ließ und, rasch nach Süden dringend, sich durch Bayern auf Tirol in Wurmsers Rücken warf [1]). Dies mußte verhütet werden, mochte aus Westdeutschland werden, was da wollte. Man kann sagen: Bonapartes lombardische Siege haben damals das Stromgebiet des Rheines den Franzosen überliefert.

In der That rückte der Erzherzog nach kurzem Aufenthalt in Pforzheim zuerst hinter den Neckar und dann durch das Filsthal in das Gebirge der Rauhen Alp, der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, wo er bei Böhmenkirch eine durch steile Abhänge und tiefe Schluchten äußerst feste Stellung nahm, vornehmlich, um die weiteren Bewegungen des Feindes abzuwarten und etwas Zeit zu gewinnen. Dadurch fand sich Jourdan von jeder Furcht vor einer Bedrohung seiner südlichen Flanke durch den Erzherzog befreit und ließ seinerseits durch die Division Bernadotte den linken Flügel Wartenslebens bedrohen, so daß dieser, um nicht jeden Zusammenhang mit dem Erzherzog zu verlieren, ebenfalls den Rückzug nach Südosten antrat und zunächst bei Würzburg wieder Halt machte. Karl wies ihn an, sich hier so lange wie möglich zu behaupten, unterließ aber wiederum jeden näheren Befehl über die Richtung der weiteren Operationen, welche notwendig, wenn Karl auf die Vereinigung beider Heere sann, Wartenslebens fortgesetzten Rückzug nach Südosten, auf Ansbach und Nürnberg, bedingte. Aber, wie gesagt, der Erzherzog schwieg darüber noch immer, und als Jourdan jetzt die nördliche Seite seines Gegners, bei Schweinfurt, zu überflügeln begann, beeilte sich Wartensleben, dorthin auszuweichen, unter zahlreichen kleinen Gefechten zuerst nach Zell und dann am 1. August nach Bamberg zurückzugehen, mithin von dem Erzherzog sich immer weiter zu entfernen. Karl war durch diese Nachricht nicht wenig betroffen. Denn wäre jetzt Jourdan mit kräftigem

[1]) Grundsätze der Strategie II, 203. Auch Wurmsers Korrespondenz, bei Vivenots Thugut, zeigt dieselbe Besorgnis.

Entschlusse südwärts auf Ansbach und Nürnberg geeilt, so hätte er Wartensleben vollständig von dem Erzherzoge getrennt, selbst aber mit Moreau unmittelbar zusammenwirken und Karl zwischen zwei Feuer einer doppelten Uebermacht bringen können. Einer solchen Gefahr wollte sich denn Karl nicht aussetzen; er verließ die Stellung von Böhmenkirch und stieg hinab in das Donauthal, immer nach Osten zurückgehend, über Heidenheim und Neresheim nach Nördlingen, wo er am 3. August anlangte. Er sprach Wartensleben seine lebhafte Mißbilligung aus und erläuterte ihm jetzt endlich seinen Wunsch auf Vereinigung beider Armeen. Bei Karls damaliger Stellung war eine solche nur möglich, wenn der General sich ebenfalls der Donau annäherte, mithin Franken nicht anders als der Erzherzog Schwaben dem Feinde überließ. Es war ein neues großes Uebel, aber man hatte keine Wahl mehr. Es galt jetzt, um jeden Preis dem größten Unheil, der Vereinigung Jourdans mit Moreau, zuvorzukommen.

Zum Heile für Oesterreich und Deutschland wirkte dieselbe Rücksicht auf Italien, welche den Erzherzog nach der Donau geführt hatte, auch in Paris, so daß Moreau sich ebensowenig dem General Jourdan wie Karl dem General Wartensleben nähern durfte, sondern bei jenem die Bedrohung wie bei diesem die Deckung Tirols in die erste Linie aller Thätigkeit trat. Einst hatte Bonaparte dem Direktorium wiederholt und lebhaft die Größe der Operation geschildert, wenn er von Süden, Moreau von Norden her die Oesterreicher aus Tirol hinauswerfe und dann beide vereinigt die Donau hinab nach Wien zögen. Damals freilich, im Juli, redete er, durch Mantua, Rom, Neapel vollauf beschäftigt, von dem großen Plane nicht mehr; wohl aber war er umgekehrt in Sorgen über Wurmsers bevorstehenden Angriff auf die Lombardei, forderte dringend Verstärkung gegen dessen Uebermacht und sprach eine lebhafte Freude über Moreaus erste Siege aus, welche, wie er sagte, vielleicht das einzige Mittel gewesen seien, das italienische Heer vor völliger Erdrückung zu be-

wahren[1]). Das Direktorium hatte nun zwar nicht die Absicht, Italien bleibend zu erobern; aber je wichtiger Bonapartes Erfolge für die Diplomatie und die Finanzen der Republik geworden waren, desto lebhafter war jetzt sein Wunsch, kein Mittel zur Sicherstellung derselben zu vernachlässigen, also Moreau immer und immer wieder nach Süden, gegen Tirol und Wurmser, zu drängen. Wenn dadurch die Annäherung des Rhein- und des Sambreheeres erschwert war, so wurde sie vollends unmöglich durch die fiskalischen Bedürfnisse und Begierden des Direktoriums. Je mehr Jourdan südwärts zog, desto eher kam er auf den von Moreau schon abgeweideten schwäbischen Boden; je mehr er sich ost- und nordostwärts hielt, desto größere Stücke frischen fränkischen Landes fielen in den Bereich seines Griffes. Mochte in strategischer Beziehung ein solches Verfahren das Gesamtergebnis des Feldzugs noch so sehr gefährden, jener lockenden Aussicht auf doppelte Beute vermochten die Direktoren nicht zu widerstehen. Sie wiederholten also für Jourdan die Weisung, wie an der Lahn so auch am Main stets die rechte (jetzt nördliche) Seite Wartenslebens zu überflügeln; Moreau dagegen erhielt den Befehl, die linke, südliche Flanke des Erzherzogs zu suchen. Statt sich zu einem tödlichen Stoße auf das kaiserliche Heer zu vereinigen, sollten sie zu möglichst weiten Plünderungen auseinanderstreben. Die erste Weisung dieses Sinnes ging den 12. Juli an Moreau ab. Danach sollte General Ferino die ihm gegenüberstehenden feindlichen Truppen in Oberschwaben lebhaft drängen und sie über die Donau nach Bayern und Tirol werfen, die andern Heeresteile aber weiter stromabwärts ebenfalls die Donau passieren, hinter dem Lech Stellung nehmen, von dort aus Bayern bedrohen. Jourdan würde indessen den Main überschreiten, Franken brandschatzen, Böhmen zittern machen. Dieser Befehl wies beiden Heerführern thatsächlich dieselbe Straße an, auf welcher der Feind vor ihnen zurückging; Moreau folgte dem Erzherzog

[1]) Briefe an Carnot und an das Direktorium 2. Juli, 6. Juli.

zur Rauhen Alp, Jourdan dem General Wartensleben nach Bamberg. Die Armeen beider Teile waren und blieben getrennt. Es ging, wie so häufig im Kriege, der Fehler des einen wurde durch den entsprechenden Fehler des anderen wett gemacht und in gewissem Sinne gerechtfertigt. Für die Zukunft war es das größte Glück, welches der österreichischen Kriegführung widerfahren konnte.

Einstweilen aber entwickelten sich für die kaiserliche Politik die Folgen des bisherigen Verfahrens weit und breit in verhängnisvoller Weise. Indem man, zwar bedrängt, aber nicht besiegt, vor kaum überlegenen Streitkräften des Feindes vom Rheine hinweg den Grenzen Oesterreichs und Böhmens zustrebte, gab man die Rheinlande, Schwaben, Franken und bald genug auch Bayern ohne Not allen Leiden und Schäden des Krieges preis. Es ist wahr, daß die kleinen Fürsten dieser Landstriche herzlich wenig für die Rüstungen des Reiches gethan, daß sie um die Wette sich der Zahlung ihrer Römermonate entzogen und in der Lockerheit und Elendigkeit ihrer Truppenkontingente das Unglaubliche geleistet hatten. Die Strafe aber, welche jetzt diese Gebiete für den Mangel thätigen Gemeinsinns traf, war geradezu entsetzlich. Wir kennen die Schule, welche Anfang 1794 durch Bouchottes und Héberts Agenten den republikanischen Truppen am Rheine und in Belgien zu teil geworden war, die Lehre der völligen Zuchtlosigkeit, wenn sie nur gute Demokraten wären, die Vollmacht zu jedem Frevel im Quartier, wenn sie nur im Gefechte jeden Befehl des republikanischen Führers vollstreckten. Dazu war dann die bittere Not der Finanzen gekommen, in welcher der Staat notgedrungen dem Soldaten als einzige Hülfe gegen jeden Mangel die Beute im feindlichen Lande zeigte. So fielen denn diese Geschwader wie Schwärme hungriger Wölfe auf die deutsche Bevölkerung. In dieser Hinsicht war nicht der geringste Unterschied zwischen der Sambre- und der Rheinarmee; es war ebenfalls nicht der geringste Unterschied zwischen diesen Truppen und den Rotten des italienischen Heeres. Was sich wegschleppen ließ, wurde geplündert, was

niet- und nagelfest war, zerstört. Die Einwohner wurden in jeder Weise mißhandelt und auf Anzeigung verborgenen Geldes gequält; Mädchen und Frauen erlagen den scheußlichsten Ausbrüchen tierischer Sinnenlust. Wollten die Offiziere einschreiten, so brach der Haufe in wilde Meuterei aus, und mehr als einmal sahen solche mutige Männer das eigene Leben durch ihre berauschte Mannschaft bedroht. Oft genug aber beteiligten sich die Vorgesetzten selbst an den Freveln der Soldateska; Offiziere, Generale [1]), Kommissare und Lieferanten wetteiferten, Kontributionen und Requisitionen auf eigene Hand und zu eigenem Gewinn auf die verheerten Ortschaften zu legen. Eine genaue, an Ort und Stelle gleich nachher erfolgte Aufnahme der so bewirkten Räubercien hat allein für Schwaben einen Betrag von 3½ Millionen Gulden ergeben, und auf der deutschen Seite war man der Meinung, daß Franken noch schlimmer als Schwaben gelitten habe. Die Berichte der französischen Feldherren bestätigen die Klagen der Opfer in vollem Umfange. Ich thue das mögliche, schrieb Moreau am 17. Juli, den Plünderungen zu steuern; aber die Truppe hat seit zwei Monaten keinen Sold, und die Proviantkolonnen können unserm raschen Marsche nicht folgen; die Bauern flüchten, die Soldaten verwüsten die leeren Häuser. Sehnsucht nach unserer Ankunft (als Befreier von fürstlicher Herrschaft) hat hier kein Mensch gehabt, jetzt haben sich die Einwohner mehrerer Bezirke auf Betreiben der Oesterreicher gegen uns bewaffnet. Am 23. meldete er: die Entblößung der Truppen hat manche ehrenhafte Generale gezwungen, bei den Plünderungen ein Auge zuzudrücken; andere, weniger feinfühlende, haben selbst geplündert. Am 29. schrieb der Regierungskommissar Hausmann, die Räuberei sei allgemein; die daraus entspringende Demoralisation der Truppe könne unter Umständen höchst gefährlich werden; die Bevölkerung

---

[1]) Duhesme, Vandamme, Tunq, Taponnier u. a. Eine rühmliche Ausnahme machten, wie die Akten zeigen, St. Cyr und Delaborde.

sei verzweifelt und wütend, die Soldaten jeder Zucht entwachsen; ein einziges Mißgeschick auf dem Schlachtfelde würde unermeßliche Zerrüttung zur Folge haben. Nicht anders klangen die Berichte vom Sambreheer. Am 23. Juli schrieb Jourdan über die Entblößung seiner Mannschaft an Lebensmitteln und Munition; die Soldaten, fuhr er fort, mißhandeln das Land auf das äußerste; ich erröte, ein Heer zu führen, welches sich in so unwürdiger Weise beträgt; wenn die Offiziere sich gegen die Unmenschlichkeiten erheben, werden sie bedroht, ja, es wird auf sie geschossen. Das Heer, erzählt Jourdan in seinen Memoiren [1]), hatte keine Transportmittel; man mußte fortfahren, die Truppen weit auseinanderzulegen, damit sie von ihren Requisitionen leben konnten; man begreift, welche Uebelstände eine solche Verwaltung nach sich ziehen mußte. Aber das alles, setzt er dann hinzu, war nichts im Vergleiche mit den Unordnungen der Marodeure; in dem reichen Frankenlande fanden die Soldaten überall große Weinvorräte und überließen sich jeder Art der Ausschweifung; die strengsten Strafbefehle hatten wenig Wirkung; die erschreckten Einwohner flohen mit Vieh und Gerät in die Wälder; eine große Anzahl, zur Verzweiflung gebracht, ergriff die Waffen und vermehrte die Not der Armee; bald wurde es unmöglich, ohne bewaffnete Schutzmannschaft auf den Kommunikationslinien zu reisen.

Unter einer solchen Masse entsetzlichen Jammers brach hier im Süden das morsche Gerüst der Reichsverfassung für alle Zukunft in Trümmer. Die Bischöfe und Fürsten, die Aebte und Dynasten flüchteten ihre erlauchten Personen vor der Annäherung der Republikaner in schützende Ferne hinweg, beeilten sich aber, durch ihre Gesandten von dem siegenden Feinde Stillstand und Frieden zu erflehen und damit dem sinkenden Reiche öffentlich den Rücken zu kehren. Das erste Beispiel gab, wie schon erwähnt, der Herzog von Württemberg gleich nach dem Erscheinen der Franzosen auf

[1]) Seite 90.

dem Kniebis, indem er am 4. Juli einen Herrn von Mandelsloh mit der Bitte um militärische Schonung an Moreau abordnete. Zugleich ließ er auf einer Konferenz der schwäbischen Reichsstände die Unterhandlung eines Friedens mit Frankreich beantragen, hatte aber den Verdruß, daß der Vertreter der Stadt Konstanz statt dessen eine Volksbewaffnung im ganzen Schwabenlande vorschlug und zahlreiche Zustimmung fand. Indessen der Herzog ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Minister Wöllwarth nach Basel zu Barthélémy zu senden, wo sich sofort auch ein Baron Reitzenstein als badischer Unterhändler einfand: Barthélémy wies beide Herren umgehend in das Hauptquartier zu Moreau. Nach Bonapartes Vorgang trat auch dieser ohne Zuziehung eines Regierungskommissars sofort in die diplomatische Unterhandlung ein und schloß am 17. Juli mit Württemberg den ersehnten Waffenstillstand, gegen Zahlung von 4 Millionen Franken und gewaltige Lieferungen von Pferden, Getreide, Fourage und Schuhen. Reitzenstein kam weniger rasch zum Ziele, da er bei Moreaus Generalstabschef Reynier einen übel angebrachten Bestechungsversuch machte; er mußte sich schleunig entfernen, und sein Nachfolger Edelsheim gelangte erst gegen Ende des Monats in Stuttgart mit Moreau auf ganz ähnliche Bedingungen (2 Millionen Geld und starke Naturallieferungen) zum Abschluß. Indessen war auch bei den übrigen schwäbischen Ständen der Mut weiter gesunken, so daß gleich nach Baden der ganze Kreis sich den Waffenstillstand durch weitere 19 Millionen Franken [1]), 10 000 Pferde, 5000 Ochsen und große Getreidemassen erkaufte. Die Hoffnung, durch solche amtliche Kontributionen dem Elend der Erpressungen und Räubereien ein Ende zu machen, schlug freilich vollkommen fehl; die französischen Soldaten plünderten und mißhandelten Freund und Feind ohne Unterschied. Um so weniger verloren Baden und Württemberg einen Tag, um, wie es Moreau höchst

[1]) 12 Millionen zahlte der ganze Kreis, 7 weitere die geistlichen Stifter für sich allein.

nachdrücklich gefordert hatte, Gesandte nach Paris zur Unterhandlung eines definitiven Friedens zu schicken. Der Vertrag mit Württemberg wurde bereits am 7. August unterzeichnet: der Herzog trat darin seine linksrheinischen Besitzungen ab, versprach jede Kriegsleistung gegen Frankreich, auch bei Aufforderung des Reichs, zu unterlassen, verstattete den französischen Truppen beliebigen Durchmarsch und Aufenthalt in seinen Staaten und verhieß monatliche Zahlung von 200 000 Franken bis zum Friedensschluß der Republik mit Oesterreich. Wie man sieht, war er aus der Stellung eines gegen Frankreich kämpfenden deutschen Reichsstandes nicht bloß in das Verhältnis eines neutralen Souveräns, sondern ohne weiteres in die Rolle eines zinszahlenden Vasallen des Reichsfeindes hinübergetreten. Er verpflichtete sich demnach, bei der Unterhandlung des Reichsfriedens für die Abtretung des linken Rheinufers sowie des Stromlaufes und seiner Inseln an Frankreich und für den Grundsatz der Entschädigung der weltlichen Fürsten durch geistliche Territorien zu wirken: dafür warf ihm das Direktorium gleich jetzt seinen Anteil an dieser Beute, das dem Stift Straßburg gehörige Amt Oberkirch, die Probstei Ellwangen und die Abtei Zwiefalten aus. So gab es doch wenigstens einen Menschen in Württemberg, den Herzog, welcher durch die Kriegsläufe Aussicht auf greifbaren Gewinn erhalten hatte. Der Vertrag mit Baden, am 22. August, hatte fast wörtlich die gleichen allgemeinen Bestimmungen; was die Landerwerbungen betraf, so fügte Baden zu Frankreichs Gunsten auf dem rechten Ufer noch die Stadt Kehl und einen Brückenkopf bei Hüningen hinzu und erhielt dafür das Versprechen einer ungleich reicheren Ausstattung mit geistlichem Gute, als es Württemberg zu teil geworden, dem Bistum Konstanz, dem rechtsrheinischen Teil des Bistums Speier, den straßburgischen Aemtern Schlingen und Ettenheim, dem mainzischen Ort Seligenstadt, der Abtei Salmannsweiler. Dazu gewann Reitzenstein, der, wie es scheint, sich mit Delacroix besser als mit Reynier zu verständigen wußte, die Aussicht auf Befreiung Badens von

den Reichsgerichten und der Reichspost sowie auf die künftige Direktion des schwäbischen Kreises, wenn anders man noch von Kreisen des Deutschen Reiches künftig reden würde.

Alles deutsche Land zwischen Rhein und Lech war auf diese Art vom Deutschen Reiche abgelöst und dem Herrscherwillen der französischen Republik ebenso gründlich unterworfen wie durch Bonapartes Siege in Italien die Gebiete von Sardinien, Toskana, Parma, Modena. Die Bevölkerung, Mann für Mann bereit, in altem furor teutonicus die Waffen zu erheben, knirschte in ohnmächtiger Wut; sie erlebte jetzt am eigenen Leibe die Nichtsnutzigkeit des Heiligen Römischen Reiches und sah zugleich, wie ihre Fürsten die persönliche Bereicherung mit dem Jammer der Unterthanen bezahlten. Es war der harte Beginn eines unser Jahrhundert erfüllenden Läuterungsprozesses, die schmerzenreiche Aussaat eines künftigen deutschen Nationalgefühls; für die Ueberzeugung, daß kein deutscher Bürger seines Hauses sicher, seines Daseins froh werden kann, wenn nicht ein starker deutscher Staat die ganze Nation umfaßt, für diese Ueberzeugung wurde damals der erste Keim in tausend zürnende Herzen gesenkt.

Dem General Jourdan boten sich nicht so tief einschneidende Erfolge wie seinem Waffenbruder dar, aber es verstand sich, daß auch seine Fortschritte sich in ganz derselben Richtung bewegten. Auch er wandte dem französischen Staatsschatze schwere Kontributionen zu, drei und eine halbe Million von dem Lande zwischen Lahn und Sieg, zehn und dann auf besonderen Befehl des Direktoriums noch zwei weitere Millionen von der Stadt Frankfurt, acht von den Ständen des fränkischen Kreises, welchen darauf das Direktorium wiederum noch zwei hinzufügte, als bei Jourdans weiterem Vordringen der Kreistag nach dem Beispiele des schwäbischen in Paris den Abschluß eines Waffenstillstandes nachsuchte. Kaum einen geringeren Nutzen als die gewaltigen Geldzahlungen stellte der französischen Regierung die gründliche Entwaffnung aller dieser Territorien in Aussicht. Württemberg hatte seine Truppen gleich nach Mo-

reaus Eindringen in den Schwarzwald von der kaiserlichen Armee abberufen; der gesamte schwäbische Kreis folgte vierzehn Tage später diesem Beispiele, dem fränkischen wurde es durch den eben erwähnten Stillstandsvertrag auferlegt. Zwar hatten diese buntscheckigen Kontingente den militärisch untüchtigsten Teil des Heeres gebildet; immer aber war es eine Masse von beinahe 8000 Mann, deren Abgang der österreichischen Heeresleitung gerade in diesem Augenblicke empfindlich genug fiel. Es war höchst begreiflich, daß der Erzherzog eine zürnende Verwahrung dagegen erhob und, als diese nichts fruchtete, jede Abteilung der Kreistruppen, die sich noch in seinem Machtbereiche befand, ohne weiteres entwaffnen ließ. Niemand konnte sich dagegen einer solchen Maßregel mehr erfreuen als die Franzosen, da dieselbe nicht bloß von den Fürsten, sondern auch von der Bevölkerung und vor allem von den Kreistruppen selbst als schwere Beschimpfung empfunden wurde und den durch die Plünderungen erweckten Haß gegen den Reichsfeind auf weiten Strecken gegen das Reichsoberhaupt zurückwandte. Das schmerzlichste Ereignis aber dieser Art für Oesterreich trat jedoch erst ein, als der Erzherzog seine Rückzugslinie gegen die Rauhe Alp und die Donau richtete und dadurch Franken dem Einbruche des Sambreheeres preisgab. Bisher hatte der Kaiser keinen seiner Politik getreueren Herrn im Reiche als den Kurfürsten von Sachsen gehabt: nach dieser Wendung der Kriegsereignisse aber fand Friedrich August sowohl sein Kontingent als seine Lande auf das höchste bedroht und erließ an General Lindt den Befehl, seine 8000 Mann, alles völlig kriegstüchtige Truppen, sofort von dem Erzherzog zu trennen und zur Deckung Sachsens gegen etwaige Angriffe Jourdans zurück in die Heimat zu führen. Die sächsischen Minister, längst schon mehr dem preußischen als dem österreichischen Systeme zugeneigt, benutzten diese Lage, um ihren Regenten zum Abschlusse eines förmlichen Neutralitätsvertrags mit General Jourdan, 13. August, im Namen des gesamten obersächsischen Kreises zu bestimmen, woran sich bald nachher ein entsprechendes Abkommen mit

der preußischen Regierung anschloß. Auch auf dieser Seite also fand sich Oesterreich nicht anders als in Süddeutschland vereinzelt und verlassen.

Was Preußen selbst betraf, so folgte dieser stärkere Staat allerdings nicht so schnell, nicht so unbedingt wie die kleinen Herren des Südens dem Strome des Kriegsglücks, aber getrieben und nicht unerheblich im französischen Sinne vorwärts getrieben wurde auch das Berliner Kabinett. Die Stimmung seiner leitenden Staatsmänner war seit den Erlebnissen des letzten Herbstes eine äußerst trübe. Nicht eine der Hoffnungen, die man auf den Baseler Friedensvertrag gebaut, hatte sich vollständig verwirklicht. In der polnischen Sache hatte man sich schließlich trotz Basel doch zum Widerstande gegen die Kaiserhöfe zu schwach gefühlt und mit zornigem Kummer auf Krakau und Sendomir verzichtet. Von Frankreich hatte man Achtung der norddeutschen Neutralität, Anrufung preußischer Vermittelung zum Reichsfrieden und den Sieg der gemäßigten Ansicht hinsichtlich des linken Rheinufers erwartet: statt dessen war bei Clerfaits Schlachten von keiner der streitenden Parteien die Demarkationslinie geachtet, vom Reichsfrieden gar nicht mehr geredet, der Anspruch auf das linke Rheinufer in Paris niemals aufgegeben worden. Der König war entrüstet, niedergeschlagen, der politischen Sorgen gründlich müde. Ein stetiger Arbeiter war er niemals gewesen, an den schweren Fragen des Staatswohles hatte er von jeher nur in augenblicklichen Aufwallungen Anteil genommen. Jetzt war sein Sinn im höchsten Grade gelangweilt und verdüstert; seit seinem polnischen Feldzuge hatte sich seine Gesundheit niemals ganz wiederhergestellt, und die derben Genüsse, in welchen er fruchtlos Zerstreuung suchte, konnten seine Abspannung und Kränklichkeit nur steigern. So war er weniger als je im stande, der Politik seines Staates eine feste Richtung zu geben; er schwankte zwischen dem neuen tiefen Aerger über die Kaiserhöfe und dem alten heftigen Hasse gegen die Pariser Jakobiner und hörte dabei jeden Tag von seinem Finanzminister, daß zu einer Rüstung, gleichviel, ob im Osten oder im Westen,

schlechterdings keine Mittel vorhanden seien. Nach diesen Momenten war unthätiges Zuwarten für ihn in jedem Sinne natürlich, und geraume Zeit wußten auch seine Minister nichts Besseres zu entdecken. Der Grundsatz Friedrichs des Großen, daß Preußen bei jeder europäischen Verwickelung selbständig und wirksam eingreifen müsse, war aus dem Herzen seines Nachfolgers vollkommen ausgetilgt.

Der französische Gesandte in Berlin, Caillard, ein Mann aus alter diplomatischer Schule, von guter Beobachtungsgabe und bedächtiger Klugheit, schrieb mehr als einmal dem Direktorium, Preußen werde endlich derjenigen Macht sich anschließen, welche es am meisten fürchte, warnte aber zugleich seine Regierung dringend, wenigstens bei Lebzeiten der russischen Katharina eine so rauhe Probe nicht zu wagen. Wohl bemerkte er bei der Bevölkerung und den meisten Offizieren die lebhafteste Erbitterung gegen Oesterreich, sah aber nirgends ein Mittel, diese Stimmung zu thätiger Hülfe zu verwerten. Vielmehr machte er tagtäglich neue Erfahrungen über die Abneigung des Königs gegen alles französische Wesen und fand bei den Ministern eine zwar in den Formen höfliche, in der Sache aber vollständige Zurückhaltung. Anfang 1796 war die Luft erfüllt von bedrohlichen Gerüchten: der König war empört, daß die Franzosen seine klevischen Lande so unbarmherzig aussogen, daß sie seine Schwester, die Prinzessin von Oranien, zu der Stellung einer „einfachen Privatperson“ herabgebracht hatten, und als damals in Berlin die Frage aufgeworfen wurde, ob man die Demarkationslinie nicht durch ein starkes Truppencorps decken sollte, besorgte man in Amsterdam und Paris ganz ernstlich einen preußischen Angriff auf die batavische Republik zur Herstellung Oraniens. Unter den preußischen Generalen vertrat der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen ein solches Unternehmen mit rührigem Nachdruck, und mit wahrhaft prophetischem Blicke warnte zugleich Hardenberg in einer ausführlichen Denkschrift vor der erdrückenden Gefahr des französischen Uebergewichts, welchem man zur Rettung des eigenen Daseins Schranken setzen müsse, solange es

noch Zeit sei. Dazu kam das Andringen Englands, welches dem Könige jede ihm wünschenswerte Entschädigung in Aussicht stellte, wenn er aufs neue die Waffen gegen Frankreich ergreifen wollte, aber allerdings bei solchen Verheißungen sofort dem kräftigen Widerspruche Thuguts begegnete, welcher nach wie vor eine Vergrößerung Preußens für das schlimmste aller Uebel hielt. So blieb denn das Ergebnis gleich Null. Wie sehr auch der König die Franzosen haßte und das Deutsche Reich zu schirmen wünschte, so konnten diese Gefühle doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß der französische Feind dem preußischen Staate eine freundlichere Gesinnung zeigte als der deutsche Kaiser. Haugwitz blieb also fürs erste bei dem Programme, wie er es für Basel vorgezeichnet hatte, Unthunlichkeit kriegerischen Vorgehens nach jeder Seite, dafür aber möglichste diplomatische Arbeit für die Sicherheit Norddeutschlands während des Kriegs und für die Integrität der Reichsgrenze beim Frieden. Für seinen Gesandten in Paris, den Freiherrn Sandoz-Rollin, war dies, wie keiner Erörterung bedarf, eine trübselige Aufgabe, Männern wie Rewbell und Delacroix das linke Rheinufer durch die friedfertige Kunst der Ueberredung zu entreißen. Die Franzosen trieben ihr Spiel mit seinem Eifer, seiner Aengstlichkeit und Erregbarkeit, erzählten ihm heute von 600 000 Mann, mit denen sie Deutschland auf einen Griff zerquetschen würden, und peinigten ihn morgen mit genauen Angaben, daß sie eben mit Oesterreich auf Abtretung des Rheines und Ueberlassung Bayerns abzuschließen gedächten. Endlich im April ging Delacroix näher mit der Sprache heraus und zertrümmerte damit alle Wünsche des Grafen Haugwitz auf einen Streich. Frankreich, sagte er, wolle die Demarkationslinie anerkennen, wenn Preußen auch gegen Oesterreich eine Verletzung derselben als Kriegsfall bezeichne; immer aber begehre es dazu die Unterzeichnung eines weiteren geheimen Vertrages, in welchem Preußen geradezu die Abtretung des linken Rheinufers und die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer als Grundlage aller künftigen Friedensverhandlungen annehme;

dafür wolle Frankreich ihm das Bistum Paderborn und das Herzogtum Westfalen überweisen und einen Austausch dieser Lande gegen das Herzogtum Mecklenburg begünstigen; der Prinz von Oranien möge gegen Verzicht auf die Statthalterwürde Bamberg und Würzburg als Kurfürst erhalten, unter preußischer Erbfolge, falls sein Geschlecht aussterbe. Es war, wie man sieht, der preußische Anteil an der deutschen Beute nicht eben spärlich zugeschnitten; noch aber war man in Berlin durchaus von der Vorstellung erfüllt, das Reich nicht zu zerreißen, sondern zu beschützen. Haugwitz erklärte das Ganze für unannehmbar, wegen des Verlustes der linksrheinischen Lande und des dann unausbleiblichen Umsturzes der deutschen Reichsverfassung. Der König genehmigte seine Auffassung und schrieb auf seinen Bericht: in den französischen Vorschlägen zeigt sich ebensoviel Hinterlist wie Unkenntnis der deutschen Verhältnisse. Caillard wurde demgemäß beschieden und zugleich die Aufstellung eines Beobachtungsheeres von 50 000 Mann in Westfalen beschlossen, um die norddeutsche Neutralität sicher zu stellen, eine Maßregel, welche allerdings erst dann zu voller Ausführung gelangte, nachdem Hannover und der niedersächsische Kreis einen Teil der Kosten übernommen hatten.

In diesem Stande blieb die Angelegenheit, bis Anfang Juni die Feindseligkeiten am Rheine begannen. Die Frage der Demarkationslinie wurde jetzt eine brennende, und Sandoz entschloß sich, über Delacroix hinweg eine unmittelbare Anknüpfung mit Carnot und Rewbell zu suchen. Zu seiner großen Befriedigung fand er Carnot viel gemäßigter als dessen immer heftigen und herrischen Kollegen. Zwar einen offenen Vertrag über die Demarkation wollte auch Carnot nicht ohne die geheimen Artikel über das linke Rheinufer schließen; denn ein solcher Vertrag, sagte er, würde den König von England von aller Sorge über Hannover befreien, und dafür müßten wir einen entsprechenden Gegengewinn haben. Wohl aber erklärte er sich bereit, mit Preußen ein geheimes Versprechen auszutauschen, daß die beiderseitigen Truppen die Demarkationslinie nicht überschreiten

sollten: dann möchten die andern Artikel, gemäß dem Baseler Vertrage, bis zum allgemeinen Frieden aufgeschoben werden. Dies klang in Berlin denn äußerst erquicklich, und das begehrte Versprechen wurde auf Sandoz' Bericht sogleich am 11. Juni in aller Form nach Paris gesandt.

Aber die Zeit war nahe, wo diese Haltung oder, wenn man lieber will, diese Stimmung einen fühlbaren Wechsel erleiden sollte.

Schon Bonapartes italienische Siege hatten die Freunde Frankreichs in Berlin vermehrt und ermutigt, und Graf Haugwitz, anfangs ein entschiedener Gegner der französischen Wünsche, begann im Laufe des Mai zu erwägen, ob man nicht in eine Krisis eintrete, bei welcher der Vorteil Preußens ohne jede andere Rücksicht geltend zu machen sei. So versicherte er dem Gesandten Caillard, jene Ablehnung der im April vorgelegten Artikel habe keineswegs den Sinn, daß Preußen jede Verhandlung der künftigen Entschädigungen unbedingt von der Hand weise; er klopfte an, ob anstatt des Herzogtums Westfalen Frankreich nicht das Bistum Münster dem Könige gönnen würde; er betonte nur immer, daß jede solche Verhandlung eine eventuelle und abhängig von dem künftigen Reichsfrieden sein müsse. Einmal in diese Richtung eingetreten, lieh er bald genug noch anderen Stimmen sein Ohr, welche, lange zum Schweigen verurteilt, durch die wachsenden Erfolge der französischen Waffen sich endlich wieder die Möglichkeit des Wirkens eröffnet sahen. Wir wissen, wie des Königs Oheim, der alte Prinz Heinrich, von jeher ein eifriger Gegner des österreichischen Bündnisses und der wesentlichste Beförderer des Baseler Friedens gewesen war. Auch jetzt lebte und webte er in diesen Gesinnungen. Bei Caillards Ankunft in Berlin war er der einzige Mensch in den Kreisen des Hofes, welcher dem republikanischen Gesandten ein freundliches Gesicht zeigte, obgleich dieser bei der bekannten Reizbarkeit des Königs gegen den Prinzen vorsichtig weiteren Verkehr mit dem letzteren vermied. Indessen hatte ihm Delacroix, ganz so wie wir es in Madrid bei Perignon wahrnahmen, einen

Gefährten beigegeben, dessen Hauptaufgabe die Ueberwachung des Gesandten selbst war, einen hitzigen Jakobiner Namens Parandier, der zu jeder Intrigue mit Freuden bereit war und hier in größtem Eifer ein geheimes Verhältnis mit dem Prinzen vermittelte. Anfang Juni brachte er eine ganze Woche bei ihm auf dem Schlosse Rheinsberg zu und erfreute sich des Feuers des 72jährigen Mannes, der, wie Parandier meldete, durch jeden Sieg Bonapartes verjüngt wurde. Am 10. Juni gab ihm der Prinz eine Denkschrift über die politische Lage, welche merkwürdig genug ist, um ihre Hauptgedanken im Auszuge hier mitzuteilen [1]). „Da die italienischen Siege," sagt der Prinz, „ohne Zweifel große Erfolge des Rheinheeres bewirken werden, so kann Frankreich dem Kaiser die Friedensbedingungen diktieren. Um bei dieser Unterhandlung das erwünschte Ziel zu erreichen, wird es nötig sein, den Frieden mit Oesterreich von dem Frieden mit dem Deutschen Reiche zu trennen. Wir nehmen an, daß Frankreich zuerst Präliminarien mit Oesterreich zeichnet und darin für den schließlichen Frieden einen Kongreß in irgend einer Stadt vorbehält. In den Präliminarien würde der Kaiser die Abtretungen der erforderlichen österreichischen Provinzen vollziehen und verspräche, auf dem Kongresse die Absichten Frankreichs in Bezug auf das Deutsche Reich sowie auf die Vergrößerung Preußens zu unterstützen. Der Kaiser müßte ferner genehmigen, daß alle geistlichen Lande in Deutschland an weltliche Fürsten fielen; unter dieser Bedingung könnten ihm die Präliminarien eine Entschädigung, z. B. das Erzbistum Salzburg und eine bessere Grenze in Bayern, verheißen. Bei dem Kongresse dürfte kein Vertreter Englands und Rußlands zugelassen werden. Da die Russen gefährliche Pläne gegen die Türkei haben, so bedarf Frankreich dagegen der preußischen Allianz; es ist mithin Frankreichs eigenes Interesse,

---

[1]) Ich habe eine Reihe Depeschen Caillards und Parandiers im französischen Reichsarchiv vorgefunden, welchen obige Denkschrift beigelegt war.

damit das preußische Heer gegen Rußland verfügbar werde, Preußen entweder durch Böhmen bis zur Elbe oder Mecklenburg oder die fränkischen Bistümer zu stärken. Statt der drei geistlichen Kurfürstentümer könnte man Hessen, Württemberg und Braunschweig zu dieser höchsten Würde des Reiches erheben. Uebrigens würde es bei dem großen Einflusse der Kirche in Deutschland und Italien zweckmäßig sein, wenn das Direktorium den Papst zur Genehmigung der Säkularisationen bestimmte; der Koadjutor von Mainz möchte vielleicht, wenn er sich seiner Priesterwürde entledigte, wegen seines persönlichen Verdienstes ein Fürstentum verdienen."

Wenn in den Verträgen von Württemberg und Baden der spätere Rheinbund, so erscheint in dieser Denkschrift ein großer Teil des Friedenswerkes von Leoben und Campo Formio vorgebildet. Auch werden wir später sehen, daß die französische Regierung den Inhalt derselben sehr wohl im Gedächtnis behalten hat.

Eben den Prinzen Heinrich nun zog im Juni Graf Haugwitz zu Rate, und man denkt sich leicht, mit welchem Nachdruck dieser den schwankenden Staatsmann im französischen Sinne vorwärts trieb. Darauf erfolgte Moreaus Rheinübergang, das siegreiche Vordringen der Franzosen nach Schwaben und Franken, der allgemeine Abfall der dortigen Reichsstände. War an dieser so heillos zerbrechenden Reichsverfassung noch etwas zu halten? Sollte man für die Verteidigung einer so völlig verlorenen Sache die höchsten Interessen des eigenen Staates noch weiter in die Schanze schlagen? Sandoz meldete, daß Carnot aufs neue von den geheimen Artikeln zu reden beginne, daß Rewbell mit drohender Grobheit ihre Unterzeichnung fordere, daß er selbst (Sandoz) dringend zur Erfüllung dieser Wünsche raten müsse. Seit Caillards Ankunft in Berlin hatte auch des Königs nächster Vertrauter, General Bischoffwerder, die französische Seite gehalten [1]; im Augenblicke war freilich

[1]) Caillard deutet sehr verständlich an, durch welche Mittel der Ueberredung auf den einst so gut österreichisch gesinnten Mann gewirkt werden könnte.

sein Einfluß bei dem Könige etwas gesunken, immer aber größer als der jedes andern Mannes: genug, der König, der noch am 9. Juli Haugwitz ermahnt hatte, den Franzosen nicht zu trauen, ließ plötzlich, was lange nicht vorgekommen war, den Prinzen Heinrich zu sich rufen und erklärte am 11. den Ministern, bei dem Kriegsglücke der Franzosen sei es dringend, mit Caillard zum Abschlusse zu kommen. Allerdings, so weit, wie der Prinz es wünschte, zu gehen, konnte er sich noch nicht entschließen; es sollte, wie Haugwitz es früher gesagt, nur ein eventueller Vertrag werden. Er reiste dann am 13. Juli nach Pyrmont ab, und schon am 16. gelangte Haugwitz mit Caillard zu voller Verständigung, worauf dann am 5. August, nachdem Caillard die erforderliche Vollmacht aus Paris erhalten, die förmliche Unterzeichnung erfolgte.

Es war in der Form ein wunderliches Abkommen. Im Eingang wurde erzählt, daß der König die Erhaltung der Integrität und der Verfassung des Reiches lebhaft gewünscht hätte, die französische Republik aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht darauf hätte eingehen können; demnach habe man sich über folgende Bestimmungen geeinigt, für den Fall, daß die Grundlagen derselben bei dem künftigen Reichsfrieden angenommen werden würden. Sollte dann das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und für die Entschädigung der dort verlierenden Fürsten der Grundsatz der Säkularisation ausgesprochen werden, so würde der König den größten Teil des Bistums Münster und die Aussicht auf weitere geistliche Stifter erhalten und sich der Abtretung des linken Rheinufers nicht länger widersetzen. Hessen würde angemessene geistliche Güter und den Kurhut, Oranien dieselbe Würde und die Bistümer Bamberg und Würzburg empfangen, Frankreich die preußische Vermittelung zu Gunsten aller sie anrufenden deutschen Fürsten annehmen. Ueber dies alles sagte man sich das tiefste Geheimnis zu und schloß dann noch einen offenen Vertrag über die norddeutsche Demarkationslinie, die von jetzt an die holländische Grenze entlang laufen, dann dem Rheine bis zur Mündung

der Ruhr, hierauf diesem Flusse bis zur Quelle folgen, von hier ihre Richtung zur Eder nehmen und diese bis zur Fulda begleiten, endlich die Fulda entlang bis zu deren Quelle gehen sollte. Durch die preußischen Besitzungen außerhalb dieser Linie, Grafschaft Mark, Ansbach, Baireuth, sollte den kriegführenden Truppen der Durchmarsch unter Beobachtung strenger Mannszucht frei stehen.

Diese Festsetzungen waren in manchen Einzelheiten für Preußen günstiger als Delacroixs Vorschläge vom April, standen aber im wesentlichen auf derselben Grundlage. Noch hatte man die Abtretung des linken Rheinufers nicht förmlich ausgesprochen, aber doch einen neuen Schritt über Basel hinaus gethan, indem man den eigenen Widerstand gegen dieselbe wie damals auf dem militärischen, so jetzt auf dem diplomatischen Felde aufgab. Die preußische Gesinnung trat etwas verschämter auf als die badische, in der Sache aber war sie wenig von derselben verschieden. Es war hier wie dort die Eröffnung der Erbschaft der für tot erklärten Reichsverfassung.

Die preußische Regierung nahm schon damals keinen Anstand, diese Auffassung wenigstens an einer Stelle praktisch zu bethätigen. Nachdem ihr im Jahre 1792 die fränkischen Fürstentümer zugefallen waren, hatte sie nach gründlichen archivalischen Forschungen eine lange Reihe alter Hoheitsrechte, deren Titel zum Teil in das 15. Jahrhundert zurückgingen, gegen die umwohnenden Dynasten, Reichsritter und die Reichsstadt Nürnberg geltend gemacht und vielfach nicht gezaudert, sich fürs erste in Besitzstand zu setzen. Daraus ergaben sich höchst unliebsame Prozeduren vor dem Wiener Reichshofrat, und die ganze Fülle der zwischen Wien und Berlin herrschenden Abneigung ergoß sich in die beiderseitigen Rechtsausführungen, so daß bei erklärtem Kriegsstande die Energie der gewechselten Vorwürfe nicht derber hätte sein können. Jetzt, als Jourdan von Bamberg aus seine siegreichen Kolonnen gegen Süden weiter vorgehen ließ und das ganze Land mit Zagen und Aufregung erfüllt war, erschienen plötzlich zwei preußische Regimenter

vor den Thoren von Nürnberg, um zwei Vorstädte nebst ihrem Weichbild für preußisches Eigentum zu erklären. Anfangs war der Zorn in der alten Reichsstadt gewaltig; als dann aber eine französische Besatzung einrückte, eine Brandschatzung von mehr als drei Millionen ausschrieb und die Bürger mit allen Drangsalen der Kriegsfurie heimsuchte, begannen diese mit Neid auf das ruhige Leben ihrer Ansbacher Nachbarn zu blicken, und baten schließlich mit einem Mehr von 2905 Stimmen gegen 191 den König von Preußen, sie unter die Zahl seiner glücklichen Unterthanen aufzunehmen. In Berlin empfand man hohe Genugthuung; wie traurig aber der Eindruck solcher Vorgänge im übrigen Deutschland war, wird keines Nachweises bedürfen. Denn da die inneren Beweggründe der Wiener Politik und ihre absolute Gleichgültigkeit gegen die deutschen Interessen dem Auge des Volkes verborgen waren, so konnte sich die öffentliche Meinung nur an die äußerlichen Thatsachen halten, und das Urteil stellte sich demnach allerorten dahin fest, Preußen suche unthätig und mit Frankreich einverstanden im Trüben zu fischen, während Oesterreich mehr als hunderttausend Mann gegen den Reichsfeind in das Feld stelle.

Fünftes Kapitel.

Castiglione und Bassano.

Wir haben gesehen, wie weit durch ganz Europa hin die Nachwirkungen der Siege Bonapartes empfunden wurden. Italien war so gut wie unterworfen, der deutsche Westen erobert, das spanische Bündnis durchgesetzt; Bonapartes Operationen wurden das entscheidende Moment für Diplomatie und Kriegführung Frankreichs, seiner Genossen und seiner Gegner. Durch Talent und Erfolg hatte der junge General den höchsten Einfluß auf seine Regierung an sich gerissen und vor den bewundernden Blicken seiner

Nation jede andere politische und militärische Größe in Schatten gestellt. Er schaltete und waltete über Italien wie ein unbeschränkter Monarch im angestammten Lande; das Direktorium machte kaum noch einen Versuch, seiner Einsicht oder seinem Willen zu widerstehen, und wenn es einmal eine abweichende Meinung andeutete, schlug Bonaparte dieselbe auf der Stelle mit unwiderleglichen Gründen, unwiderruflichen Thaten, unwiderstehlichen Millionen nieder. Es war, als sei es niemals anders gewesen, als könnte es niemals anders werden: mit solcher Gedankenfülle und Sicherheit hielt er die eben ergriffene Herrschaft in seiner Hand und breitete sie mit stets neuen Entwürfen nach allen Seiten aus. Während seine Batterien im Juli die ersten Breschen in Mantuas Mauern legten, fand er Zeit und Mittel, hier mit den Behörden Graubündens eine Verhandlung anzuspinnen, durch welche er den militärischen Besitz der wichtigsten Pässe des Landes zu erringen hoffte, dort in Livorno Freiwillige und Waffen zu sammeln, um damit in Korsika einen entscheidenden Aufstand gegen die britische Herrschaft zu entflammen. Mit Genua auf der einen, mit Venedig auf der anderen Seite hielt er fort und fort kleine Zänkereien lebendig, als Vorwand, die Frucht zu pflücken, sobald sie reif sei, und trotz der halben Achtung, die er soeben dem Großherzog von Toskana wegen seines Vertrauens auf französische Loyalität gezollt, bereitete er das Direktorium auf die künftige Notwendigkeit vor, diesen Bruder des Kaisers aus Italien zu entfernen. Dazwischen ging die Verwaltung seines Heerwesens, die Ausnutzung der besetzten Landstriche, die Verbreitung republikanischer Gesinnung in Mailand, Modena, Bologna. Politische und militärische Geschäfte aller Art flossen in seinem Hauptquartier zusammen; er war allem gewachsen, nötigte einen jeden zu fester Unterordnung und hielt sein eigenes Innere vor jedem Auge verborgen. Schwerlich hatte er damals schon seinem glühenden Ehrgeiz ein bestimmtes Ziel gesteckt: fest stand ihm aber das eine, die Behauptung der gewonnenen Macht und dann die Ausdehnung derselben

so weit seine Sterne ihn führen möchten. Für diesen Zweck gebrauchte er jedes Mittel mit völliger Gleichgültigkeit über den inneren Wert desselben; er war gewaltthätig und listig, brutal und geschmeidig, gutmütig und unbarmherzig, wie es die Umstände forderten; er zeigte mit gleicher Meisterschaft einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, wildbrausenden Jähzorn, erhabene Ruhe, ein jedes in jedem Moment, soweit es seinen Absichten paßte, mit klarer und kalter Berechnung auch des scheinbar heftigsten Affektes. Für die meisten Menschen sind die Jugendjahre, welche er damals zurücklegte, eine Zeit der Begeisterung, der Hingabe, der Ideale; er aber war, nach seinem Lebensgange inmitten einer beispiellosen Revolution, schon damals abgelöst von allen Gefühlen, welche den Menschen an den Menschen und das Leben an die sittlichen Gesetze binden. Es ist unmöglich, damals noch irgend wen zu entdecken, dem er selbstlose Neigung oder tiefes Vertrauen geschenkt hätte; die Frau, die er liebte, fesselte seine sinnliche Leidenschaft; die übrigen Menschen schätzte oder haßte er, je nachdem sie Werkzeug oder Hindernis seiner Pläne waren; im Grunde des Herzens verachtete er sie sämtlich, die Diener und die Feinde. Sein Denken und Handeln ging jetzt völlig auf in dem einen Gedanken der eigenen Größe: kein Recht und keine Pflicht, kein Gesetz und kein Vertrag hatten für ihn eine Bedeutung, wenn sie mit dieser ersten Forderung seines Daseins in Widerspruch gerieten. Es war eine Unbefangenheit der Herrschsucht, wie sie zum Glücke der Menschheit nur in den seltenen Augenblicken erscheint, wo ein mächtiges Genie, ein Attila oder Gregor VII., sich unter den Trümmern einer zusammenbrechenden Vergangenheit in unbeschränktem Selbstgefühl emporhebt. Bonaparte hatte einen namenlosen Advokaten von Arras zum allmächtigen Beherrscher Frankreichs werden sehen: nach einem solchen Vorgange, was sollte ihm, der stärker und listiger war als Robespierre, unerreichbar dünken? Bisher hatte ihm jeder Feind den Rücken gezeigt, Italien zitterte vor seinen Winken, die französische Regierung selbst war ihm unterwürfig: man begreift, daß

ein junger Mann, der binnen drei Monaten solche Erfolge errungen hatte, in jedem weiteren Kampfe nur die Quelle größeren Gewinnes sah, an die Möglichkeit eines Mißlingens nicht dachte und allen künftigen Gefahren mit keckem Stolz entgegenging.

Allerdings war damals sein scharfes Urteil noch nicht durch lange Gewohnheit der Triumphe und der Selbstvergötterung abgestumpft und das Gleichgewicht zwischen der Hitze seiner Phantasie und der Kälte seines Verstandes noch nicht zerstört. Noch bedachte er bei seinen Entwürfen das Maß seiner Mittel und traf seine Vorkehrungen gleich sehr mit kühnem wie mit vorsichtigem Sinne. Er wußte, daß Wurmser in Tirol fort und fort neue Verstärkung heranzog, daß also der französischen Armee ein schwerer Strauß bevorstand; offenbar konnte bei dem leidenschaftlichen Hasse der Italiener ein einziges Unglück, das er an dieser Stelle erlitt, das ganze Gebäude seiner Macht zertrümmern. Er versäumte demnach nichts, um seine Kräfte hier an dem gefährlichen Punkte zu stärken und seine Deckung der Etschlinie für jeden Streich des Feindes undurchdringlich zu machen. Alle sonstigen Pläne wurden im Laufe des Juli gegen diese wichtigste Aufgabe zurückgestellt. Der Kommandant in Livorno erhielt gemessene Weisung, jedes Zerwürfnis mit den toskanischen Behörden zu vermeiden. Faypoult in Genua wurde aufgefordert, Senat und Volk von dem Wohlwollen Frankreichs zu überzeugen und sie damit einzuschläfern, bis nach Wurmsers Besiegung die Stunde des Erwachens schlage. Von dem feindseligen Auftreten römischer Prälaten schien der General gar keine Notiz zu nehmen; zu gewissen Zeiten, meinte er, dürfe man nur sehen, was zu sehen nützlich sei. Auf das lebhafteste bestürmte er dann das Direktorium um weitere Verstärkung; er selbst zog aus Piemont, der Lombardei, der Romagna an Truppen zur Etschlinie, was irgend wie in jenen Landschaften zu entbehren war. Mit 12000 Mann bedrängte General Serrurier Mantua unter unausgesetzter, heftiger Beschießung, die sich bald so wirksam zeigte, daß der Fall der Festung

Ende Juli in nächster Nähe erwartet wurde. Die übrigen Divisionen wurden zur Deckung gegen Tirol verteilt, Augereau, 5300 Mann, hinter der unteren Etsch bei Legnago, zur Abwehr feindlicher Angriffe aus dem Thale der Brenta, Masséna, 15 400 Mann, bei Verona und Rivoli, zur Besetzung der großen Brennerstraße und des mächtigen Bergrückens des Montebaldo zwischen Etsch und Gardasee, Sauret, 4400 Mann, westlich vom Gardasee bei Salo und Gavardo, zur Absperrung des Thales des Chiese, endlich in zentraler Stellung am Mincio zur Unterstützung jedes bedrohten Punktes Despinois mit 7600 Mann Fußvolk und Kilmaine mit 1500 Mann Reiterei, so daß mithin im ganzen 34 000 Mann zur Bekämpfung Wurmsers bereit standen. In dieser Weise auf allen Seiten gewappnet, erwartete Bonaparte den Widersacher, in ungeduldiger Hoffnung, durch den Angriff desselben neue Lorbeeren zu ernten. Wir sind, schrieb er einmal dem Direktorium, in unserer Stellung seit mehreren Tagen auf dem Anstand: wehe dem, der falsch rechnet. Man meint den Panther zu sehen, der in sich zusammengezogen zum mörderischen Sprunge auf der Lauer liegt.

Aber er sollte die Erfahrung machen, daß auch er dem Wechsel der Geschicke bloßgestellt und vor Rechnungsfehlern so wenig wie andere Sterbliche gesichert war.

Wurmser war am 26. Juni in Innsbruck eingetroffen, wohin elf Bataillone aus dem Innern seit dem 10. Mai, die 25 000 Mann vom Rheinheer seit Anfang Juni im Marsche waren und Mitte Juni dann noch fünf Bataillone aus Galizien instradiert wurden. Zugleich wurden etwa 3000 Landesschützen ausgehoben und die Reste von Beaulieus Scharen, 19 000 Mann, hergestellt und vervollständigt. Anfang Juli waren durch diese Maßregeln etwa 50 000 Mann in Tirol versammelt, und nach den bis jetzt bekannten Quellen ist der Grund nicht deutlich wahrzunehmen, nach welchem Wurmser nicht sogleich die Offensive eröffnete, in einem Zeitpunkt, wo Bonaparte und zwei seiner Divisionen weit entfernt im Kirchenstaate und Tos-

kana waren. Wurmser klagte in seinen Berichten an den Kaiser bitterlich über den Mangel an Lebensmitteln und Fourage, einen Umstand, der seinen Gegner ohne Zweifel nur zu doppelt eiligem Vormarsch in die fruchtbare Lombardei angespornt hätte. Aber eben dieser drängende Eifer war bei dem alten Degen immer tiefer gesunken, je mehr er sich dem Schauplatze des Kampfes genähert hatte. Als er in Mannheim die Nachricht von seiner neuen Bestimmung empfing, hatte er Thugut schmunzelnd geantwortet: „Die Federmesser in Italien müssen nicht gut geschliffen sein; ich hoffe, daß die Mannheimer die Federn besser schneiden werden.“ Jetzt in Roveredo war er nicht gerade verzagt, aber der Ton war doch merklich herabgestimmt, wenn er am 25. Juli schrieb: „Ich habe mich zum Angriffe entschlossen, dessen Plan ich hier beilege; es ist ein hartes Unternehmen, aber ich kann es nicht vermeiden; jede Kolonne muß Engpässe, ja Saumpfade zurücklegen; was mich tröstet, ist der gute Wille der Offiziere und der Mannschaft; kurz, ich lebe der Hoffnung, den Feind zu schlagen [1].“ In der That war Grund zu einem solchen Vertrauen; seine Armee war jetzt auf 54 000 Mann gewachsen, wovon nach Besetzung der nördlichen Landesgrenze 46 000 zu der Offensive gegen Bonaparte übrig blieben, also eine Ueberzahl von 12 000 Mann über die Truppen des französischen Deckungsheeres. Nach dem Entwurfe seines Generalstabschefs, des gelehrten und wenig praktischen Obersten Weirother, sollte der Angriff in ganz umfassender, den Feind von allen Seiten bedrohender Weise ausgeführt werden. General Meszaros würde mit 5000 Mann durch das Thal der Brenta gegen die untere Etsch vorgehen, dort die Franzosen alarmieren, im günstigsten Falle bis an den Po vordringen. Auf dem andern Flügel sollte General Quosdanowitsch mit 17 000 Mann durch das Thal des Chiese marschieren, Brescia einnehmen, die Rückzugslinie des französischen Heeres auf Mailand besetzen. Endlich im Zentrum wollte Wurmser

[1] Vivenot, S. 458, 472.

selbst mit 24 000 Mann die Brennerstraße hinabdringen, um dort Masséna zu werfen, Verona und später Mantua zu erreichen und die hier besiegten Franzosen auf die Bajonette Quosdanowitschs zu jagen. Die Vernichtung des Gegners war gewiß, wenn alle diese Bewegungen gelangen; zweifelhaft war nur die Frage, ob sie gelingen würden, oder mit andern Worten, ob von Anfang bis zu Ende eine jede der drei Kolonnen an ihrem Teile sieghaft bliebe, und ob sie alle zur rechten Zeit am rechten Orte zusammenwirkten.

Anfangs nahmen die Dinge für Wurmser den günstigsten Verlauf. Am 29. Juli setzten sich alle Heeresteile in Bewegung. Quosdanowitsch fiel auf Saurets Posten in Gavardo, Salo, Pavone; besonders bei Salo wurde scharf gefochten und Sauret mit starkem Verluste zum Rückzug den See entlang nach Desenzano gezwungen, während 1500 Mann unter General Guyeux abgeschnitten und in einem alten Schlosse blockiert wurden. Den folgenden Tag nahm der österreichische Vortrab mit überraschendem Handstreich landeinwärts die Stadt Brescia und erbeutete große feindliche Magazine und Waffenvorräte; von dort wandte sich Quosdanowitsch wieder zurück an den Chiese, wo er seine Hauptmacht bei Ponte-San-Marco und Montechiaro Stellung nehmen ließ, die Brigade Ott aber gegen den Mincio hin nach Lonato vorschob. Er hatte bis jetzt an 1000 Gefangene gemacht, fünf Kanonen erobert, die Verbindung des Feindes mit Mailand zerstört. Mit nicht geringerem Erfolge war dann gleichzeitig Wurmser im Etschthale und auf den Abhängen des Montebaldo vorgegangen. Die Franzosen hatten hier eine Reihe fester Gebirgsposten inne, Schanzen hinter felsigen Schluchten, durch welche reißende Bäche zur Etsch hinabstürzen; die Oesterreicher aber in der ersten Frische des Angriffs waren durch kein Hindernis aufzuhalten und warfen unter blutigen Kämpfen den Gegner aus einer Stellung in die andere von La Corona und Rivoli nach Castelnuovo zurück; sie nahmen 1600 Mann gefangen, erbeuteten neun Geschütze und fanden am 30. Juli

Verona von dem Feinde geräumt. So war die Deckungslinie der Franzosen rechts und links vom Gardasee durchbrochen, zwei ihrer Divisionen arg mißhandelt und mit überraschender Schnelligkeit zurückgetrieben worden. „Wehe dem, der sich verrechnet."

Verrechnet aber hatte sich Bonaparte insoweit, als er jedem seiner Posten die Kraft zugetraut hatte, sich zu halten, bis Unterstützung herankäme. Jetzt aber war beim ersten Anlauf der eiserne Wall, den er um die Lombardei gezogen zu haben meinte, zertrümmert worden. Es war nicht bloß die Gefahr vorhanden, daß der Gegner zum Entsatze Mantuas gelangte, sondern es handelte sich weiter darum, ob nicht seine siegenden Kolonnen, hier von der Etsch, dort vom Chiese her einschwenkend, sich in zentraler Stelle am Mincio vereinigten und damit die französischen Heeresteile vernichtend auseinandersprengten. In einem Momente war Bonapartes Lage völlig verwandelt. Soeben noch in schwindelnder Höhe Italien beherrschend, sah er sich plötzlich an den Rand eines Abgrundes gedrängt. Dabei kannte er nur zu gut die Eifersucht des Direktoriums; er wußte sich bewundert, aber auch gefürchtet und deshalb gehaßt; nichts war sicherer, als daß Rewbell und Barras ihn völlig hinwegwarfen, sobald der Sieg ihm den Rücken kehrte. Je schneller das Steigen, desto tiefer der Sturz: je sicherer ihm bisher jegliches gelungen, desto stärker wirkte jetzt auf ihn die so jäh hereingebrochene Gefahr. Zum ersten Male seit dem Beginne seines Oberbefehls war er erschüttert und unsicher in sich selbst. Mit seinem unerbittlichen Scharfblicke erkannte er in vollem Umfange, welche Mittel der Zerstörung der Feind nach seinen ersten Erfolgen besaß; hätte er selbst jetzt an Wurmsers Stelle gestanden, das französische Heer wäre rettungslos verloren gewesen. In dieser Stimmung erließ er Befehl auf Befehl an seine Divisionen, am 29. Juli, Masséna zur Wiedereinnahme Rivolis zu Hülfe zu eilen, und, als dies hoffnungslos wurde, am 30., sich auf beiden Ufern des Mincio zur Abwehr Wurmsers, zur Wegdrängung Quosdanowitschs aufzustellen:

aber ein rechtes Vertrauen zum Erfolge hatte er nicht mehr und dachte eigentlich, nur noch zwei oder drei Tage zur Fortschaffung des großen Geschützparks zu gewinnen und dann hinter der Adda neue Deckung zu suchen. Er sandte die Division Despinois dem General Sauret zu Hülfe, um das Thal des Chiese wieder zu besetzen; er ließ Augereau und Kilmaine zwischen Etsch und Mincio bei Roverbella Stellung nehmen, um Wurmsers Vormarsch gegen Mantua aufzuhalten; er befahl Masséna, auf das westliche Ufer des Mincio bei Peschiera hinüberzugehen, um nach Bedürfnis als Reserve Saurets oder Kilmaines zu dienen. Es konnte dies alles äußerst mißlich werden, wenn der Feind gleichzeitig im Osten und im Westen mit ganzer Kraft seinen Vorteil verfolgte; die einzelnen französischen Heerteile wären dann an jedem Punkte zu schwach gewesen. Zu ihrem Glücke fand aber ein solches Zusammenwirken nicht statt; am 31. Juli war von Wurmser sehr wenig zu spüren, und die westliche Kolonne war weit auseinandergestreut und eigentlich nur die Brigade Ott bei Lonato und Ocskai vor Salo den Franzosen in lästiger Nähe. So setzte sich denn Sauret gegen Salo und Despinois gegen Lonato in Bewegung. Beide hatten guten Erfolg, Salo wurde besetzt, der hartbedrängte Guyeux befreit, dann aber wieder der Rückmarsch nach Desenzano angetreten, weil Sauret durch das feindliche Hauptcorps abgeschnitten zu werden fürchtete. In Lonato errang General Ott anfangs einige Vorteile über die Franzosen, wurde aber endlich mit einem Verluste von 600 Mann aus dem Orte hinausgeschlagen und zum Rückzug an den Chiese genötigt. Quosdanowitsch, der sich eben anschickte, mit seiner Hauptmacht gegen den Mincio vorzudringen, wurde durch diese Angriffsstöße des Gegners stutzig und suchte vor allem seine rückwärtigen Verbindungsstraßen zu sichern. Er wich also von Montechiaro etwa zwei Meilen weit den Chiese aufwärts nach Gavardo zurück und zog selbst die nach Brescia gesandte Abteilung wieder in seine Nähe heran. Er war keineswegs besiegt, aber wenigstens sein Vordringen war gehemmt und damit für Bonaparte

eine Stunde freierer Erwägung und großer Entschließung gewonnen.

Am Nachmittag des 31. kam Bonaparte in Roverbella mit dem eben angelangten Augereau zusammen. Der kleine Ort war erfüllt von Angst und Lärmen; unmittelbar vor Augereaus Ankunft war der Ruf erschollen: die Oesterreicher kommen, und dann ein unermeßlicher Tumult losgebrochen, welchem Augereau nur mit großer Mühe allmählich hatte steuern können. Bonaparte besprach darauf mit ihm die Ereignisse und entwickelte ihm die gefährliche Lage der Armee [1]). Augereau, ein kühner Soldat, von mächtigem Körperbau, aber beschränktem Geist, dabei ein eifriger, an den Bombast des Klubs gewöhnter Jakobiner, ließ sich nicht viel auf Erwägungen ein, sondern erklärte, man müsse die Feinde nicht zählen, der republikanische Soldat werde mit der Gefahr den Mut verdoppeln. Berthier, Bonapartes Generalstabschef, meinte, daß Augereau die Stellung des Feindes nicht zu kennen scheine, worauf jener ihn anfuhr: ich kenne sie besser als ihr; wir brauchen jetzt keine Redensarten, sondern Thaten. Nun wohl, fragte Bonaparte, was ist zu thun? Augereau rief: Höre an, was zu thun ist; man muß das Heer sammeln, alle Memmen auf den Kopf schlagen, kein Wort mehr von Rückzug reden; sind unsere Soldaten einmal im Rückzug, so halten wir sie nicht mehr; Zucht und Ordnung hören auf; die Bauern schlagen das Heer truppweise tot; thut aber ein jeder seine Pflicht wie wir, so wird Italien befreit und die Republik gerettet; denke daran, daß die Blicke von ganz Europa auf uns geheftet sind. Du sagst mir, fügte er hinzu, daß der Feind den Chiese und Brescia besetzt hat; wohlan, ich marschiere die

[1]) Hier und im folgenden benutze ich die Aufzeichnungen Augereaus und Landrieux', wie sie zuletzt im Anhange zu Massénas Memoiren, Band II, abgedruckt sind. Jede derselben ist offenbar ungenau in einzelnen Teilen, wo der Verfasser nicht unmittelbar seine persönlichen Erlebnisse mitteilt; aber ohne Zweifel hat Rüstow ganz recht, daß sie, wo dies geschieht, schlechterdings nicht bestritten oder ignoriert werden dürfen. In der Kombination der Einzelheiten weiche ich hier und da von Rüstow ab.

Nacht durch nach Brescia, jage den Feind hinaus und stelle unsere Verbindung mit Mailand wieder her; wenn das gelingt, so werden wir uns weiter sprechen. Das alles war ohne Berechnung noch Ueberlegung einigermaßen in den Tag hinein gepoltert; aber es kam aus dem Herzen eines unerschrockenen Mannes, und indem es Bonapartes Stimmung erfrischte, regte es eine Reihe mächtiger Gedanken in ihm an. Er sprach die Summe derselben in dem kurzen Worte aus, mit dem er Augereaus Ergießungen unterbrach: ich muß die Belagerung von Mantua aufheben. Augereau, einmal im Zuge tapferer Worte, schrie auf, daß dies noch lange nicht nötig sei; man werde, sagte er, den Feind in weniger als 48 Stunden geschlagen und dann die frühere Stellung wieder besetzt haben. Aber Bonaparte blieb bei seinem Entschlusse und erließ auf der Stelle die nötige Weisung an Serrurier, die eine Hälfte seiner Division in der nächsten Nacht zu Augereau nach Goito zu senden, mit der andern die Ogliobrücke bei Marcaria zu besetzen, Kanonen, Geräte und Munition, die sich nicht mehr wegschaffen ließen, so viel wie möglich zu zerstören. Zugleich erhielten auch Kilmaine und Masséna den Befehl, jener, sich Augereaus Marsch auf Brescia anzuschließen, dieser, von Peschiera westwärts auf Lonato und Castiglione zu marschieren. Mit einem Worte, der neue Plan des Feldherrn bestand darin, die ganze Armee auf dem westlichen Ufer des Mincio zu vereinigen und so mit doppelter Uebermacht auf Quosdanowitsch loszugehen, diesen so schnell und so vollständig wie möglich zu schlagen, und dann schleunigst umzukehren, um dasselbe Spiel gegen Wurmsers Kolonne zu wiederholen. Wie man sieht, hing das Gelingen dieses Entwurfes ganz und gar von der Frage ab, ob Wurmser so lange östlich des Mincio zaudern würde, bis auf dem westlichen Ufer Quosdanowitsch abgethan wäre. Kam Wurmser früher heran, während sein Genosse noch Widerstand leistete, so konnte zwischen den zwei Feuern das Schicksal der Franzosen verhängnisvoll werden. Und diese Möglichkeit lag nahe genug, da Verona vom Mincio kaum vier Meilen

und der Mincio vom Chiese auch wieder nur vier Meilen entfernt ist, Wurmser also höchstens zwei Tage nötig hatte, um mit Quosdanowitsch dicht zusammenzurücken. Wenn er es that, so war, wie gesagt, die Lage der Franzosen eine verzweifelte. Vielleicht aber that er es aus irgend einem Grunde nicht, und auf diese einzige, völlig unsichere Karte setzte Bonaparte sein Spiel. Es war ein Entschluß auf Leben und Tod, aber es gab keinen anderen, wenn man nicht sofort über Po und Adda und dann, der Himmel weiß, wohin weiter zurückgehen wollte. Bei einem solchen Wagnis galt es dann freilich, alles an alles zu setzen und jede verfügbare Kraft auf den entscheidenden Punkt zu sammeln. Es war kein kleines Opfer, der Verlust der 190 schweren Geschütze vor Mantua, ohne die auf lange hinaus keine Berennung des Platzes möglich war. Allein wie jetzt die Dinge standen, war die wesentliche Aufgabe nicht mehr die Einnahme von Mantua, sondern die Rettung der Armee, und Serruriers Division mußte dazu wie alle andern mitwirken, wenn man rasch und durchgreifend siegen wollte. Dieser reine und ganze Verzicht auf die Nebensache, diese volle Konzentration des Willens auf den Hauptpunkt allein, sie zeigten inmitten der drängenden Sorgen die gediegene Größe Bonapartes. In diesem Augenblicke hoffte er das Beste. Noch hatte man von weiterem Vorrücken Wurmsers nichts vernommen und damit also die Aussicht, wenigstens am nächsten Tage von ihm unbehelligt zu bleiben; nun würden die kommende Nacht hindurch Augereau, Kilmaine, die halbe Division Serrurier im Eilmarsch hinüber nach Brescia ziehen und dort den größten Teil der feindlichen Kolonne in einem Schlachttag überwältigen, während Sauret und Despinois weiter auf Ott und Ocskai drängten.

Diese Bewegungen wurden dann am Abend des 31. mit Eifer begonnen. Augereau nahm bei Goito die von Mantua kommende Brigade Pelletier auf, erreichte in der Morgenfrühe des 1. August den Chiese bei Montechiaro und gelangte im Laufe des Vormittags nach Brescia. Nun war es freilich recht schön, daß man die große Straße nach

Mailand sich damit wieder eröffnet hatte, aber um so schwerer war die Enttäuschung, mit der man auf dem ganzen Wege den Feind vergeblich suchte. Man erfuhr erst in Brescia, daß Quosdanowitsch nach Norden, nach Gavardo zurückgewichen war; man war also an seiner jetzigen Stellung vorüber, fast drei Meilen weit in das Blaue gezogen, die man, um ihn zu fassen, wieder zurückmarschieren mußte. Zwei Tage waren damit eingebüßt, in einer Zeit, wo jede Stunde kostbar und vielleicht unentbehrlich war. Dazu erfuhr man jetzt, daß schon im Laufe des 31. eine Kolonne Wurmsers am Ufer des Mincio bei Valeggio sichtbar geworden, also von dem Chiese nur noch vier Meilen entfernt war; wer konnte nun dafür einstehen, daß Wurmser nicht schon morgen den Chiese erreichte und die Bedränger seines Waffenbruders vernichtend in Flanke und Rücken faßte? Bonaparte versammelte am Nachmittage die in Brescia anwesenden Generale zu einem Kriegsrat und forderte sie auf, ihre Meinung über Angriff oder Rückzug auszusprechen. Augereau blieb bei seinem gestrigen Satze, der Rückzug würde die Truppen demoralisieren; einmal gewichen, würde man bis Genua geworfen werden; man müßte angreifen, wo man einen Feind sehe. Die andern aber erklärten sich für den Rückzug hinter die Adda: wie sollten wir, fragte Despinois, unsere Flanke gegen Wurmser decken? Mit den Bajonetten, rief Augereau, und als Bonaparte schwieg, sagte er: macht ihr euern Rückzug bis nach Paris, ich habe nichts dagegen, aber ich schwöre euch, daß ich nicht mitgehe. In großem Zorne stürzte er aus dem Zimmer, um seinen Nachtmarsch auszuschlafen. Bonaparte entließ den Kriegsrat ohne Entscheidung und brachte die Nacht in peinlich sorgenvoller Erwägung zu. Endlich, gegen zwei Uhr morgens, ließ er Augereau rufen, um ihm zu sagen, daß er seiner Ansicht, daß er noch immer zum Kampfe entschlossen sei. Aber allerdings bei Wurmsers Nähe ging es nicht mehr an, die ganze Streitmacht gegen Quosdanowitsch loszulassen. Bisher war nur ein Beobachtungsposten von 1800 Mann unter General Valette in der Richtung aufgestellt, in welcher

Wurmser erwartet werden konnte, bei Castiglione, eine Meile östlich vom Chiese gegen den Mincio zu: jetzt am 2. August, erhielt Augereau den Befehl, seine Division wieder zurück von Brescia nach Montechiaro zu führen; eben dorthin wurden die Truppen von Mantua, sowie Kilmaines Reiterei, die oben im Gebirge nicht zu verwenden war, bestimmt: im ganzen etwa 12 000 Mann zur Deckung gegen ein mögliches Eingreifen Wurmsers. Dagegen zum entscheidenden Schlage auf Quosdanowitsch sollte Sauret (3500 Mann) noch an diesem Nachmittag von Desenzano wieder auf Salo, Despinois (7500 Mann), unterstützt durch General Dallemagne (1800 Mann), am Morgen des 3. August von Brescia auf Gavardo losgehen. Endlich würde Masséna (11 000 Mann) zwischen beiden Heerteilen bei Lonato Stellung nehmen, um nach Bedürfnis entweder Augereau oder Sauret zu unterstützen. Nachdem Bonaparte diese Weisungen erteilt hatte, schrieb er an den Regierungskommissar Salicetti: „Ich bin hier fast mit meiner ganzen Armee; ich werde den ersten Anlaß zu einer Schlacht ergreifen, sie wird über das Schicksal Italiens entscheiden; geschlagen, ziehe ich mich an die Adda zurück, Sieger, werde ich mich nicht mehr durch Mantuas Moräste aufhalten lassen." Mit solchen Gedanken warf er sich auf das Roß; er wollte am folgenden Tage den Angriff auf Quosdanowitsch persönlich leiten, vorher aber sich noch mit eigenen Augen von Augereaus Aufstellung überzeugen; so sprengte er dieser Division auf Montechiaro nach.

Als er nach scharfem dreistündigen Ritte in die Nähe des Ortes kam, begegneten ihm versprengte französische Soldaten, Freiwillige von der in Castiglione aufgestellten Abteilung des Generals Valette. Sie gaben ihm die Kunde, der Posten sei bei dem Erscheinen einer feindlichen Kolonne nach schwachem Widerstande geräumt, Valette mit einem Teil der Mannschaft nach Montechiaro zurückgegangen, der Rest weiter nordwärts nach Ponte-San-Marco geflohen. Es war eine Nachricht, wohl geeignet, den französischen Feldherrn zu erschüttern. Castiglione ist von Montechiaro kaum

zwei Stunden entfernt; so nahe also war ihm Wurmser schon gekommen, vielleicht mit zwanzig, vielleicht mit dreißig Tausenden; die Gefahr, am nächsten Tage von beiden feindlichen Heerteilen gleichzeitig bedrängt zu werden, war zu einer drückenden Wirklichkeit geworden. Noch einmal stieg bei Bonaparte die Frage auf, ob nicht der Rückzug, ehe die Umklammerung vollständig geworden, ratsam sei. Er eilte in den Ort hinein zu Augereau und fand diesen höchst entrüstet über Valette, immer aber unerschüttert in seiner Kampflust. Die Truppen, beteuerte er, haben keinen anderen Gedanken als die Schlacht; ich habe eben erst die Lagerstätten besichtigt. Nun wohl, sagte Bonaparte, ich will sie ebenfalls sehen. In der That, wo er erschien, wurde er mit Ausbrüchen der Begeisterung empfangen; keinen Rückzug, riefen die einen; hier wollen wir sterben, schrieen die anderen. Wißt ihr, fragte der General, daß Wurmser mit 25 000 Mann euch gegenübersteht? Ein einstimmiger Ruf antwortete ihm: gleichviel, wir zählen unsere Feinde nicht.

Er sah, daß mit solchen Männern etwas gewagt werden konnte. Hier im Angesichte der Truppen verfügte er die Entbindung des unglücklichen Valette vom Dienste [1]) und trat dann zu einer weiteren Besprechung mit einer Anzahl höherer Offiziere zusammen. Vor allem ließ er sich die Berichte über die Flucht aus Castiglione vorlegen, sprach den heftigsten Zorn über die beteiligten Führer aus, warf ihnen sogar vor, daß sie vor Gespenstern gewichen, daß Wurmser gar nicht über den Mincio gekommen sei. Diese Meinung war freilich schnell widerlegt, da die Kolonne eine ganze Anzahl Verwundeter mitgebracht hatte; um so tröstlicher war es, daß von einer Berghöhe in der Nähe des Städtchens, welche einen meilenweiten Ausblick in die Ebene gewährte, schlechterdings nichts vom Feinde zu erblicken, sicher also Wurmser nicht mit seiner ganzen Macht

[1]) Angabe Augereaus, Masséna II, 467, bestätigt durch Bonapartes Bericht an das Direktorium 6. August.

in Castiglione war. Noch durfte man hoffen, daß der vereinzelten Abteilung dort in Castiglione Augereau morgen so lange widerstehen würde, bis die anderen drüben bei Gavardo mit Quosdanowitsch fertig geworden. Dennoch sagte Bonaparte (dieses Mal, wie ich denke, nur den Sinn der Offiziere sondierend[1]), das sicherste scheine ihm der Rückzug hinter die Adda. Da brauste denn Augereau nochmals auf: Was Teufel willst du hinter der überall seichten Adda? Hier müssen wir schlagen; ich fürchte die 20000 Oesterreicher nicht, ich fürchte nur deine Aufregung; wir müssen kämpfen, und wir werden siegen, und sollten wir dennoch den kürzeren ziehen, so würde es erst geschehen, wenn ich tot bin. Die anderen lachten, aber stimmten zu, und Bonaparte schloß das Gespräch mit der Erklärung: macht es, wie ihr könnt, ich lasse euch die Verantwortung und gehe. Er war jetzt doppelt sicher, daß morgen keiner dieser Männer lebend zurückweichen würde; er übertrug dem General Augereau den Oberbefehl über alle bei Montechiaro versammelten Streitkräfte, etwa 12000 Mann, und eilte noch am späten Abend hinüber zu Masséna nach Lonato.

Diese Thätigkeit und Standhaftigkeit sollte bald genug belohnt werden. Bonaparte hatte seinen Widersacher nur zu richtig geschätzt; der Feind, vor welchem Valette aus Castiglione geflohen, war nicht Wurmser und dessen Armee, sondern nur deren Vortrab, die Brigade Liptay, ein kleiner Haufen von 4000 Mann. Wurmser hatte das Ersinnliche geleistet, um dem schon halbbesiegten Feinde den Sieg in die Hand zurückzuschieben. Am 31. Juli zog er mit seiner Hauptkolonne von Castelnuovo südwärts auf Valeggio; der Marsch ging über einen Hügelrücken, kaum eine Stunde vom Mincio entfernt; so sah man von der Höhe weit über den Fluß hinüber und erkannte deutlich den Kampf des Generals Ott bei Lonato. Das rief im ersten Augenblicke bei Wurmser den Beschluß hervor, so schnell wie möglich bei Valeggio über den Mincio zu gehen, um sich dort den

[1]) Vgl. Marmont I, 206.

Weg zu Quosdanowitsch zu eröffnen. Es wäre, wie wir jetzt wissen, die Entscheidung des Feldzugs gewesen; Wurmser wäre jenem Nachtmarsche Augereaus und damit der Sammlung der feindlichen Heeresteile zuvorgekommen, der Rückzug der Franzosen hinter den Po, wenn nicht ihre völlige Niederlage wäre unabweisbar geworden. Aber sofort besann sich der Marschall wieder; wie, wenn ein feindliches Corps bei Roverbella stände und ihm beim Ueberschreiten des Flusses die Seite bedrohte? Diese Besorgnis wurde bestätigt durch eine falsche Nachricht, daß Bonaparte die Belagerung von Mantua nicht aufhebe, sondern zur Deckung derselben sein ganzes Heer bei Roverbella sammele: so verging der 31. Juli, ohne daß ein Mann der österreichischen Armee über den Mincio hinüberkam. In der Nacht aber empfing Wurmser aus Mantua selbst die sichere Kunde, daß die Belagerung aufgehoben und die französischen Kolonnen sämtlich im Marsche nach dem Chiese seien. Damit war jeder Zweifel über die Lage beseitigt; es war deutlich, daß der Gegner alle Kräfte gegen Quosdanowitsch in Bewegung setzte, daß alles darauf ankam, hier entscheidend einzugreifen. Aber anstatt nun gleich den 1. August bei Valeggio über den Fluß zu gehen, schrieb er an Quosdanowitsch, daß er dies für den 2. bei Goito beabsichtige, um damit Bonaparte in den Rücken zu kommen, während jener denselben von vorne beschäftige. Am 2. August rückte er dann bedächtig nach Goito, befahl dem General Meszaros, der indes die Etsch bei Legnago überschritten hatte, weiter südlich nach Borgoforte am Po zu marschieren, und begnügte sich, über den Mincio den General Liptay vorzuschieben, welcher darauf, wie wir gesehen haben, Castiglione zu großem Alarm der Franzosen besetzte. Am Nachmittage mochte Wurmser es sich nicht versagen, persönlich einen Abstecher in das befreite Mantua zu machen, die Garnison zu beloben und den Dank des Kommandanten entgegenzunehmen. Er zog von dort noch 2000 Mann der Besatzung an seine Armee nach Goito heran und brach dann endlich morgens am 3. August von Goito über den Mincio hinüber nach Ca=

stiglione auf. So hatte er nicht bloß zwei unersetzliche Tage in leerer Vielgeschäftigkeit vergeudet, sondern auch ein volles Drittel seiner Stärke in unwirksame Ferne verzettelt. Er selbst rückte mit etwa 15 000 Mann von Goito aus, um sich mit Liptay und dessen 4000 zu vereinigen. Eine Abteilung von 5000 Mann blockierte Peschiera, in welchem Neste Bonaparte nur einen kleinen Haufen von 500 Mann zurückgelassen hatte. Meszaros aber, ebenfalls mit 5000 Mann, demonstrierte unten am Po, in der stillen Hoffnung, den geschlagenen Franzosen hier den letzten Ausweg abzuschneiden. Wenn sie nur erst besiegt wären!

Aber während Wurmsers Heerhaufen unter der heißen Julisonne die drei Meilen von Goito nach Castiglione keuchend zurücklegte, war drüben die Blutarbeit auf allen Seiten entscheidend im Gange.

Als Quosdanowitsch jene Zuschrift Wurmsers am 2. August empfangen, hatte er sogleich die Wiederaufnahme der Offensive beschlossen und zunächst dem General Ocskai Befehl gegeben, von Salo gegen Sauret in Desenzano vorzugehen. Umgekehrt hatte, wie wir uns erinnern, Sauret von Bonaparte die Weisung erhalten, von Desenzano aus Salo wieder zu besetzen: es geschah nun, daß die beiden Abteilungen verschiedene Straßen einschlugen, die Oesterreicher am See, die Franzosen im Gebirge, und aneinander vorüberzogen, ohne sich zu bemerken. So kam, noch am 2. abends, Saurets Division nach Salo, Ocskai nach Desenzano, ohne einen Schuß zu thun. Am 3. morgens wandte sich dann Ocskai rechts gegen Lonato, wo er Massénas Vorhut vollständig überraschte, eine Menge Leute und den kommandierenden Offizier gefangen nahm, bald aber, als Bonaparte selbst mit Massénas Hauptstärke herbeieilte, in schweres Gedränge kam und von der dreifachen Uebermacht trotz tapferen Widerstandes gründlich geschlagen wurde. Von der ganzen Brigade entkamen nur einige hundert Mann. Unterdessen hatte die Division Sauret von Salo aus die Stellung der Oesterreicher bei Gavardo im Rücken beunruhigt, war aber von Quosdanowitsch abgewiesen und nach

Salo zurückgedrängt worden. Bald nachher erschien in der Front der Stellung, von Brescia heranrückend, die Division Despinois, wurde jedoch bei den ersten Flintenschüssen von panischem Schrecken ergriffen und floh in wilder Auflösung nach Brescia zurück. So war dann auch General Dallemagne, der wieder etwas später einen Angriff auf Gavardo versuchte, nicht im stande, den Oesterreichern hier etwas Erhebliches anzuhaben. Quosdanowitsch, auf dieser Seite beruhigt, hatte jetzt nur noch die Sorge, die für seine Rückzugslinie gefährliche Stellung von Salo wieder einzunehmen, und wollte noch spät am Abend den Angriff eröffnen, als die Unglückspost von der Vernichtung der Brigade Ocskai zu ihm gelangte und ihn zum Abbruch des Gefechts bestimmte.

Es hatte also an diesem Tage Masséna den Oesterreichern einen empfindlichen Verlust zugefügt, Sauret die Stellung von Salo behauptet, die andern Divisionen aber wenig ausgerichtet. Bonaparte war vor allem gegen Despinois ergrimmt und machte sich für den 4. August auf einen letzten, verzweifelten Kampf gefaßt. Allein sein Sieg über Quosdanowitsch war vollständiger, als er selbst es nach dem Ergebnis der einzelnen Gefechte vermuten konnte. Als gegen elf Uhr abends bei Salo das Feuer schwieg, standen die österreichischen Generale in niedergeschlagener Stimmung beisammen. Quosdanowitsch sprach die Absicht aus, am folgenden Morgen Salo mit aller Kraft wieder zu nehmen. Aber seine Offiziere sämtlich mahnten dringend ab. Der Tag hatte an Toten, Verwundeten und Vermißten mehrere Tausende gekostet; die ganze Stärke, über die man noch verfügte, war nach den vielfachen Strapazen und Gefechten bis auf 10 000 Mann gesunken; von Wurmser war trotz seines letzten Briefes nichts zu sehen noch zu hören, vielmehr mußte man schließen, da man sicher mehr als 20 000 Franzosen, mithin die feindliche Hauptmacht, sich gegenüber hatte, und diese rechts und links im Vordrängen sah, daß durch irgend ein Mißgeschick der Feldmarschall zum Rückzug veranlaßt worden sei. Sie wiesen darauf hin, wie leicht

unter diesen Umständen der Feind seine Ueberzahl zu einer Umgehung verwenden könne, welche der Kolonne das Thal des Chiese, ihre einzige Rückzugsstraße, absperrte. Diesen Gründen fügte sich, wenn auch mit schwerem Herzen, General Quosdanowitsch und befahl am 4. morgens den gänzlichen Abmarsch nach Tirol. Wie die Dinge einmal lagen, erhielt die Sorge seiner Offiziere im Laufe dieses Tages noch eine schmerzliche Bestätigung. Durch eine feindliche Abteilung, die von Westen her die Berge in der rechten Flanke der Oesterreicher umging, wurden in der That nicht weit hinter Gavardo drei Bataillone und zwei Schwadronen unter Oberst Knorr abgeschnitten; sie wandten sich darauf nach Süden gegen Lonato, in der schwachen Hoffnung, sich von dort aus vielleicht zu Wurmser durchzuschlagen. In Lonato stand nur ein schwacher Posten von etwa 1200 Mann, und Oberst Knorr sandte kühnlich einen Parlamentär in den Ort, um den Befehlshaber zur Kapitulation aufzufordern. Dieser Befehlshaber aber war im Augenblicke kein Geringerer als General Bonaparte selbst, der eben von Castiglione dorthin zurückgekehrt war und sich auf solche Art inmitten seiner Divisionen einer augenscheinlichen Lebensgefahr ausgesetzt sah. Indessen dieses Mal verließ ihn seine sichere Geistesgegenwart nicht. Von seinem Stabe umgeben, empfing er den Oesterreicher, herrschte ihn an, daß sein Führer durch eine solche Beleidigung des Oberfeldherrn die schlimmste Behandlung verwirkt habe, und erklärte, daß Knorrs Kolonne bis auf den letzten Mann niedergemacht werde, wenn sie nicht binnen acht Minuten die Waffen strecke. Indessen zeigten sich Massénas Bataillone auf allen Seiten, und Oberst Knorr unterwarf sich seinem Geschick.

Während auf diese Art Quosdanowitsch außer Thätigkeit gesetzt wurde, war Augereau nicht minder eifrig an seine Aufgabe, die Abweisung Liptays und Wurmsers gegangen.

Um seine Truppen möglichst vor der Hitze des Hochsommers zu bewahren, ließ er dieselben gleich nach Mitternacht am 3. August antreten, und gegen Castiglione aus-

rücken, so daß das Gefecht mit dem ersten Tagesgrauen begann. Liptay hatte sein Fußvolk auf den Hügeln nördlich der Stadt aufgestellt, diese selbst und das benachbarte Schloß durch kleine Abteilungen besetzt, seine Husaren in die Ebene hinabgesendet. Die Franzosen griffen die ganze Stellung mit Ungestüm an, nahmen das Schloß beim ersten Anlauf, erfuhren aber auf allen andern Punkten den hartnäckigsten Widerstand, so daß ihre meisten Generale an der Spitze der Kolonnen den Tod fanden und erst, als ihre fast dreifache Ueberzahl beide Flügel des Gegners umging, Liptay in geschlossener Ordnung, wenn auch mit starkem Verlust, in südöstlicher Richtung auf die Höhen von Solferino und Cavriana zurückwich. Es war darüber Mittag geworden; jetzt erst gelang es Augereau, die Stadt Castiglione zu erstürmen, er schickte sich darauf an, trotz der Ermüdung der von Durst und Hitze gequälten Truppen zum letzten Angriff auf Solferino vorzugehen. In diesem Augenblicke aber erhielt Liptay die erste Verstärkung durch die Spitzen der endlich herankommenden Hauptmacht Wurmsers; Oberst Schubirz wandte sich mit 1400 Mann gegen Castiglione, General Davidowitsch sandte zwei Bataillone zur unmittelbaren Verstärkung von Solferino, und kaum waren diese angelangt, so ergriff der unerschrockene Liptay nochmals die Offensive, warf das erste Treffen der Franzosen, wurde aber durch das zweite unter Augereaus persönlicher Führung wieder auf die Höhe zurückgedrängt. Damit waren für diesen Tag auf beiden Seiten die Kräfte erschöpft, die Soldaten lagen ermattet auf dem wasserlosen Gefilde, das Gefecht ging von selbst zu Ende. Im Laufe des Nachmittags erschien Wurmser selbst und ließ seine Brigade südlich von Solferino auf der Ebene von Medole Lager nehmen. Noch hoffte er auf ein Vorbrechen des Generals Quosdanowitsch, ließ deshalb im Laufe des 4. August seine Stellung durch Verschanzungen stärken und sandte nachmittags einen Befehl an General Meszaros, auf das linke Pouser zurückzukehren und dort den Rest der Division Serrurier bei Marcaria zu beschäftigen. In der Nacht auf

den 5. erhielt er die Nachricht von dem völligen Rückzuge der Division Quosdanowitsch; er hatte nun die sichere Aussicht, am folgenden Tage durch die Gesamtmacht der Franzosen angegriffen zu werden, hätte eigentlich allen Grund gehabt, sofort hinter den Mincio zurückzugehen, kam aber wieder nicht zu einem raschen Entschlusse und ließ unthätig das Mißgeschick über sich und seine Truppen hereinbrechen. Er, der seine Operationen mit einer Uebermacht von 57 000 Mann gegen 45 000 begonnen, hatte es durch Zaudern und Verkehrtheit zu stande gebracht, daß jetzt Quosdanowitsch entfernt in Tirol, eine starke Garnison unthätig in Mantua, 10 000 Mann am Po und vor Peschiera nutzlos aufgestellt waren, daß er selbst mit noch nicht 20 000 Mann gegen mehr als 30 000 den letzten hoffnungslosen Kampf zu kämpfen hatte.

Bonaparte aber erntete heute, was unter den bangen Sorgen der letzten Tage seine Einsicht und Ausdauer gesäet hatte. Noch im Laufe der Nacht wurden Augereau und Kilmaine durch 7000 Mann der Division Masséna verstärkt und schon dadurch auf gleiche Mannschaftszahl mit dem Gegner gebracht. Während nun die Verfolgung der Kolonne Quosdanowitsch fast nur der schwachen Division Sauret überlassen blieb, wurde der bisher dort kämpfende Teil der Division Masséna, 3000 Mann, sowie von Brescia her ein gleicher Betrag der Division Despinois ebenfalls nach Castiglione befehligt, und endlich war schon am 4. früh an Serrurier die Weisung gesandt, seine 5000 Mann von Marcaria über Guidizzolo in den Rücken der österreichischen Linken zu führen und damit das Verderben derselben zu vollenden. Um die Aufmerksamkeit des Gegners von dieser gefährlichsten Stelle abzulenken, ließ Bonaparte am Morgen des 5. den Angriff durch Masséna auf die feindliche Rechte eröffnen und diesen durch eine Umgehung weit nach Norden bedrohen: er erreichte sofort die gewünschte Wirkung, indem Wurmser 2000 Mann seines Zentrums rechtshin schob und dadurch seinen linken Flügel erheblich bloßstellte. Während dieser Demonstrationen erschienen dann Serruriers Truppen,

von Guidizzolo vorbrechend, zu Wurmsers höchster Ueberraschung im Rücken der Oesterreicher; zugleich faßten Kilmaines Reiter den Feind mit plötzlichem Anfall in der linken Flanke; etwas später wurde es Ernst auch mit der Umgehung der Rechten durch das Erscheinen der Division Despinois und der letzten Regimenter Massénas; in diesem Augenblicke schleuderte Bonaparte die Division Augereau mit voller Wucht auf das feindliche Zentrum bei Solferino. An dem Ausgange konnte kein Zweifel sein. Wurmser klammerte sich an die Scholle, auf der er stand, und sträubte sich lange, den unvermeidlichen Befehl zum Rückzug zu erteilen. Aber mit jeder Minute wuchs die Gefahr; der Sieg war unmöglich und der einzige Ausweg, die Straße zum Mincio, durch die feindliche Umgehung im höchsten Grade bedroht. Endlich wurde dem verzweifelnden Greise der Befehl zum Abmarsch entrissen; er ging dann auf der kürzesten Linie zum Mincio, nach der Brücke von Borghetto-Valeggio, auf das härteste gedrängt durch Despinois und Masséna, welche vielleicht den Abziehenden zuvorgekommen wären, hätte nicht eine Abteilung des Blockadecorps von Peschiera zur rechten Zeit eingreifend ihren Eifer gemäßigt. So kam die Armee, im ganzen leidlich geordnet, wenn auch nicht ohne harten Verlust, auf das östliche Ufer des Flusses zurück. Wurmser dachte einen Tag lang, sich hier noch zu halten; als aber Bonaparte die Division Masséna durch Peschiera gegen die Brennerstraße vorgehen ließ und dadurch die Oesterreicher von Tirol abzuschneiden drohte, war kein Halten mehr, und Wurmser beeilte sich, auf verschiedenen Wegen das heimische Gebirge zu erreichen. Am 14. August standen die Armeen wieder in den Stellungen, wie sie dieselben vor dem Beginne der Operationen innegehabt hatten, mit einem Gesamtverluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen von etwa 9000 Mann auf französischer und 10 000 auf österreichischer Seite.

Der persönliche Ruhm des französischen Feldherrn hatte durch die Tage von Lonato und Castiglione einen neuen, äußerst glänzenden Zuwachs erhalten. Je bedenklicher einen

Augenblick seine Lage gewesen, je lebhafter auf die Nachricht der ersten Unfälle der Haß gegen die Franzosen sich in Genua, Rom, Neapel gerührt hatte, je wilder die Gerüchte von einer völligen Niederlage des französischen Heeres durch Europa geflogen waren, desto heller strahlte der Ruf von Bonapartes Unbesiegbarkeit nach dem völlig unerwarteten Umschwung der Dinge. Wenn man nach dem Verlaufe der Ereignisse die Ursachen des Erfolges genauer erwägt, so ist es freilich unverkennbar, daß das Hauptverdienst desselben dieses Mal weniger dem Talente des siegenden als der Unfähigkeit des besiegten Feldherrn gebührt. Stehe es um den theoretischen Wert des österreichischen Feldzugsplanes, wie es wolle, sicher ist es, daß nach den glücklichen Gefechten des 30. Juli die Möglichkeit des glänzendsten Triumphes in Wurmsers Hand gegeben war. Wenn er, woran ihn niemand zu hindern vermochte, am 31. bei Valeggio über den Mincio ging und am 1. August mit 24 000 Mann bei Castiglione erschien — statt 4000 am 2. dorthin zu senden — so war der allgemeine Rückzug der Franzosen unvermeidlich, und sie hatten von Glück zu sagen, wenn sie durch denselben einer gänzlichen Zertrümmerung ihres Heeres entrannen. Daß Wurmser dieses Einfachste und völlig Entscheidende unterlassen, daß er zwei kostbare Tage zu nichts anderem als zu einer heillosen Zersplitterung seiner Kräfte verwenden würde, dies konnte kein menschlicher Verstand voraussehen, eben weil es nicht den mindesten verständigen Grund hatte. Wenn also Bonaparte seine Maßregeln seit dem 31. nach dieser Voraussetzung einrichtete, so kann man das nicht eigentlich geniale Berechnung, sondern nur glückliches Hazardspiel nennen, zu dem er sich denn auch, wie wir gesehen haben, unter steter peinlicher Besorgnis nur deshalb entschloß, weil auf jedem anderen Wege sich zuletzt ebenso schlimme Aussichten zeigten. Daß er weniger hastig als Augereau in die Partie eintrat, wird man ihm nur zur Ehre anrechnen können; denn wie gut dem Soldaten auch ein blindes Vertrauen auf die eigene Kraft und die Gunst des Glückes stehen mag, die Pflicht des

Feldherrn ist es, kühn und klug zugleich zu sein, zugleich zu rechnen und zu wagen. Es war die Stimmung des echten Kriegsmannes, wenn Augereau ausrief: lieber sterben als weichen; aber daß man schließlich nicht starb, sondern siegte, war auf der französischen Seite das Werk Bonapartes.

Was die Ergebnisse des Kampfes betraf, so war den Oesterreichern die Vertreibung des Feindes aus Italien mißlungen, aber ebensowenig hatte ihnen Bonaparte eine eigentliche Niederlage zu bereiten vermocht. Er hatte ihren Angriff abgewehrt, das war alles. Die schlimmste Folge des Kampfes für die Oesterreicher wurde im Augenblicke noch gar nicht sichtbar: sie bestand darin, daß bei den Truppen das Vertrauen zu den Führern auf lange zerstört und damit das wesentlichste Element innerer Festigkeit der Armee entrissen war. Es war kein Wunder, bei so kläglicher Enttäuschung nach den hochfliegenden Erwartungen der ersten Tage. Dieselben Scharen, welche am 3. und 5. bei Castiglione den kräftigsten Heldenmut bewährt, lösten sich am 7. und 8. bei Peschiera und an der Etsch nach den ersten Schüssen in wilder Verwirrung auf. Dazu kam eine ganz unbesiegliche innere Zerrüttung des Offiziercorps[1]). Die Mehrzahl erging sich in Eigenwilligkeit und Zuchtlosigkeit; in großer Anzahl entzogen sie sich dem Dienste, verließen ohne Urlaub ihre Truppenteile, erfüllten ihre Quartiere mit lauten Schmähungen über die Unbrauchbarkeit der Generale und die abscheuliche Politik der Regierung. Es war die langsam herangereifte Frucht einer Kriegführung, welche drei Jahre lang stets im entscheidenden Augenblick die frische Kraft des militärischen Handelns zurückgehalten hatte; mochte man noch so fest an die politischen Gründe des Verfahrens geglaubt haben, jetzt mußte man die Folgen ertragen. Noch einmal hatte der tüchtige Grundstoff sich in rühmlichem Unglück bewährt: nachdem aller Mut endlich doch in Mißlingen geendigt, war diese Armee für die ganze fernere Dauer des Krieges aus den Fugen.

[1]) Vivenot, Thugut rc. 477, 482, 485, 492. Herrmann, diplomatische Korrespondenzen 543 ff.

So für die Zukunft. Für die Gegenwart konnte Wurmser trotz aller Fehler und Unglücksfälle die nächste Aufgabe seines Angriffs als gelöst bezeichnen. Mantua war dicht vor der Katastrophe errettet, die Besatzung erfrischt und gestärkt und, was die Hauptsache war, durch den Verlust des Geschützparks fürs erste eine neue Belagerung unmöglich gemacht worden. Allerdings hatte Bonaparte gleich nach Castiglione die Einschließung des Platzes durch die Division Serrurier, jetzt unter General Sahuguet, erneuert; indessen konnten lange Monate vergehen, ehe der Hunger die Verteidiger zur Ergebung zwang. Bis dahin war Bonaparte nach wie vor an die Etschlinie gefesselt, da das Blockadecorps ein volles Viertel seines kleinen Heeres in Anspruch nahm und dazu der Haß der Italiener gegen die Franzosen damals Verstärkung aller Garnisonen nötig machte. Mit einem Worte, Mantua hinderte Bonaparte fort und fort an jeder größeren Offensivbewegung: in dem Augenblicke, wo Jourdan und Moreau auf deutschem Boden den Kaiserstaat so schwer bedrohten, war dieses negative Ergebnis für Oesterreich von hoher Bedeutung. Der rastloseste, kühnste, gefährlichste Widersacher war beinahe für ein halbes Jahr im Ganzen und Großen zur Unbeweglichkeit verurteilt; er mußte abwarten, wann und wo es Oesterreich gefiel, ihn anzugreifen, und konnte höchstens an kurze Vorstöße gegen die feindlichen Grenzlande denken.

Das Bewußtsein dieses Verhältnisses spricht sich deutlich in einem Schreiben Bonapartes an das Direktorium vom 14. August aus. Er meldet die neue Einschließung Mantuas: im übrigen zeigt er sich abhängig von den Ereignissen in Deutschland. „Wenn eine Division des Rheinheers, sagt er, nach Innsbruck käme und dadurch Wurmser nach Osten abdrängte, dann würde ich einen Plünderungszug gegen Triest unternehmen. Wenn Erzherzog Karl gänzlich geschlagen, Innsbruck mit großen Massen besetzt, Regensburg von Jourdan genommen würde, dann könnte auch ich von Triest gegen Wien marschieren.“ Wie man sieht, ist er weit entfernt davon, so große Dinge zur Zeit

zu beantragen; er giebt nur an, was etwa für ihn erreichbar sei, im Fall entscheidender Schläge in Deutschland[1]). Umgekehrt forderte ihn das Direktorium durch ein Schreiben vom 15. August auf, seinerseits zu solchen Erfolgen in Deutschland durch einen Angriff auf Wurmser in Tirol beizutragen. Bonaparte, dessen Berichte stets auf die Erzielung greller und heftiger Effekte berechnet waren, hatte auch dieses Mal die Verluste des Feindes und die Folgen des Sieges gewaltig übertrieben; das Direktorium hielt Wurmsers Heer für so völlig aufgelöst, daß es den General Bonaparte schon im Innthal zu erblicken und Wurmser zwischen dem italienischen und dem Rheinheer rettungslos verloren glaubte. Am 17. und 2?. wiederholte es diese Ermahnungen; damals hatte der Erzherzog Karl einige Verstärkungen erhalten; in Paris begann man zu fürchten, daß vielleicht auch Wurmser sich nordwärts wenden und Moreaus Verlegenheiten mehren könnte, und forderte Bonaparte dringend auf, einer solchen Gefahr durch einen Angriff auf Südtirol zuvorzukommen und bis dahin die Razzia gegen Triest zu verschieben. Bonaparte antwortete am 26., daß er in hohem Grade neuen Truppennachschubs bedürfe sonst aber mit den italienischen Verhältnissen zufrieden sei und deshalb sich ohne Zaudern gegen Wurmser erheben werde. Er hatte übrigens einige Ersatzmannschaften und Verstärkungen erhalten, so daß trotz eines hohen Krankenstandes der Verlust der letzten Kämpfe ziemlich ausgeglichen war; er konnte nach Abzug der Blockadetruppen und Garnisonen etwa 32000 Mann zu der Offensive gegen Tirol verwenden. Davon sollten Augereau und Masséna das Etschthal hinaufziehen, die Division Sauret aber, jetzt unter General Vaubois, am Westufer des Gardasees vordringen und über Riva nach Mori rücken, um sich dort mit Masséna zu ver-

[1]) Clausewitz S. 133 und Rüstow S. 247 sagen ohne weiteres: Bonaparte hatte . . große Pläne, er wollte auf Triest marschieren, dann Wien bedrohen. Das oben citierte Schreiben zeigt jedoch, daß Bonaparte solche Möglichkeiten nur für den Fall vorausgegangener großer Siege in Deutschland andeutete.

einigen. General Kilmaine würde mit 3000 Mann zur Deckung der Etsch zwischen Verona und Legnago zurückbleiben. Am 31. waren alle Vorbereitungen getroffen; Moreau hatte kräftige Mitwirkung von Norden her zugesagt; Bonaparte meldete dem Direktorium, daß seine Kolonnen am 2. September den Angriff beginnen würden, hoffentlich mit um so rascherem Erfolge, als Wurmser eine seiner Divisionen aus Tirol entfernt und, wie es scheine, um Triest zu decken, bei Bassano an der Brenta aufgestellt habe.

Er ahnte noch nicht, was diese Aufstellung an der Brenta in Wahrheit bedeutete.

In Wien war nach Wurmsers ersten Berichten der Jubel, nach seinen letzten der Schmerz und die Bestürzung groß gewesen. Indessen ließ man den Mut nicht sinken, da ja Wurmsers Armee, wenn auch zurückgeworfen, doch nicht zerstört war. In großer Eile sandte man ihr aus den nächsten Garnisonen des Innern einige Verstärkung zu, und bereits am 19. August unterzeichnete der Kaiser den Befehl an Wurmser, so rasch wie möglich einen zweiten Versuch zur Rettung Mantuas zu machen. Fortdauernd bildete für die damalige österreichische Politik Italien den interessantesten Kriegsschauplatz; es war einleuchtend, daß unter den gegebenen Verhältnissen der Verlust Mantuas mit dem Verluste Italiens gleichbedeutend sein würde; eine solche Katastrophe sollte mit Hintansetzung jeder andern Rücksicht verhütet werden. Wurmser war etwas verwundert, als er diese drängenden Weisungen empfing, da ja Mantua, mit einer Besatzung von 16 000 Mann und auf mehrere Monate mit Lebensmitteln versehen, zur Zeit gar nicht gefährdet war, so daß, beiläufig gesagt, gar nichts im Wege gestanden hätte, etwa 20 000 Mann zur Deckung des Etschthals gegen Bonaparte zurückzulassen, und mit 30 000, eben wie es das Direktorium damals befürchtete, in Moreaus Rücken zu operieren [1]. Aber der Befehl des Kaisers schloß jeden

[1] Urteil des Generals Clausewitz.

Widerspruch aus. Er wurde dem alten Marschall durch den Ingenieurgeneral Lauer überbracht, welcher an Weirothers Statt die Geschäfte des Generalstabs leiten und den neuen Operationsplan mit ziemlich unbeschränkter Vollmacht feststellen sollte. Leider war diese Wahl keine glückliche. Eine rasche Offensive wurde beschlossen, so wenig es mit Mantua drängte, hauptsächlich weil man fürchtete, nach einigen Wochen in Innsbruck durch das feindliche Rheinheer bedrängt zu werden und dann zu einer Operation in Italien außer stande zu sein. Dann aber teilte man die Armee, wie es früher Weirother gethan, und setzte sich aufs neue der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden. Um es aber doch anders zu machen als Weirother, stellte man zwar wie dieser die eine Kolonne im Etschthale auf, ließ jedoch die andere nicht westlich durch das Thal des Chiese, sondern östlich durch das Thal der Brenta in die Ebene vordringen. Die beiden Massen waren demnach ganz so weit voneinander entfernt wie das erste Mal; der wesentliche Unterschied zwischen beiden Entwürfen bestand nur darin, daß jetzt die zweite Kolonne nicht wie damals die Rückzugslinie des Feindes bedrohte. Am 1. September war dieser Plan fertig und die Division Meszaros (10 600 Mann) bereits in Bassano angelangt, die Division Sebottendorf (4700 Mann) auf dem Marsche dorthin im Brentathal, die Division Quosdanowitsch (4600 Mann) mit gleicher Bestimmung noch in Trient, welcher Ort bekanntlich nur durch einen breiten Bergrücken von den Quellen der Brenta getrennt ist. Mit diesen 20 000 Mann also wollte Wurmser selbst von Bassano aus sich gegen die untere Etsch in Bewegung setzen, den Strom bei Legnago überschreiten und auf Mantua marschieren. Während dann 7800 Mann in drei Abteilungen die anderen Grenzen Tirols bewachten, sollte General Davidowitsch mit 13 000 das Etschthal sperren und, sobald Wurmsers Angriff sich entwickelte, den Strom hinab gegen Verona vordringen. Dessen Truppen standen einstweilen in kleinen Abteilungen staffelförmig verteilt bei Roveredo, San Marco, Ala auf dem linken, die Brigade

des Fürsten Reuß auf dem rechten Etschufer bei Mori, mit ihren Vorposten westwärts nach dem Thale der Sarca. Zum Beginne der Operationen war der 6. September bestimmt.

Gleichzeitig also schickten sich beide Gegner, ohne die Pläne des andern zu kennen, zur Offensive an. Nur ging es hier wieder, was Zeit und Schnelligkeit betraf, wie bei Ettlingen und Castiglione: die Franzosen kamen den Oesterreichern dieses Mal um mehrere Tage zuvor und schmetterten demnach mit ihren Angriffsmassen in die getrennten und lockeren Marschkolonnen des Gegners hinein. Vom ersten Augenblicke an war ihre Ueberlegenheit entschieden.

Vaubois (11 000 Mann) erreichte, die nördliche Spitze des Gardasees umgehend, schon am 3. September das rechte Etschufer bei Mori, indem er die Vorposten des Fürsten Reuß ohne alle Mühe zerstreute. Ebenso leicht drängte an demselben Tage Masséna (13 000 Mann) den mit 1500 Mann bei Ala aufgestellten Obersten Vukassowitsch im Etschthale selbst bis San Marco zurück, so daß am Abend die beiden französischen Divisionen nur noch durch den Strom getrennt waren. Am 4. ging es weiter, gegen San Marco, wo zu dem weichenden Vukassowitsch jetzt General Spork sich gesellte; beide aber hatten noch nicht die halbe Stärke des Gegners und wurden mit bitteren Verlusten auf Roveredo zurückgeworfen. Hinter diesem Orte hatte Davidowitsch den schmalen, zwischen Fluß und Felsen eingebetteten Engpaß von Pietra mit 1700 Mann besetzt und ließ, hiedurch gedeckt, die Reste der geschlagenen Brigaden, etwa 5000 Mann, eine halbe Stunde stromaufwärts bei Caliano Lager nehmen und abkochen. In diesem Augenblicke aber langte Bonaparte selbst bei Masséna an, dessen Truppen ebenfalls sich eine Ruhepause gönnten, besichtigte den Paß und befahl den sofortigen Angriff. Er ließ die Felsen an der rechten Seite desselben von seinen Tirailleuren erklettern, die Fronte durch ein heftiges Geschützfeuer mürbe machen und brach dann in plötzlichem massivem Anlaufe hindurch. Die Besatzung zerstreute sich in aufgelöster Flucht; die französische Reiterei langte gleichzeitig mit ihr im Lager

von Caliano an und sprengte die überraschte Mannschaft in kurzem Handgemenge völlig auseinander. Ein Teil flüchtete über die Berge in das Brentathal, 6000 Mann und 25 Kanonen fielen in die Hände der Franzosen, Davidowitsch hatte von 13000 höchstens noch 5000 Mann zusammen. Eben in dieser Stunde reiste Wurmser von Trient nach Bassano ab; er erfuhr noch in Trient, daß sein Unterfeldherr aus Caliano hinausgedrängt sei, hielt aber das Unglück nicht für so erheblich und gab seinen Angriffsplan nicht auf; er begnügte sich, Davidowitsch den Befehl zurückzulassen, Trient mit aller Anstrengung zu behaupten, und eilte dann über das Gebirge in das Brentathal. Seine Weisung war ohne Zweifel sehr zweckmäßig, da Trient den Knotenpunkt der beiden Straßen der Etsch und der Brenta bildet, durch seinen Verlust also Wurmser die nächste Verbindung mit Tirol einbüßte: wäre der Befehl nur ebenso ausführbar wie angemessen gewesen. Davidowitsch aber war mit allen seinen Offizieren einverstanden über die Unmöglichkeit, mit den völlig entmutigten Trümmern seines Corps der jetzt mehr als vierfachen Uebermacht zu widerstehen. Er räumte den Ort, versuchte am 5. September noch einmal einen Kampf eine Meile weiter nördlich in der festen Stellung von Lavis und wich dann, auch hier geschlagen, in der Richtung auf Bozen bis nach Neumarkt zurück. Bonaparte kam persönlich am 5. mittags in Trient an, erfuhr hier Wurmsers Abmarsch nach Bassano und faßte auf der Stelle seinen Entschluß über die weiteren Maßregeln.

Nach der wiederholten Weisung des Direktoriums, in Innsbruck die Vereinigung mit Moreaus rechtem Flügel zu suchen, hätte er die Verfolgung des Generals Davidowitsch auf Bozen, Brixen, den Brenner fortsetzen müssen. Allein so oft er früher ein solches Unternehmen als möglich und glorreich gepriesen hatte, so wenig schenkte er jetzt der Verwirklichung desselben auch nur eine minutenlange Erwägung. Dort im Norden war alles ungewiß; es war ungewiß, welche Verluste er im Hochgebirge bis Innsbruck erleiden,

ungewiß, wie er bei seiner Ankunft daselbst Moreaus Angelegenheiten vorfinden würde. Sicher aber war, daß unterdessen Wurmser unangefochten Mantua deblockieren, die dortige Besatzung an sich ziehen, die gärenden italienischen Staaten mit sich fortreißen könnte. Das alte Verhältnis setzte sich fort: Italien und Mantua hielt den französischen Feldherrn unwiderstehlich fest. Noch am 5. abends beschloß er, dem Marschall Wurmser durch das Brentathal auf Bassano zu folgen, befahl Augereau, der bisher die Nachhut gebildet hatte, über das Gebirge nach Levico zu ziehen und sich an die Spitze der Verfolgung zu setzen. Dann sollte Masséna, von Lavis zurückgerufen, sich ihm anschließen, die einzige Division Vaubois vor Trient zur Beobachtung des Corps Davidowitsch zurückbleiben.

Masséna und Augereau zählten im ganzen etwa 20000 Mann, also ebensoviele Köpfe wie Wurmser. Aber sie waren beisammen, während Wurmsers drei Divisionen weit voneinander sich im Marsche folgten. Meszaros war am 6. September [1]) schon fünf Meilen über Bassano hinaus auf dem Wege zur Etsch in Olmo, bei Vicenza, Sebottendorf in Bassano selbst, Quosdanowitsch zwei Meilen vor Bassano in Primolano. Wurmser erfuhr hier zu seiner großen Beunruhigung den weiteren Rückzug Davidowitschs und den Verlust Trients und vermutete ganz richtig, daß Bonaparte mit seiner Hauptmacht sich jetzt die Brenta hinab gegen ihn wenden würde. Aber auch hier zeigte er aufs neue, daß er kein Mann des raschen und ganzen Entschlusses war. Alles wäre darauf angekommen, die vorhandenen Streitkräfte ohne den mindesten Zeitverlust zu vereinigen, entweder rückwärts in fester Stellung zur Schlacht gegen Bonaparte oder vorwärts zu eiligem Zuge auf Legnago und Mantua. Wurmser aber, im unklaren Wunsche, beides zu verbinden, that weder das eine noch das andere. Er ließ Meszaros, eine ganze Hälfte seines Heeres, am 7. ungestört nach Montebello

---

[1]) Rüstow 257 sagt am 5., dagegen hat Wurmsers Depesche an den Kaiser, Vivenot 489, das Datum des 6.

weiter marschieren; er zog Quosdanowitsch nach Bassano heran, befahl ihm aber, in Primolano und Cavallo die Hälfte seiner Division unter Oberst Gavasini als Deckungsposten zurückzulassen, und blieb mit kaum 7000 Mann in schwankenden Erwägungen, den Feind erwartend, bei Bassano stehen.

So kam denn das Unheil in reißendem Zuge über ihn. Augereau (9000 Mann) hatte schon am 6. den ersten österreichischen Posten bei Levico verjagt, traf am 7. in Primolano auf Gavasinis 3000 Mann und richtete sie völlig zu Grunde; ja, er erreichte noch an demselben Abend Cismone, wo sich im Laufe der Nacht General Masséna mit ihm vereinigte. Wurmser hatte unterdessen seine geringen Streitkräfte noch weiter verzettelt und eine Stunde oberhalb Bassano 1500 Mann unter Bayalitsch auf dem linken, 2000 unter Rovertera auf dem rechten Ufer der Brenta aufgestellt, während Sebottendorf mit 3500 dicht vor der Stadt ein Lager bildete. Rastlos wie immer ließ Bonaparte am 8. September schon um 2 Uhr morgens die Division Augereau zum Marsche antreten, durch eine Furt auf das rechte Ufer hinübergehen und um 7 Uhr das Feuer gegen Rovertera eröffnen; Masséna folgte dicht hinter seinen Genossen und stürzte sich auf Bayalitsch. Bei dem gewaltigen Mißverhältnis der Kräfte war der Kampf in einer halben Stunde entschieden; was nicht getötet oder gefangen wurde, stob in völliger Auflösung nach allen Winden auseinander. Etwa 2000 Mann mit General Quosdanowitsch retteten sich ostwärts nach Treviso, von wo sie dann hinter den Isonzo zurückgeführt wurden; ein Teil der Flüchtlinge warf sich nach Bassano und brachte dort die ganze Stadt in wilde Verwirrung; die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße, fielen auf das eben abziehende Fuhrwerk der Armee und machten gefangen, was ihnen unter die Hände geriet. Die Trophäen dieses Tages bestanden in 35 Kanonen, 2 Brückentrains, 200 Wagen, 7 Fahnen, 3000 Gefangenen. Wurmser und Sebottendorf entkamen mühsam mit etwa 2000 Mann und beeilten sich, über Citadella die Straße von Vicenza und die Division Meszaros zu erreichen.

Der Marsch auf Mantua war für den Marschall jetzt nicht mehr ein Entsatzversuch zu Gunsten der Festung, sondern die letzte Möglichkeit der eigenen Rettung. Mit dem Aufgebot aller Kräfte ging der ruhelose Zug auf Legnago, wo man am Abend des 10. September glücklich eintraf und ohne Aufenthalt die Etsch überschritt. Es zeigte sich bald, daß man nicht eine Minute hätte verlieren dürfen. Denn auch Bonaparte hatte von Bassano aus die Verfolgung ohne irgend einen Zeitverlust fortgesetzt, und ebenfalls am 10. ging auch Masséna etwas weiter stromaufwärts bei Ronco über die Etsch und wandte sich rasch nach Süden, um Wurmsers Marschkolonne in die Flanke zu fallen, während der schleunigst benachrichtigte Sahuguet ihrer Spitze entgegenträte. Aber es war, als hätte die schmähliche Flucht von Bassano das Ehrgefühl der Division Meszaros doppelt gestählt; die Brigade Ott wies am 11. bei Cerea alle Angriffe Massénas mit unerschütterlicher Festigkeit zurück; der Marsch ging weiter; am 12. trieb General Ott mehrere Abteilungen Sahuguets bei Roncoferraro auseinander; am 13. war das ganze Armeecorps in und um Mantua vereinigt. Mit der Besatzung zusammen zählte es außer 9000 Kranken und Verwundeten wieder 22 000 Mann in dienstfähigem Stande. Der Marschall wünschte diese Masse nicht ganz in dem höchst ungesunden Orte einzuschließen und bezog ungefähr mit der Hälfte ein Lager am linken Ufer der Seen, zwischen der Citadelle und dem Fort S. Giorgio. Hier aber wurde er von der gesamten französischen Macht, da Bonaparte ihn nicht außerhalb der Mauern dulden wollte, am 15. angegriffen und mit einem Verluste von 2500 Mann zum schließlichen Rückzug in die Festung genötigt.

Dieses Mal also war die Niederlage vollständiger als bei Castiglione. Als das Unternehmen begann, hatten die Oesterreicher 16 000 Mann in Mantua, 39 000 Mann in Tirol, 1100 Mann in Kärnten. Am Schlusse desselben zählten sie in Mantua 22 000 Streiter, hinter dem Isonzo 3000, in Tirol 16 000 Mann. Fast 100 Geschütze und das gesamte Material der Armee war verloren, der Geist

der Offiziere und Mannschaft auf das tiefste gesunken. So brav und eifrig und standhaft der alte Wurmser war, so unklar und unentschlossen hatte er sich gezeigt: Oesterreich hat nicht viele schlimmere Heerverderber als ihn gehabt.

„Bonapartes Benehmen,“ sagt Clausewitz, „gegen diesen zweiten Angriff der Oesterreicher ist über alles Lob erhaben. Er wählt das Entscheidende, weil er seiner Sache gewiß ist, und führt es mit einer Kraft und reißenden Schnelle aus, die ihresgleichen nicht hat.“

Italien war den französischen Waffen aufs neue unterworfen; zum zweitenmal hatte Bonaparte das so rasch eroberte Land mit eiserner Festigkeit behauptet. In Frankreich zweifelte niemand mehr an der Unbesiegbarkeit des jungen Helden und damit der Unüberwindlichkeit der Republik. Aber die Vorstellung des Direktoriums, Bonapartes und Moreaus Heer zusammenrücken zu lassen und dadurch große Erfolge auf dem deutschen Kriegsschauplatze herbeizuführen, diese Vorstellung, welche Bonaparte demselben im Beginne seines Feldzugs in unbestimmtem Glanze hatte auftauchen lassen, sie hatte sich im Augenblicke ihrer Verwirklichung als eine Chimäre gezeigt. In denselben Tagen, in welchen die Triumphe von Bassano Frankreich mit neuem Jubel erfüllten, sollte das Direktorium auf deutschem Boden die bittern Früchte jener Täuschung erleben.

Sechstes Kapitel.

Siege des Erzherzogs Karl.

Wir verließen die in Deutschland kämpfenden Heere, zu Anfang August, den Erzherzog Karl nicht weit von der Donau, bei Nördlingen, und, ihm bedächtig folgend, den General Moreau auf den Abhängen der Rauhen Alp im Marsche gegen Neresheim, die beiden andern Streiter aber, den General Wartensleben im Rückzug von Bamberg auf Nürnberg, hitzig verfolgt von der Sambre- und Maasarmee,

damals, während einer Krankheit Jourdans, unter Klebers Leitung.

Eben jetzt empfing der Erzherzog die Nachricht von Wurmsers erstem hoffnungsvollem Vordringen gegen Verona und Mantua, und da Wartensleben bei der südlichen Richtung seines Rückzugs sich von Stunde zu Stunde ihm annäherte, so kam in gleichem Maße auch Karls Erwägung näher an den Entschluß heran, jetzt endlich zur Ausführung des großen Planes, zur Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere zu schreiten. Wenn Wartensleben erst in Nürnberg stand, so konnte er in drei Tagemärschen das nur noch elf Meilen entfernte Nördlingen erreichen und, mit dem Erzherzoge verbunden, Moreau überwältigen, worauf dann Jourdan in die gefährlichste Lage, die sich denken ließ, gekommen wäre.

Aber der Erzherzog sollte noch mehr als eine Stunde bitterer Unsicherheit erleben, ehe seine Wünsche zur Verwirklichung gelangten. Sein Unterfeldherr war durch die Eröffnung des großen Planes völlig überrascht und in seinem eigenen Gedankengange auf das gründlichste gestört worden. Er war ein alter, unter den Waffen ergrauter Soldat, rüstig und mutig, aber von engem und ungebildetem Geiste: bei der vom Erzherzog gewünschten Bewegung sah er nur auf die nächste Gefahr, die Bloßstellung Böhmens, wenn er nach Südwesten abzog, den möglichen Verlust der an der Grenze aufgehäuften Magazine, die Schädigung kaiserlichen Erblandes durch Kontributionen, Plünderung und Verwüstung [1]). So ging er nur mit innerem Widerstreben auf die Gesichtspunkte seines Vorgesetzten ein und war höchst geneigt, jedes Hindernis, das sich der Vollziehung seiner Weisungen in den Weg stellte, zu überschätzen. Am 7. August war er nach Forchheim, ungefähr halbwegs zwischen Bamberg und Nürnberg, gekommen, als auf seiner Linken die französische Reiterei die westliche Flanke seiner Aufstellung bedrohte und dadurch eine entfernte Möglichkeit

[1]) Grundsätze der Strategie II, 296.

entstand, bei dem weiteren Zug auf Nürnberg in Seite und Rücken belästigt zu werden. Dies reichte für Wartensleben hin, die bisher genommene südliche Richtung aufzugeben und sich ostwärts in das damals sehr unwegsame Hügelland der Oberpfalz zu werfen, welches sich zwischen der Rednitz und der Naab ausdehnt und für die Artillerie nur eine einzige brauchbare Straße in der engen Niederung des Pegnitzflusses darbot. Er mußte hier neun Meilen weit, bis Amberg, marschieren, ehe er wieder eine südwärts zur Donau ziehende Straße antraf: er näherte sich allerdings nach seinem eigenen Herzenswunsch der böhmischen Grenze, aber er verdreifachte die Entfernung zwischen seiner Armee und dem Erzherzog. Ja, bei der Enge des Pegnitzthales hätte Jourdan ihn ohne irgend welche Gefahr durch eine einzige Division verfolgen, mit der Hauptmasse seines Heeres aber zu Moreau hinüberziehen und den großen Plan des Erzherzogs auf dessen eigenes Haupt zurückwerfen können.

Der Erzherzog war auf das tiefste betroffen, als er diese Nachrichten erhielt [1]). Was schon durch die Rücksicht auf Tirol das zumeist Wünschenswerte gewesen wäre, Wartenslebens Heranziehen zur Bekämpfung Moreaus, daran war jetzt schlechterdings nicht mehr zu denken. Sollte die Vereinigung überhaupt noch versucht werden, so mußte vielmehr umgekehrt der Erzherzog zu Wartensleben und zur Ueberwältigung Jourdans hinübereilen, auf die Gefahr hin, daß dann Moreau durch Bayern hindurch die Straße nach Innsbruck aufsuchte. Um aber für diese Bewegung etwas Raum und Luft zu gewinnen, faßte Karl am 10. August den Beschluß, folgenden Tages einen unvermuteten Angriffsstoß mit ganzer Kraft gegen Moreau zu führen, diesen, wenn nicht völlig zu schlagen, so doch hart zu beschädigen und dann, ohne ihn weiter zu verfolgen, schleunigst den Marsch zu Wartensleben anzutreten. Wesentlich begünstigt wurde dies Vorhaben durch die damals erfolgende Ankunft des Generals Frelich bei der Armee [2]), welcher, wie wir uns

[1]) Ebendaselbst II, 300 ff.

[2]) Vgl. darüber St. Cyr III, 142.

erinnern, bei Moreaus Rheinübergang durch das Kinzigthal nach Oberschwaben ausgewichen war, verfolgt durch den rechten Flügel des Feindes unter Ferino. Der letztere hatte auf Befehl des Direktoriums zur ausgedehnteren Plünderung des Landes seine Streitkräfte bis zum Bodensee verzetteln müssen, während Frelich längst die Weisung hatte, möglichst bald sich mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Der Erzherzog, dessen Divisionen teils durch Krankheiten, teils durch den Abfall der Schwaben und Sachsen stark zusammengeschmolzen waren, sah sich durch Frelichs Ankunft wieder auf 42 000 Mann verstärkt, so daß ein Angriff auf Moreaus 46 000 nicht von vornherein für hoffnungslos gelten konnte [1]). Die Absicht war, bei dem ersten Morgengrauen den über eine Strecke von acht Wegstunden zersplitterten Feind zu überraschen, wobei Frelich, über die Donau vorbrechend, ihn in seiner rechten Flanke fassen sollte. Die Ueberraschung freilich wurde den Oesterreichern zu Wasser; ein entsetzliches Gewitter mit strömenden Regengüssen tobte die Nacht hindurch und machte alle Wege zu Sümpfen, so daß man erst sechs Stunden später, als die Absicht Karls gewesen, an den Feind gelangte. Die Umgehung der feindlichen Flanke gelang indessen in der gewünschten Weise; General Riese warf die Division Duhesme zurück und ließ seine leichten Truppen weit hinaus in den Rücken der Franzosen streifen, so daß deren Munitionskolonnen und Fuhrwesen in wilder Verwirrung gegen die Alp zurückflohen. Wenn in diesem Augenblick der Erzherzog mit überlegenen Massen gegen das feindliche Zentrum unter St. Cyr bei Neresheim vorgegangen wäre, so hätte ein großer Erfolg gewonnen werden können: Karl aber hatte seine Kolonnen ebenso weit wie der Gegner auseinandergelegt und erlangte deshalb an keinem Punkte eine entschiedene Ueberlegenheit. Der stets solide, stets unerschrockene St. Cyr ließ sich also

[1]) Die Zahlen giebt der Erzherzog II, 298. Jomini VIII, 245 hat für jede Partei 10000 mehr, wie ich vermute, durch Hinzurechnung der Kranken, Detachierten u. s. w., da er Seite 255 die Zahl der kämpfenden Oesterreicher selbst nur auf 36000 angiebt.

durch alles Getümmel in Seite und Rücken nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen, und so wenig Moreau ein genialer Feldherr war, so sicher behauptete er in solchen Bedrängnissen seine kaltblütige Ruhe: genug, die Angriffe der Oesterreicher, die an sich ohne großes Ungestüm und nur mit langen Unterbrechungen erfolgten, wurden unerschütterlich zurückgewiesen. Gegen Abend ließ das Feuer auf allen Punkten nach; die Oesterreicher bivouakierten auf dem Schlachtfelde im Angesicht des Feindes, und die französischen Generale berieten, wie man am folgenden Morgen den Erzherzog durch Andrängen gegen seinen rechten Flügel zum Rückzug nötigen könne.

Indessen war Karl nicht gesonnen, das Spiel an dieser Stelle weiter fortzusetzen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen im Hinblick auf Wartensleben. Dieser hatte in Amberg kurzen Halt gemacht, meldete jedoch ein über das andere Mal, daß er sich dort nicht behaupten könne, daß er den Rückzug nach Böhmen für unvermeidlich halte. Damit hätten Karls Wünsche definitiv den Gnadenstoß bekommen; er beschloß, nicht einen Tag mehr zu verlieren; er sandte an Wartensleben dringende Weisung, um jeden Preis bei Amberg festzuhalten, und zog am 12. August früh morgens vom Schlachtfelde hinweg nach Donauwörth. St. Cyr sah von seinen Höhen herab auf die feindlichen Massen, die in langen Kolonnen der Donau zueilten; er hatte keinen lebhafteren Wunsch als schleunige Verfolgung, empfing aber von Moreau die Meldung, daß er den gestern verabredeten Angriff aus entscheidenden Gründen aufgegeben habe. Die französischen Truppen blieben den 12. August unbeweglich in ihren Stellungen; in der That waren sie eines kurzen Ausruhens höchst bedürftig; noch mehr aber als ihre Müdigkeit fielen für Moreau die immer wiederholten, immer dringenderen Befehle des Direktoriums in das Gewicht, welche hier wie bei Jourdan eine verhängnisvolle Entscheidung herbeiführen sollten.

Wie wir vorher bemerkten, hatte Kleber, nachdem sein Gegner von Forchheim nach Amberg gewichen, freie Bahn,

um sich in vier raschen Märschen mit Moreau zu vereinigen und dann durch doppelt übermächtigen Angriff auf Karl den Feldzug und vielleicht den Krieg zu beendigen. Allein in diesem Augenblick übernahm Jourdan das Kommando wieder und empfing sofort Pariser Depeschen, gegen deren gebieterische Aufträge er keinen Ungehorsam wagte [1]). Es wurde darin erörtert, daß es nicht hinreiche, einem zurückweichenden Feinde Land abzugewinnen oder durch einzelne Gefechte dessen Rückzug zu beschleunigen: alles komme vielmehr darauf an, ihn durch heftiges Nachstürmen zu einer großen Schlacht zu bringen und ihn in dieser zu vernichten oder auseinanderzusprengen. Gleichviel also, ob Wartensleben gegen Böhmen ausweiche oder sich dem Erzherzog annähere, stets solle man ihm dicht an den Fersen bleiben, mit der Hauptmasse auf Regensburg dringen und selbst bis Passau vorgehen, zugleich ein Seitencorps gegen Böhmen entsenden und dort Kontributionen erheben, übrigens aber durch Streifparteien Fühlung mit Moreaus linkem Flügel suchen. Man kann nicht behaupten, daß diese Befehle sich in allen Beziehungen durch genaue Bestimmtheit auszeichneten: nur in der Hauptsache, in dem einen alles entscheidenden Punkte, schlossen sie mit höchstem Nachdruck jeden Zweifel aus; sie wiesen die Hauptmasse des Sambreheeres ganz gewiß nicht südwestwärts gegen den Erzherzog, sondern ostwärts zur weiteren Verfolgung Wartenslebens. Ein Bonaparte hätte sie höchst wahrscheinlich als nicht vorhanden betrachtet und seinen Ungehorsam durch die Vernichtung des Erzherzogs gerechtfertigt: Jourdan aber hatte weder die Fähigkeit noch den Charakter Bonapartes, und daß ein Feldherr die Befehle seiner Regierung vollzieht, kann unter Umständen beklagenswert, in keiner Lage aber ein Grund zur Anklage gegen ihn sein. Jourdan also kehrte dem ihm winkenden Triumphe den Rücken und folgte durch die schmalen Defileen der Pegnitz dem General Wartensleben

---

[1]) Die Briefe des Direktoriums sind teilweise abgedruckt in (Jourdan) mémoire p. 295 ff.

auf Amberg, er selbst durchaus nicht ohne Sorgen wegen einer Bedrohung seiner südlichen Flanke durch den Erzherzog, so daß er zu seiner Deckung nach dieser Seite die Division Bernadotte bei Deining und Neumarkt aufstellte. Am 17. hatte er bei Sulzbach ein scharfes Gefecht mit der österreichischen Nachhut unter General Kray, infolgedessen Wartensleben weiteren Rückzug hinter die Naab, nur noch wenige Meilen von der böhmischen Grenze, beschloß. In Amberg erhielt Jourdan neue verschärfte Weisungen des Direktoriums vom 12. August, welche jeden Gedanken an eine Umkehr bei ihm niederschlugen; am 20. sah er sich Wartenslebens Stellung gegenüber an der Naab, fand dieselbe aber so stark und wohlgedeckt, daß er sich einen Tag Bedenkzeit zur Wahl des Angriffspunktes nahm. Dann aber, am 21. August, kamen die ersten Nachrichten über das Heranrücken des Erzherzogs, und alle Offensivpläne fielen in drückender Besorgnis zu Boden.

Das Direktorium aber hatte nicht bloß das Sambreheer von der sicheren Siegesbahn an die obere Donau abgehalten, es nötigte ferner auch den General Moreau, dem Gegner zur Erdrückung Jourdans volle Freiheit zu lassen. Seine Befehle vom 31. Juli, welche dann am 1. August wiederholt und näher entwickelt wurden, gingen dahin, daß Moreau sein Hauptgewicht auf seinen rechten Flügel legen, diesen ansehnlich verstärken und hinter dem Lech zum Angriffe auf Bayern sammeln sollte. Auf dem nördlichen Donauufer möchte ein Beobachtungscorps stehen bleiben. Das allerwichtigste Interesse sei es aber, die Straße von München nach Innsbruck zu gewinnen, dadurch alle Verbindung zwischen Karl und Wurmser abzuschneiden, jede Verstärkung der gegen Italien operierenden Oesterreicher unmöglich zu machen. Gehe alles gut, so solle Moreau seinen linken Flügel an die Donau lehnen und mit dem rechten geradezu auf Innsbruck marschieren. Wie wir sehen, es war überall dasselbe System. Nicht Vereinigung beider Heere, sondern im geraden Gegenteil möglichst weites Auseinanderzerren derselben, Jourdan nach Böhmen und Passau, Moreau nach

München und Innsbruck, übrigens einige unklare Wünsche, daß die beiden Generale kräftig und einträchtig zusammenwirken sollten. Diese Forderungen waren bereits an Moreau gelangt, als er am 12. morgens die österreichischen Bataillone vom Neresheimer Schlachtfelde südostwärts zur Donau ziehen sah. Die Richtung dieses Marsches schien jede Gefährlichkeit Jourdans durch den Erzherzog auszuschließen: wenn Karl auf das südliche Ufer des Stromes hinüberging, aus welchem Grunde sollte Moreau Bedenken tragen, denselben Schritt zu thun und damit die gemessenen Vorschriften des Direktoriums zu vollziehen? Seine Vorposten meldeten, daß das österreichische Heer auf Donauwörth ziehe, daß es die Stadt und die Donaubrücke passiere; sie berichteten am folgenden Tag, daß nur eine starke Nachhut noch in der Stadt stehen bleibe, und dann am dritten, daß auch diese auf das rechte Ufer, die Brücke hinter sich zerstörend, zurückgegangen sei. Bereits hatte Moreau seinen Entschluß gefaßt und seine Divisionen stromaufwärts zu den nächsten Brücken von Dillingen und Lauingen in Marsch gesetzt, um von dort auf dem rechten Ufer gegen Augsburg und gegen die von dem Direktorium bezeichnete Linie des Lech vorzugehen. Allerdings, am 18. August, erhielt Moreau Kunde, daß der Erzherzog mit einem Teil seiner Truppen sich wieder nach Norden gewandt habe, und gab davon ohne Zögerung dem General Jourdan Nachricht: jedoch legte er der Sache weiter keine Erheblichkeit bei und meinte, daß seine Fortschritte in Bayern den Erzherzog bald genug zurückrufen würden. Am 19. August passierte also das Heer die Donau, und am 21. wurde unter lebhaftem Gefechte mit feindlicher Reiterei die Stadt Augsburg besetzt. So hatte Moreau in den zehn Tagen seit der Schlacht sich von dem Erzherzog um ebenso weit entfernt, wie dieser in entgegengesetzter Richtung den Heeren Jourdans und Wartenslebens sich genähert hatte.

Bei der Eröffnung des Feldzugs hatte der Erzherzog dort auf dem linken Rheinufer den unschätzbaren Vorteil gesammelter Macht zwischen getrennten Gegnern besessen;

nur vorwärts zu gehen brauchte er, um den Sieg zu ergreifen. Dann hatte er in rechnender Bedenklichkeit das Glück aus der Hand gelassen und in rascher Entwickelung der Folgen ein Viertel Deutschlands fast ohne Schwertstreich dem furchtbarsten Jammer des Krieges preisgeben müssen, stets an den Gedanken angeklammert, was er einst mit völliger Sicherheit besessen, jetzt durch ein weitschichtiges und unsicheres Wagnis wiederzugewinnen. Nimmermehr aber wäre es ihm gelungen, das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn der Gegner fortdauernd das Richtige gethan hätte. Jedoch für seine Fehlgriffe am Rhein trug ihm jetzt das Direktorium an der Donau die Dankesschuld mit Zinsen ab. Ihm fehlte die draufstürmende Rücksichtslosigkeit des revolutionären Krieges: eben dieses Draufstürmen trieb jetzt das Direktorium in seiner despotischen und räuberischen Weise zur sinnlosen Karikatur und gab damit dem österreichischen Feldherrn die Möglichkeit, noch einmal das Geschick zu Gunsten des Heiligen Römischen Reiches zu wenden.

Also nicht, wie Moreau glaubte, um sich in Bayern zu vertiefen, war der Erzherzog auf das rechte Ufer der Donau hinübergegangen, sondern lediglich, um sein Vorhaben dem einen Gegner zu maskieren und zugleich gegen eine etwaige Offensive des anderen zu sichern. Denn seit Wartenslebens Abzug nach Osten konnte er nicht mehr an einen Marsch etwa von Nördlingen geradeswegs nach Nürnberg denken. Vielmehr mußte auch er zunächst weiter ostwärts die Donau hinab bis Ingolstadt ziehen, um von dort aus den Feind bei Amberg zu treffen. Als er aber diesen Marsch am 12. August begann, konnte er noch nicht wissen, daß Jourdans ganzes Heer die Pegnitz hinauf dem General Wartensleben gefolgt war; einige Divisionen desselben konnten unmittelbar gegen die Donau in Marsch sein; demnach erachtete der Erzherzog es für ratsamer, seinen Zug von Donauwörth bis Ingolstadt auf dem südlichen Ufer des Flusses vorzunehmen und diesen zwischen sich und die möglichen Angriffe des Feindes zu legen. Der Zeitverlust, welchen das zweimalige Passieren der Donaubrücken verursachte, war höchst

unbedeutend und wurde zehnfach aufgewogen, wenn Moreau, wie es wirklich geschah, seinerseits auf das südliche Ufer folgte und dadurch die deutschen Führer den entscheidenden Vorsprung gewinnen ließ. Gegen ihn beauftragte der Erzherzog den General Latour, mit etwa 30 000 Mann zu möglichst vorsichtiger Beobachtung und Deckung stehen zu bleiben; er selbst führte den Rest des Heeres, durch nachgeschobene Truppen des Innern auf 28 000 Mann verstärkt, bei Neuburg und Ingolstadt am 17. August auf das nördliche Ufer zurück und zog dann nordostwärts auf Neumarkt seinem Waffengefährten entgegen. Wartensleben hatte nach allen Gefechten und Strapazen noch 34 000 Mann unter den Waffen; die Regimenter des Erzherzogs brachten mithin die kaiserliche Macht an diesem Punkte auf 62 000 Mann. Da Jourdan durch Verlust im Kampfe, Krankheiten und zurückgelassene Garnisonen auf 40 000 Mann geschwächt war[1]), so wurde seine Lage um so bedenklicher, als er sich tief im feindlichen Lande befand, von einer höchst erbitterten Bevölkerung umgeben, durch den Erzherzog unmittelbar in seiner Rückzugslinie bedroht war.

Zu seinem Glücke entwickelten sich die Bewegungen des Erzherzogs weniger ungestüm als bedächtig. Karl hatte für den Marsch von Donauwörth bis Ingolstadt, sechs Meilen, fünf Tage gebraucht; er gönnte sich für die acht Meilen von Ingolstadt bis Amberg wiederum fünf Tage, da, wie er sagte, für seine Operationen ebensoviel Vorsicht wie Kühnheit erforderlich war. Als er dann in die Nähe von Neumarkt kam, alarmierte er zuerst Bernadottes Abteilung am 21. durch eine sogenannte Rekognoszierung, die kein anderes Ergebnis hatte, als dem Gegner über die ihm drohende Gefahr Nachricht zu geben, und nötigte erst am 23. die 6000 Franzosen zum Rückzug auf Lauf und Nürnberg. Jourdan war nach dieser bedenklichen Kunde auf der Stelle von der Naab auf Amberg zurückgegangen, unmittelbar von Wartensleben verfolgt: er hätte seinen Rückzug

[1]) Nach der Verlustliste am Schlusse von Jourdans Memoire.

ohne Aufenthalt weiter fortgesetzt, wenn er nicht am 23. seine Kavalleriereserven in der Richtung auf Neumarkt zur Aufnahme Bernadottes vorgeschoben hätte: um diese nicht durch Wartensleben abschneiden zu lassen, machte er vierundzwanzig Stunden in Amberg Halt und wurde demnach am 24. von beiden feindlichen Abteilungen gleichzeitig angegriffen. Er ließ sich auf das Gefecht nur insoweit ein, als es nötig war, um den Abzug seines Fuhrwerks und Artillerieparks zu decken, und kam leidlich genug mit einem Verluste von 1800 Mann davon. Aber bereits war Bernadotte von Nürnberg weiter nach Forchheim zurückgewichen, Nürnberg von einer österreichischen Kolonne unter General Hotze besetzt und damit der Ausgang des Pegnitzthals den Franzosen gesperrt. Es blieb Jourdan nichts übrig, als sich auf kleinen Nebenwegen querfeldein zu werfen, um weiter nordwärts die Vereinigung mit Bernadotte und damit die große Straße nach Bamberg wieder zu erreichen. Der Marsch war unendlich mühsam; mehrmals mußte die Straße für die Geschütze erst gebahnt werden; die Kolonnen kreuzten oder verirrten sich; zwischen ihnen trieben sich die feindlichen Husaren umher, so daß das Hauptquartier aller Nachrichten von den Divisionen entbehrte: genug, Jourdan atmete tief erleichtert auf, als er endlich am 28. August nicht weit von Forchheim in das breite Thal der Rednitz auf ebenen Boden und offene Heerstraße gelangte, hier die Division Bernadotte noch vorfand und damit seine gesamten Streitkräfte wieder vereinigt hatte.

Aber allerdings, die Gefahr war damit noch keineswegs beseitigt. Bekanntlich geht der Main von Bamberg aus in weitem nach Norden gestrecktem Bogen nach Schweinfurt, um von dort in neuen großen Krümmungen Würzburg zu erreichen, während die Landstraße zwischen den beiden alten Bischofsstädten, in ziemlich gerader Richtung nach Westen, die erheblich kürzere Sehne des Bogens bildet. Als die Franzosen in Forchheim ankamen, hatte General Hotze bereits von Nürnberg her diese Straße erreicht und bei Burgebrach auf derselben Stellung genommen; ja seine

Plänkler beunruhigten im Rücken Jourdans die Stadt Bamberg selbst und streiften bis Eltmann am Main. Wohin die Oesterreicher kamen, erhob sich das Landvolk in grimmiger Rachgier gegen die fremden Bedränger, erschlug jeden vereinzelten französischen Soldaten, plünderte den feindlichen Troß, raufte sich mit kleinen Abteilungen, Patrouillen und Eskorten. Im höchsten Grade wurde dadurch die Verpflegung der Armee erschwert und durch deren Stockung die an sich schwache Mannszucht der Truppe völlig zu Grunde gerichtet. Wieder mochte Jourdan sich glücklich preisen, daß der Erzherzog mit seiner Hauptmacht aus dem gewohnten langsamen Schritte nicht herauskam[1]); er war zwei Märsche zurück, und Jourdan schmeichelte sich einen Augenblick, Hotzes vereinzelte Scharen überwältigen und auf der geraden Würzburger Straße durchbrechen zu können. Dann aber schien ihm der Versuch doch zu bedenklich, und er entschloß sich, den Umweg über Schweinfurt, am Maine entlang, zu nehmen. Natürlich gab der Erzherzog den einmal gewonnenen Vorteil, den Gegner stets im Westen zu überflügeln, nicht aus der Hand; er ließ von Bamberg aus nur fünf Bataillone und 2000 Mann Reiterei dem Feinde auf der Schweinfurter Straße folgen und setzte im übrigen seine sämtlichen Divisionen auf der kürzesten Linie gegen Würzburg in Marsch. Hotze, den übrigen voran, passierte am 1. September mit sechs Bataillonen und neun Schwadronen den Main bei Kitzingen und erreichte im Laufe des Nachmittags den Galgenberg bei Würzburg; darauf öffneten ihm die Bürger in hellem Aufstand die Thore, und die französische Besatzung mußte sich in die Citadelle zurückziehen, wo sie sofort von allen Seiten eingeschlossen wurde. Am Abend kamen General Starray und Fürst Liechtenstein mit sechzehn Bataillonen und dreiunddreißig Schwadronen von Kitzingen heran und nahmen Stellung in den Dörfern am Fuße des Galgenbergs. Der Erzherzog selbst war noch zurück auf der anderen Seite des Mains mit Kray und

[1]) Eigenes Urteil des Erzherzogs III, 74.

Wartensleben, 25 Bataillonen und 67 Schwadronen auf dem Marsche zwischen Gerolzhofen und Schwarzach. Nachdem er Hotzes Erfolge erfahren, sandte er ein kleines Detachement von fünf Bataillonen nordwärts gegen Schweinfurt und befahl den übrigen Truppen beschleunigten Marsch zur Mainbrücke von Schwarzach, um dort zur Unterstützung Hotzes bereit zu sein, falls Jourdan, wie man vermuten mußte, mit gesamter Macht herankäme, um sich durch Würzburg hindurch die große Straße nach Frankfurt und Mainz aufs neue zu eröffnen.

Jourdan hatte am Abend des 31. August Schweinfurt erreicht und, für den Augenblick von den Oesterreichern wenig behelligt, dort am 1. September einen Ruhetag gemacht, um seinen erschöpften Truppen eine kurze Erholung zu gönnen und die zerrütteten Einrichtungen seines Heerwesens einigermaßen herzustellen. Da, am Abend, erhielt er die Nachricht, daß feindliche Truppen sich bei Würzburg zeigten, und wollte keine Anstrengung unterlassen, um den wichtigen Platz, wenn irgend möglich, zu retten. Auf der Stelle sandte er seine Reiterreserven hinüber und ließ früh morgens am 2. die Divisionen Bernadotte (in diesen Tagen von General Simon befehligt) und Championnet folgen. Als sie herankamen, fanden sie die Stadt bereits verloren und trafen mit Hotzes und Starrays Bataillonen hart in den Dörfern zusammen. Sie drängten die Gegner eine kurze Strecke zurück und besetzten den Steinberg und die Hügel bei Lengfeld. Weiter aber vermochten sie nicht zu gelangen; es war mithin unverkennbar, daß es sich nicht bloß um leichte Streifparteien des Feindes handelte, daß man vielmehr geschlossene Massen vor sich hatte, durch welche ohne einen ernsten Kampf nicht durchzubrechen war. Die Schlacht ließ sich vermeiden, wenn man auf Frankfurt wie auf Würzburg verzichtete und von Schweinfurt geraden Weges nach Norden über Kissingen durch das Thal der fränkischen Saale hindurch die hessischen Lande und die Linie der Lahn aufsuchte. Aber Jourdan fand, daß diese Rückzugslinie ihm auch nach einem ungünstigen Treffen

immer übrig bleibe; er wollte nicht ohne einen letzten Kraftaufwand den Feldzug und den Besitz Frankens verloren geben; er wollte schließlich die Würzburger Garnison nicht ohne einen Versuch zur Rettung opfern. Auch die Soldaten, matt und verdrossen, wie sie durch die Strapazen des langen elenden Rückmarsches geworden waren, schienen noch einmal aufzuleben, als sich die Aussicht zu einem großen Kampfe Aug' in Auge zeigte; sie riefen ungeduldig nach der Schlacht, und Jourdan kam zu dem Schlusse, daß, möge die Klugheit sagen, was sie wolle, die Waffenehre unweigerlich das Gefecht vorschreibe.

So traf er für den 3. September alle Vorkehrungen zum Angriffe. Die Stellung der Oesterreicher erstreckte sich von der Stadt und dem Galgenberge nach Osten, Hotze der Stadt zunächst am linken Flügel, neben ihm, durch Weinberge und Holzungen gedeckt, Starray und Liechtenstein. Jourdan war ohne jede sichere Kunde, wo sich die übrigen Divisionen des Feindes befanden; er vermutete aber, da er auf der Straße nach Schweinfurt unaufhörlich und auf allen Seiten durch die leichten Truppen desselben geplagt worden war, daß in dieser Richtung, nicht aber auf der Würzburger Straße bedeutende Massen noch im Anmarsch seien, und ließ deshalb den General Lefèvre mit mehr als 12 000 Mann, beinahe einem Drittel des Heeres, in Schweinfurt stehen, um den für die Sicherheit des Rückzugs so wesentlichen Punkt auf alle Fälle zu decken. Er konnte also den am 2. vorgegangenen Abteilungen nur noch die Division Grenier folgen lassen; Simon sollte vom Steinberge aus gegen Hotze, Championnet gegen Starray vorgehen, Grenier sich dessen östlicher Flanke anschließen. Es waren im ganzen kaum 30 000 Mann, welche nach diesen Anordnungen der französische Feldherr in das Feuer brachte, und offenbar hing das Schicksal des Tages ganz und gar von der Frage ab, ob diese wirklich, wie Jourdan meinte, nur mit Hotze und Starray zu thun haben, ob sie mit denselben schneller fertig werden würden, als der Erzherzog die andere Hälfte seines Heeres zur Stelle haben

könnte. Gelang es Kray und Wartensleben nicht, rechtzeitig einzutreffen, so mochten Hotze und Starray mit 22 000 gegen 29 000 Mann einen harten Stand bekommen: verhängnisvoll aber wurde die Lage der Franzosen, wenn sie inmitten dieses Ringens durch Karls frische Truppen (21 000 Mann) überrascht wurden, zumal deren Marschrichtung genau in der Verlängerung der französischen Schlachtlinie lag, ihr Stoß also vom ersten Augenblicke den Gegner höchst gefährlich in die Seite treffen mußte.

Man sieht, daß die allgemeine Anlage der Schlacht im kleinen ein Gegenbild zu Waterloo und Königgrätz darstellt.

Am Morgen des 3. September lag ein dicker Nebel über dem Flusse und den Feldern, welcher bis auf wenige Schritte jeden Ueberblick verhinderte und den Franzosen die Annäherung des Erzherzogs völlig verbarg. Karl kam gegen 7 Uhr an der Mainbrücke von Schwarzach an und befahl seinen Generalen die schleunigste Ueberschreitung des Flusses. Er selbst sprengte hinüber zu Starray und fand diesen beschäftigt, seine Bataillone unter dem Schutze des Nebels dicht am Fuße der von der Division Bernadotte besetzten Hügel aufzustellen, keck entschlossen, im ersten hellen Augenblick seinerseits zum Angriffe überzugehen. Kaum öffnete sich demnach die Aussicht, so schritt er zum Sturme auf die Lengfelder Höhe; die Franzosen waren überrascht und wurden nach heftigem Streite sowohl an dieser Stelle wie näher an der Stadt durch Hotze einige tausend Schritte zurückgedrängt. Bald aber kam hier die österreichische Offensive in das Stocken. Denn mittlerweile hatte die Division Championnet sich weithin gegen Starrays rechten Flügel ausgedehnt und eröffnete gegen 9 Uhr mit lebhaftem Nachdruck den Angriff auf das Estenfelder Holz: die Oesterreicher wurden trotz eines tapferen Widerstandes geworfen, und jetzt gab Jourdan der hinter Championnet bei Pleichfeld aufgestellten Division Grenier den Befehl, das so glücklich begonnene Vorgehen mit allen Kräften zu unterstützen, Starrays Flanke völlig zu umfassen und durch Bonnauds Reiterdivision die Niederlage der Oesterreicher zu vollenden.

Grenier war im Begriffe, seinen Kolonnen das Signal zum Aufbruche zu geben; in diesem Augenblicke aber sah er links in der ostwärts zum Main abfallenden Niederung große Truppenmassen auftauchen, die von Schwarzach her sich dem Schlachtfelde annäherten. Betroffen hielt er inne, beschränkte sich darauf, etwa 1200 Mann zu Championnets Unterstützung vorgehen zu lassen und blieb mit der Hauptstärke seiner Division bei Pleichfeld stehen, um hier die Seite und den Rücken der Armee gegen die neu herandrohende Gefahr zu decken.

In der That hatte er allen Grund zu dieser Vorsicht. Die Kolonne, die er wahrgenommen, war die zweite Hälfte des kaiserlichen Heeres, die Divisionen Kray und Wartensleben. Kray hatte sich gleich nach dem Uebergange über die Brücke rechtshin nach Prosselsheim gewandt, sein Fußvolk zum Angriff auf die französische Flanke geordnet, seine Husaren ohne Zaudern in den Rücken und auf den Geschützpark Greniers geworfen. Wartensleben hatte die Weisung, sich so schnell wie möglich helfend und rettend an Starray anzuschließen: der kräftige Veteran, der hier nicht durch verwickelte Aufgaben der höheren Strategie geplagt wurde, wartete das langsame Defilieren des Fußvolks über die Brücke nicht ab, sondern warf sich mit seinen schweren Kürassieren, 24 Schwadronen, ohne Bedenken in den Fluß, durchschwamm ihn und eilte dann seinen Grenadieren voraus zu seinem bedrängten Waffengenossen hinüber. Es mochte etwa 11 Uhr sein, als er dort anlangte: der Erzherzog, über die Deckung Starrays jetzt vollkommen beruhigt, hielt Wartensleben noch vor einem raschen Draufgehen zurück, bis seine Infanterie ebenfalls herangekommen wäre, und ließ unterdessen noch 14 Schwadronen leichter Reiterei von Starrays Abteilung mit den Kürassieren zu einer mächtigen Schlachtreihe zusammenrücken. Jourdan, von jeher nur schwach mit Reiterei versehen, sammelte ebenfalls auf diesem Punkte unter Bonnauds Führung, was er davon bei seinen Divisionen irgend auftreiben konnte, und gab zugleich dem General Simon Befehl, alle Kräfte zur Wieder-

einnahme der Lengfelder Höhen anzustrengen. So dauerte das Feuergefecht einstweilen auf der ganzen Linie fort, und die Franzosen brachten bei der jetzigen Ueberzahl der Gegner allmählich ihre sämtlichen Reserven in den Kampf: bis endlich gegen 3 Uhr nachmittags Wartenslebens Grenadierkolonne auf dem Schlachtfelde eintraf und jetzt der Erzherzog seine Reitermasse zu dem entscheidenden Schlage in Bewegung setzte. Er ließ zuerst Starrays leichte Schwadronen nebst einem Kürassierregimente vorgehen; sie trafen auf Greniers Dragoner und Husaren und trieben sie ungestüm auf Bonnauds Reserven zurück. Diese, kaum zum Angriff formiert, warfen sich, eine Schwadron nach der andern, in das Getümmel; der Erzherzog sandte ihnen ein zweites Kürassierregiment entgegen; das Handgemenge schwankte hinüber und herüber, allmählich hatte Bonnaud seine gesamte Truppe losgelassen und sah mit Jubel, wie seine Karabiniere den Gegner überflügelten und mit immer schärferen Schlägen bedrängten. Noch aber hatte der Erzherzog die Hälfte der Kürassiere in Bereitschaft; jetzt gab er auch diesen das Signal, und mit dröhnender Wucht brach ihre festgeschlossene Linie über die durch den Sieg aufgelösten und verwirrten Gegner herein. Da war kein Halten mehr; noch ein kurzes Säbelgeklirr, und die Franzosen wandten überall den Rücken und flohen in unordentlichem Jagen nach allen Seiten davon. In die Mitte ihrer Schlachtlinie war hiermit eine Lücke gerissen, Grenier von Championnet und Simon getrennt, der Rückzug bei Strafe völliger Vernichtung unvermeidlich geworden.

Einem andern Widersacher gegenüber wäre auch jetzt schon die Sambre- und Maasarmee verloren gewesen. Die einzige Straße zum Entkommen, nach Arnstein, lag hinter ihrem linken Flügel, der Division Grenier. Diese aber, kaum 7000 Mann stark, ihrer Reiterei beraubt, hatte Wartenslebens Grenadiere vor sich, die siegreichen Kürassiere in ihrer Rechten, Krays Infanterie zur Linken, dessen Husaren im Rücken. Wenn sie überwältigt wurde, so waren Simon und Championnet vor dem Verderben nicht zu er-

retten, und wie sie der dreifachen Uebermacht bei feurigem Angriff derselben hätte widerstehen sollen, ist menschlicherweise nicht abzusehen. Aber es zeigte sich auch hier aufs neue, daß dem Erzherzog Karl neben der strategischen Bildung die letzte Hauptsache, die soldatische Leidenschaft, fehlte. Was sein Gemüt in lebhafte Bewegung setzte, war die wissenschaftliche Seite des kriegerischen Schachspiels: er verstand es, die strategische oder taktische Aufgabe klar zu stellen, gründlich auszutragen, die Elemente der Lösung in Thätigkeit zu setzen. So weit gediehen, war sein Interesse erschöpft; es war, als kenne er keinen andern Zweck, als die Ueberlegenheit seiner Schlüsse dem Feinde anschaulich zu machen. So hatte er mit aller Kraft seiner Seele an dem Plane der Vereinigung mit Wartensleben gearbeitet und dann, als er sie bei Amberg vollzogen, nur mit lässiger Bedächtigkeit die Verfolgung des Feindes fortgesetzt. Und jetzt hatte er nochmals durch gute Kombinationen den Feind in die hoffnungsloseste Lage gebracht, und wieder sank in dem Augenblick der gewonnenen Entscheidung das Feuer seiner Thätigkeit in ein mattes Glimmen zusammen. Der größte Feldherr des damaligen Oesterreich nannte den Krieg das größte aller Uebel; der fünfundzwanzigjährige Offizier machte sich, wie Clausewitz sagt, aus dem Angriffe kein Fest; es fehlte ihm an dem letzten Drange, den Gegner zu vernichten, an Unternehmungsgeist und Siegesdurst [1]).

Wie er nach Wartenslebens glänzendem Reitergefecht die Verfolgung des besiegten Feindes führte, darüber lassen wir ihn am besten selbst reden. „Der Erzherzog," sagt er, „befahl eine Vorrückung auf der ganzen Linie. Die Grenadiere marschierten in Front gegen das Wäldchen vom Roten Hof, die schwere Kavallerie folgte auf ihrem rechten Flügel. Das Gefecht beschränkte sich größtenteils auf eine heftige Kanonade. Der Feind leistete keinen hartnäckigen Widerstand mehr, und Championnet zog sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach und nach zurück." Er schildert dann

[1]) Vgl. Perthes, Politische Zustände II, 356.

weiter, wie Grenier durch Krays überflügelnden Angriff allmählich genötigt wird, seinerseits zurückzugehen, und nun alle französischen Divisionen dem weit ausgedehnten Gramschatzer Walde auf der Arnsteiner Straße zustreben. Die Oesterreicher marschieren in musterhafter, beinahe parademäßiger Ordnung hinter ihnen drein. „Als sie das durchschnittene Terrain bei Mühlhausen erreichten," fährt der Erzherzog fort, „formierte die schwere Kavallerie ein drittes Treffen. Das Geschütz ging vor der Front und spielte auf den zurückziehenden Feind, den einzelne Flankeurs verfolgten." Bei solchen Anstalten war es allerdings kein Wunder, daß Jourdan ohne durchgreifende Verluste sich der Verfolgung entziehen konnte; er büßte sieben Kanonen und ungefähr 2000 Mann ein, wozu dann noch den folgenden Tag die rettungslos abgeschnittene Besatzung der Citadelle kam.

In strategischer Beziehung war die Bedeutung des Tages für die Oesterreicher immerhin höchst bedeutend. Für Jourdan war und blieb der Weg nach Frankfurt und Mainz verlegt; er mußte zurück durch Hessen zur Lahn, über Kissingen und Hammelburg nach Wetzlar, während die Sieger sich stromabwärts nach Aschaffenburg und Frankfurt ergießen und gleich darauf den Entsatz von Mainz bewirken konnten. General Marceau, der bis dahin mit 28000 Mann die Blockade dieses Platzes sowie die Einschließung von Ehrenbreitstein geleitet hatte, war so wenig wie Jourdan im stande, den Fortschritten des Erzherzogs Schranken zu setzen; die Schlagfertigkeit der anderen Divisionen war seit der vergeblichen Anstrengung vor Würzburg vollkommen erschöpft, die Bevölkerung in Hessen erhob sich gegen die fremden Eroberer mit gleicher Heftigkeit wie in Franken: genug, an der Lahn war ebensowenig wie an der Rednitz oder dem Main ein Halt zu gewinnen, und nachdem der ritterliche Marceau selbst in einem Scharmützel bei Freilingen am 19. September gefallen, eilten die völlig zerrütteten Divisionen unaufhaltsam auf das linke Rheinufer zurück. Jourdan, welcher inmitten all dieses Elends an der Lahn die Antwort des Direktoriums auf seinen Bericht über

das Amberger Treffen empfing, las hier mit bitterer Entrüstung den Auftrag, jedenfalls an der Rednitz, bei Nürnberg oder Forchheim, den Fortschritten des Feindes ein Ziel zu setzen: im innersten Herzen empört über eine Regierung, deren Befehle ihn und seine Gefährten in die Tiefe des Unglücks geworfen hatten, reichte er ohne Zaudern seine Entlassung ein. Der Feldzug hatte im ganzen dem Sambreheer 11 000 Mann gekostet, ungerechnet die Massen der Versprengten und Marodeure, die sich nur sehr allmählich und in wenig kampffähiger Verfassung wieder bei den Fahnen einfanden.

Der Erzherzog hatte persönlich die Verfolgung des Sambreheeres bei Altenkirchen und Neuwied geleitet. Er ließ jetzt in diesen Gegenden den General Werneck mit 32 000 Mann zur Beobachtung des Niederrheins stehen, um sich selbst zu seinem zweiten Gegner, zu Moreau, zurückzuwenden. Er hatte gleich von Amberg aus den General Nauendorf mit etwa 9000 Mann zu Latours Verstärkung an die Donau zurückgesandt; dann hatte er aus Aschaffenburg am 7. September an General Petrasch den Befehl erlassen, 7000 Mann aus den Garnisonen Mannheim und Philippsburg zu ziehen und mit diesen stromaufwärts in Moreaus Rücken zu wirken, die Bauernaufstände zwischen Rhein und Neckar zu organisieren und Moreaus Verbindungslinie zu beunruhigen; am 20. brach er selbst mit 16 000 Mann unter Wartensleben über die Lahn nach Süden auf, um in die gegen Moreau gerichteten Bewegungen Einheit und Zusammenhang zu bringen.

Sehen wir, wie sich Moreaus Lage bis dahin gestaltet hatte.

Am 18. August, wie wir bemerkten, empfing Moreau eine erste Kunde von dem Marsche des Erzherzogs nach Norden gegen Jourdan, mithin einen starken Antrieb, seinerseits mit allen Kräften in der gleichen Richtung zu folgen. Drei Tage nachher aber langte auch eine neue Depesche des Direktoriums vom 16. bei ihm an, in welcher dieses ihm den Plan mitteilte, den General Wurmser in Tirol durch

einen gleichzeitigen Angriff des Rheinheeres und Bonapartes zu erdrücken, und ihm demnach befahl, seinen rechten Flügel auf 15 000 Mann zu verstärken und ihn so schnell wie möglich auf Innsbruck, ja auf Brixen in Marsch zu setzen. Moreau war unterdessen über die Donau gegangen und hatte seine Truppen gegen den Lech in Bewegung gebracht: gleichzeitig war auch die Division Ferino aus Oberschwaben herangekommen, so daß Moreau seine sämtlichen Streitkräfte mit sehr geringem Abzug wieder in seiner Hand vereinigt hatte, ungefähr 64 000 Mann. So ansehnlich aber eine solche Masse war, so viel fehlte daran, mit derselben die beiden Aufgaben, die Unterstützung Jourdans und Bonapartes, gleichzeitig lösen zu können. Es galt, sich für die eine oder die andere zu entscheiden, und zwar mit äußerster Schnelligkeit zu entscheiden, da hier der Erzherzog in vollem Marsch auf Amberg war, dort Bonaparte den Angriff auf Trient zu eröffnen im Begriffe stand. Aber wir haben schon früher wahrgenommen, daß unter Moreaus guten und großen Eigenschaften gerade die hier wesentliche, die rasche Entschlußkraft, völlig fehlte. Am 23. August versammelte er seine Generale zu einem Kriegsrat [1]), dem gewöhnlichen Auskunftsmittel schwankender Gemüter. St. Cyr gab ohne Zaudern seine Meinung für die schleunigste Verfolgung des Erzherzogs ab, worauf Moreau etwas verdrießlich meinte, daß eine dringende Gefahr für Jourdan nicht vorhanden sei, wenn er nur dem Stoße des Erzherzogs durch rechtzeitigen Rückzug ausweiche. St. Cyr entgegnete, daß dieser Rückzug dann leicht bis zum Niederrhein gehen und damit auch für das Rheinheer die Notwendigkeit raschen Zurückweichens eintreten würde: wolle also Moreau nicht mit ganzer Macht dem Erzherzog folgen, so sei es zum mindesten unerläßlich, den linken Flügel, etwa 20 000 Mann, zu Jourdans Unterstützung zu entsenden. Dagegen erhob sich aber der Führer dieses Heerteils, General Desaix, mit dem höchsten Nachdruck, in der allerdings berechtigten Sorge,

[1]) St. Cyr III, 204.

daß dann der Erzherzog gegen ihn umkehren und ihn mit übermächtigen Kräften erdrücken könnte. So kam die Verhandlung nicht von der Stelle, und da endlich doch irgend etwas geschehen mußte, so beschloß man, den Lech zu überschreiten und mit möglichstem Nachdruck den von Karl zurückgelassenen General Latour anzugreifen: hoffentlich würde dies den Erzherzog bestimmen, dem bedrängten Genossen zu Hülfe zu kommen und somit von Jourdan abzulassen.

An sich selbst waren Moreaus Aussichten gegen Latour so günstig wie möglich. Dieser hatte überhaupt nicht die Hälfte der französischen Stärke, und noch dazu waren seine Truppen im höchsten Maße zersplittert, da General Frelich mit 15000 Mann zur Deckung der Tiroler Grenze nach Süden abgerückt war und Latour selbst also auch nur mit 15000 dem unmittelbaren Angriff Moreaus gegenüberstand. Er hätte demnach allen Grund zur höchsten Vorsicht gehabt, zur Vermeidung jedes größeren Zusammentreffens; seine Aufgabe wäre völlig gelöst gewesen, wenn er das Vorgehen der Franzosen, soweit es ohne eigene Gefährdung anging, erschwert und verzögert hätte. In diesem Sinne hatte ihm der Erzherzog beim Abschied mit etwas übertriebenem Ausdruck gesagt: wenn Moreau bis Wien kommt, es thut nichts, vorausgesetzt, daß ich Jourdan schlage. Aber Latour war ein ungestümer Haudegen von hitzigem Temperament, erfüllt von natürlicher Rauflust und in seinem Ehrgefühle gekränkt, wenn er auch der größten Uebermacht ohne Kampf weichen sollte, der extremste Gegensatz gegen den stets rechnenden und erwägenden Erzherzog, der sich denken ließ. Die Fähigkeiten beider Männer, in einem Kopfe vereinigt, hätten einen Feldherrn ersten Ranges geliefert: damals wäre es ein Glück für Oesterreich gewesen, wenn sie ihre augenblicklichen Stellungen hätten tauschen können. Schwerlich hätte Latour zehn Tage, wie Karl es that, auf dem Marsche von Ingolstadt bis Neumarkt verzettelt, und ganz gewiß würde der Erzherzog mit geringeren Einbußen als Latour den General Moreau beschäftigt und aufgehalten haben. Am 24. August stand Latour mit seinem Haupt-

corps eine halbe Stunde hinter dem Lech auf den Höhen von Friedberg, seine Vorposten bis an die Ufer des Flusses vorgeschoben. Es wurde den Franzosen nicht schwer, diese kleinen Abteilungen durch überlegenes Geschützfeuer zurückzudrängen; dann durchwateten ihre Kolonnen auf mehreren Furten den Fluß, nicht ohne Schwierigkeit und Verlust, da das Wasser durch das Schmelzen des Gebirgsschnees hoch angeschwollen und reißend dahinströmte. Darauf ging St. Cyr zum Sturme auf die Front und die nördliche Flanke des Gegners über: Latour sah die Uebermacht herankommen, ohne sich vom Flecke zu rühren, und erst als Ferino, der eine Stunde stromaufwärts den Lech überschritten, ihm auch die linke Seite und den Rücken bedrohte, suchte er das ringsum beginnende Gefecht abzubrechen. Jetzt aber war es zu spät: der französische Angriff entlud sich mit vollem Ungestüm; Latours Bataillone wurden gebrochen, die Reiterei über den Haufen geworfen, zwölf Geschütze genommen, die ganze Abteilung mit schwerem Verluste auseinandergejagt. Hätten die Sieger die Verfolgung gründlich ausgenutzt, so wäre Latours Armee für den ganzen Feldzug ruiniert worden.

Aber Moreau war und blieb gelähmt durch den inneren Widerspruch seiner Doppelaufgabe. Mit der einen Hand strebte er nach Innsbruck, mit der anderen nach Ingolstadt zu greifen: die Folge war, da eine völlige Zerreißung und Zerteilung des Heeres sich in seiner damaligen Lage schlechterdings verbot, daß er überhaupt nicht vom Flecke kam und nur äußerst langsam sich in einer mittleren Richtung vorwärts bewegte. Am 1. September stand sein linker Flügel unter Desaix, der Donau wieder sich annähernd, bei Geisenfeld, das Zentrum unter St. Cyr bei Pfaffenhofen, die Rechte unter Ferino in der Nähe von München bei Dachau und Schleißheim: in sechs Tagen also hatte die siegreiche und verfolgende Armee gerade sechs Meilen zurückgelegt. Moreaus Meinung ging dahin, daß General Desaix zunächst einen Versuch gegen den Brückenkopf von Ingolstadt machen sollte, um durch dessen Einnahme sich einen sichern Weg

nach Norden zur Unterstützung Jourdans zu eröffnen, während Ferino durch die Besetzung Münchens die große Heerstraße nach Innsbruck erreichen würde. Indessen hatte seine Langsamkeit dem Gegner Zeit gegeben, seine zersprengten Bataillone hinter der Isar wieder zu sammeln, und da am 29. August General Nauendorf mit der jetzt doppelt erwünschten Verstärkung von Amberg her an der Donau anlangte, so zauderte Latour keinen Augenblick, wieder zur Offensive überzugehen, kam auf das linke Isarufer zurück und fiel mit lebhaftem Angriff auf Desaix' Vortrab. Der kecke Streich hätte ihm übel ausschlagen können, wenn während seines Kampfes mit Desaix der nur zwei Meilen entfernte St. Cyr ihm in Flanke und Rücken ging: zu Latours Glücke ließ der Südwind den Schall des Geschützes in Pfaffenhofen nicht vernehmlich werden, und Desaix in seinem Ehrgeiz, den Ruhm des Tages für sich allein zu behalten, sandte keine Botschaft hinüber: so wurde Latour allerdings zum Rückzug genötigt, konnte aber ohne erhebliche Beschädigung eine neue Verteidigungsstellung hinter dem Flusse Laber nehmen. Am 3. September eroberte St. Cyr mit einem wohlgeleiteten Handstreich die Isarbrücke bei Freising und lieferte am 7. einer Abteilung Latours ein glänzendes Gefecht bei Mainburg an der Abens: dafür aber wurde Ferino bei einem Versuche auf München abgewiesen und fand Desaix den Ingolstadter Brückenkopf ohne regelmäßige Belagerung uneinnehmbar.

So verging ein Tag nach dem andern, ohne einen entscheidenden Schlag zu bringen. Moreaus Lage begann immer unbehaglicher zu werden. Er wußte, daß Jourdan bei Amberg den kürzeren gezogen hatte und gegen den Main zurückgewichen war; das Gerücht vergrößerte die Erfolge des Erzherzogs noch um ein Bedeutendes, und die Bevölkerung beeilte sich, mit herzlicher Schadenfreude den Franzosen jede umherfliegende Nachricht über Karls Triumphe zuzutragen. Es war einleuchtend, daß unter solchen Verhältnissen an einen Zug auf Innsbruck und Brixen nicht mehr zu denken war; aber auch jetzt konnte Moreau sich

zu dem einzig Wesentlichen, einem entscheidenden Vormarsch in den Rücken des Erzherzogs nicht entschließen: er hatte ihn nicht unternommen, als er ungefährlich und nötig war; sollte er seinem damaligen Verhalten durch die nachträgliche Ausführung selbst das Verdammungsurteil ausstellen? Statt dessen trug er sich mit dem Gedanken, mit ganzer Macht auf Regensburg zu ziehen [1]), wo er allerdings in diesem Augenblicke wenig mehr als die Verjagung des zitternden Deutschen Reichstags hätte bewirken können. Eine kleine Erquickung in seinen Sorgen gab ihm damals die elende Angst der bayerischen Regierung, deren Kurfürst von der Annäherung der Franzosen aus Nürnberg auf ein Landgut bei Dresden geflüchtet war, und die im Augenblick des glänzendsten Aufschwungs der deutschen Waffen keinen anderen Gedanken hatte, als in tiefer Unterwürfigkeit die Gnade des französischen Feldherrn zu erbetteln. Moreau bewilligte ihrer Gesandtschaft am 7. September zu Pfaffenhofen einen Waffenstillstand, ganz nach dem Muster der schwäbischen und fränkischen Verträge, auf Abberufung der bayerischen Truppen, Friedensverhandlung in Paris, Zahlung von zehn Millionen Franken, Entrichtung ansehnlicher Naturallieferungen, welche, wie Moreau vorsichtig diktiert hatte, bei einer etwaigen Entfernung der Franzosen aus Bayern durch eine weitere Barzahlung von vier Millionen ersetzt werden sollten. Aber auch die Früchte dieses schimpflichen Vertrags zu ernten war Moreau nicht bestimmt; ehe derselbe dem Kurfürsten zur Ratifikation vorgelegt werden konnte, stand kein Mann des französischen Heeres mehr in Bayern.

Denn inmitten dieser Verhandlung kam die erste Kunde von der Würzburger Schlacht in Moreaus Hauptquartier, und zwar anfangs nur aus deutschen Quellen, eine rauschende Schilderung des vollständigen Unterganges der Sambrearmee. Wie begreiflich, war er schwer davon betroffen; die Verantwortung, die er durch die bisherige Unthätigkeit auf sich genommen, fiel drückend auf seine Seele,

[1]) Moreau an Jourdan 11. September (St. Cyr III, 436).

und so beschloß er, jetzt wenigstens eine Bewegung zu machen, die man hinterher für einen Versuch zur Rettung Jourdans ausgeben könnte; er befahl also dem größeren Teil seines Heeres, bei Neuburg auf das linke Ufer der Donau zu gehen und dann 10 000 Mann unter General Desaix über Eichstädt in der Richtung auf Nürnberg streifen zu lassen. Während seine Kolonnen am 10. September zu diesem Zwecke aufbrachen, empfing er eine Depesche Jourdans vom 4., aus welcher er ersah, daß das Sambreheer zwar noch existierte, aber allerdings in vollem Rückzug an die Lahn begriffen war. Damit hatte Desaixs Bewegung jeden sachlichen Zweck verloren, jedoch nahm Moreau seine Befehle nicht zurück, schrieb vielmehr an Jourdan, daß Desaix nach Nürnberg und, wenn möglich, noch weiter marschieren sollte, um dem Sambreheer die Wiederaufnahme der Offensive zu erleichtern. In Wahrheit handelte es sich nur noch um Beschönigung der früheren Fehler und Maskierung des beginnenden Rückzugs, dessen Unvermeidlichkeit Moreau selbst in jenem Briefe unumwunden anerkannte [1]).

In der That kam Desaix nur wenige Meilen über Eichstädt hinaus, wo er dem General Nauendorf in unthätiger Beobachtung gegenüberstand. Latour war im Süden der Donau den abziehenden Franzosen auf der Ferse gefolgt und schritt gegen die dort zurückgelassenen Abteilungen zum Angriff, wo er konnte. Von der Tiroler Grenze nahm General Frelich die Offensive gegen Oberschwaben wieder auf, ja die österreichischen Garnisonen von Mannheim und Philippsburg begannen gegen die schwachen französischen Beobachtungscorps am Oberrhein angriffsweise vorzugehen. Genug, Moreau sah die Gefahr auf allen Seiten sich entwickeln, und obwohl er am 13. einen gemessenen Befehl des Direktoriums empfing, mit dem größeren Teil seines Heeres auf Würzburg und den oberen Neckar, also in den Rücken des Erzherzogs, zu marschieren, fand er unter den jetzigen Verhältnissen die Ausführung desselben schlechthin

[1]) St. Cyr III, 250 ff.

unmöglich, da sie ihn der Gefahr ausgesetzt hätte, zugleich von dem siegreichen Erzherzog in der Fronte und von Latour und Nauendorf im Rücken angegriffen zu werden. Er rief vielmehr seine Divisionen auf das südliche Donauufer zurück und begann darauf, freilich stets zaudernd und widerstrebend, den entschiedenen Rückzug westwärts zum Rhein.

Am 19. September erreichte seine Armee die Ufer des Lech, den sie vier Wochen früher mit einer so glänzenden Waffenthat überschritten hatte. Aber auch hier war kein Halten mehr. Bereits war Frelich bis Kempten und Isny gekommen, Nauendorf aber auf dem nördlichen Donauufer im Marsche gegen Ulm begriffen, beide Flanken des Rheinheeres wurden also gleichzeitig bedroht. Zugleich hatte General Petrasch, nach einem vergeblichen Versuche, Kehl den Franzosen durch Ueberfall zu entreißen, den Kniebis überschritten, Stuttgart erreicht, seine Reiterei mit Nauendorf in Verbindung gesetzt: wohin die Oesterreicher kamen, erhob sich in Schwaben, wie früher in Franken, der Aufstand des racheddurstigen Landvolks, so daß keine französische Munitionskolonne mehr zur Armee, kein Transport verwundeter Soldaten von dort nach Frankreich gelangen konnte. Je größer im Sommer der Schrecken vor den französischen Waffen gewesen, desto lebhafter war jetzt nach der Wendung der Dinge die übermütige Siegessicherheit; man sah Moreau auf allen Seiten bedroht; man meinte, daß das Rheinheer rettungslos umstellt sei und kein Mann auf französischen Boden zurückgelangen könne. Ich hoffe, schrieb Latour damals an Frelich, die Franzosen an den Bodensee zu drängen und dort ihr ganzes Heer zur Ergebung zu nötigen. So wenig bequem nun Moreaus augenblickliche Stellung war, so übertrieben waren diese hochfliegenden Erwartungen. Das französische Heer zählte mehr als 60 000 Mann, die in engem Umkreis vereinigt und bisher bei jedem Zusammentreffen siegreich gewesen waren. Seine Gegner waren erheblich schwächer und nach allen Seiten zersplittert, vier Abteilungen, deren größte kaum ein Drittel der feindlichen Stärke zählte, die in lockerem Zusammen-

hange untereinander standen, deren jede nach eigenem Ermessen operierte; der Erzherzog selbst aber, dessen Eingreifen allein bedeutende Ergebnisse hätte herbeiführen können, war noch in weiter Ferne und Ende September eben über den Main hinüber zurückgelangt. Eine ernstliche Gefährdung des Rheinheeres hätte unter diesen Umständen nur dadurch sich herbeiführen lassen, daß alle kleineren Abteilungen der Oesterreicher so rasch wie möglich sich vor Moreaus Ankunft in den Pässen des Schwarzwaldes vereinigt, Latour aber, um seine Kraft für den entscheidenden Augenblick unversehrt zu erhalten, bis dahin jedes Zusammentreffen mit der feindlichen Uebermacht sorgfältig vermieden hätte. Allein hiervon geschah das gerade Gegenteil. Während Petrasch in den Schwarzwald hinüberzog, wandte sich Nauendorf in das obere Neckarthal, und Latour hatte in seiner unbesonnenen Hitze keinen anderen Gedanken, als den Feind nicht entwischen zu lassen, und drängte so rücksichtslos in seine Nähe heran, daß Moreau am 2. Oktober ihm bei Biberach am Federsee eine völlige Niederlage beibrachte, 20 Geschütze abnahm und 5000 Mann außer Gefecht setzte. St. Cyr, der auch an diesem Tage das Beste gethan, gab nach dem Siege seinem Oberfeldherrn den eifrigen Rat, ohne Zaudern sich jetzt auf Nauendorf und Petrasch zu stürzen, deren schwache Heeresteile gründlich zu zerstreuen und dann in unbestrittenem Besitz des Schwarzwaldes eine gebietende Stellung über ganz Schwaben zu behaupten. Da Latour durch die blutige Lektion von Biberach vollständig abgekühlt, der Erzherzog aber mit seinen 26 000 Mann damals erst an der Murg angelangt war, so ist nach menschlicher Einsicht nicht abzusehen, welche Hindernisse dem Plane St. Cyrs hätten in den Weg treten können. Moreau aber, welcher bei dem Vordringen im Sommer stets bedenklich und langsam gewesen, gelangte unter den Gefahren des Rückzugs erst recht zu keinem mannhaften Entschlusse. Er besorgte, auf jenen Wegen den Erzherzog mit dessen ganzer Armee anzutreffen und zog es nach langen Erwägungen vor, so weit wie möglich von diesem gefährlichsten Gegner entfernt,

den Durchgang zur Rheinebene im oberen Schwarzwald durch das Höllenthal bei Freiburg zu suchen. Dieser schmale und langgestreckte Paß hat, wie man weiß, außer dem Namen sonst keine infernalischen Eigenschaften, und da ihn Petrasch bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte nur mit einem kleinen Beobachtungsposten hatte besetzen können, so genügte der erste Angriff einer französischen Division, die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung frei zu machen und die Armee ohne weiteren Verlust am 15. Oktober in das Gebiet des Rheinthals und damit in die ersehnte Verbindung mit der Heimat zurückzuführen.

Bei den planlosen und lockeren Bewegungen der Oesterreicher war der Verlust der Franzosen auf diesem Marsche vom Lech bis zum Rhein nur gering gewesen: Moreau zählte noch 58000 Mann unter den Fahnen, die zwar Entbehrungen und Strapazen aller Art durchgemacht, aber an keiner Stelle schwere Kämpfe bestanden oder gar Niederlagen erlitten hatten, die also nach jeder Hinsicht in ungleich besserer Verfassung als die Trümmer des Sambreheeres an den Rhein zurückgelangten. Der Erzherzog, der jetzt bis an die Elz, wenige Meilen nordwärts Freiburg, vorgerückt war und im Augenblicke nur über Wartenslebens und Petraschs Abteilungen, etwa 22000 Mann, verfügte, war in lebhafter Sorge vor einem energischen Angriff jener Uebermacht und erließ die dringendsten Befehle an Latour und Nauendorf, so rasch wie irgend möglich zu ihm zu stoßen. Moreau aber zeigte sich hier am Schlusse des Feldzugs als derselbe Mann, wie wir ihn während des Verlaufes desselben kennen gelernt: er erwog, schwankte, wartete, begann darauf in langsamer Entwickelung von Freiburg gegen Norden vorzugehen: indessen aber hatte der Erzherzog jene Verstärkungen glücklich herangezogen und schritt jetzt mit aller Entschlossenheit seinerseits zum Angriff auf die französischen Kolonnen. Es gelang ihm am 19. Oktober, sie bei Emmendingen und Waldkirch unter scharfem Gefechte zurückzudrängen und damit Moreaus schwache Kampflust zu ersticken. Am 21. sandte der französische Feldherr den

General Desaix mit zwei Divisionen bei Breisach auf das linke Rheinufer zurück und bezog mit dem Reste des Heeres eine natürlich starke Stellung zwischen Strom und Gebirge bei Schliengen. Der Erzherzog, ohne auf die mögliche Gefahr zu achten, daß Desaix etwa nach Straßburg marschierte und dann durch Kehl in den Rücken der Oesterreicher vorbräche, eilte mit gesamter Macht zum Angriff auf Schliengen, um hier ohne Aufenthalt die letzte Entscheidung des Feldzugs zu suchen. Am 24. Oktober kam man an die feindliche Aufstellung heran, richtete zwar gegen St. Cyr am Rheinufer nichts Erhebliches aus, drängte aber den General Ferino von den Waldhöhen in das Thal der Kander hinab und war im Begriffe, am folgenden Morgen den Angriff fortzusetzen, als man inne wurde, daß Moreau im Laufe der Nacht auf allen Punkten den weiteren Rückzug angetreten hatte. Sämtliche französischen Abteilungen passierten am 25. den Rhein bei Hüningen, um, durch den Strom gedeckt, auf heimischem Boden sichere Quartiere zu suchen. Die einzigen Punkte, welche sie noch auf der deutschen Seite behaupteten, waren die wohlbefestigten Brückenköpfe von Kehl und Hüningen.

So hatten die streitenden Heere zu Anfang November im wesentlichen dieselben Landstriche inne, wie wir sie vor der Eröffnung der Operationen aufgestellt fanden. Der Erzherzog war der Meinung, daß es jetzt an der Zeit sei, durch eine starke Entsendung kriegsgeübter Truppen vom Rhein nach Italien die Rettung Mantuas zu sichern. In Wien aber fürchtete man eine entsprechende Vorkehrung seitens der französischen Regierung, sobald man aufhöre, die republikanischen Streitkräfte am Rheine ernstlich zu bedrohen, und besorgte zugleich von jener Maßregel einen übeln Eindruck auf die verbündete englische Regierung: aus diesen Gründen erhielten die schon in Marsch gesetzten Truppen Gegenbefehl, und der Erzherzog schickte sich an, durch eine regelmäßige Belagerung die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen den Franzosen zu entreißen. Das Unternehmen war nicht leicht, da man sich nicht in der

Lage befand, den Besatzungen der beiden Plätze die Verbindung mit dem linken Ufer abzusperren und dieselben also unaufhörlich mit Lebensmitteln, Kriegsvorräten und frischer Mannschaft versehen werden konnten. Es dauerte bis zum Februar 1797, ehe die an sich wenig erheblichen Punkte in die Hände der Oesterreicher fielen: wir werden später sehen, wie schädlich dieser unverhältnismäßige Kraftaufwand für Oesterreich im Verlaufe des großen Krieges war.

Der französischen Republik hatte der deutsche Feldzug vier Monate hindurch die freie Verpflegung ihrer Heere auf Kosten des Gegners, ihren Kassen gewaltige Beute jeder Art und ihrer Diplomatie den Rücktritt der schwäbischen Reichsstände von der großen Koalition eingebracht. Der preußische Vertrag vom 5. August, der, wie wir sahen, immer nur eventuelle Verheißungen gegeben hatte, verlor seinen Wert vollständig, sobald das Kriegsglück sich wandte und damit die Aussicht auf den Reichsfrieden wieder in unbestimmte Ferne rückte. Nach den Siegen des Erzherzogs wagte Preußen nicht einmal mehr, seine eigenen Vorteile in Franken weiter zu verfolgen, sondern lehnte selbst die freiwillige Unterwerfung Nürnbergs unter seine Herrschaft ab. Ebenso verweigerte der Kurfürst von Bayern die Ratifikation des Pfaffenhofer Vertrages; das Ansehen Oesterreichs war aufs neue weit und breit im Deutschen Reiche aufgefrischt und der Ruhm des jungen Erzherzogs, des Retters und Rächers, zu einer Herzenssache des ganzen Volkes geworden. In Paris hatte das Direktorium die ganz entsprechende Empfindung. Diese Revolutionsmänner dachten und fühlten wie aufgeregte Volksversammlungen; ihre Stimmung wechselte mit den Ereignissen des Augenblicks zwischen brutalem Uebermut und haltungsloser Niedergeschlagenheit. Jourdan war bei ihnen völlig verurteilt, weil sein Heer bis zur Auflösung geschlagen an den Rhein zurückgekommen war; sie beeilten sich zu vergessen, daß Jourdans Fehlgriffe ausnahmslos durch ihre Depeschen befohlen worden waren, und nahmen keine Notiz von Moreaus beklagenswerter Unthätigkeit, ohne welche der Gegner

nimmermehr zu seinen großen Erfolgen gelangt wäre. Im Gegenteil, so grundlos wie ihre Verwerfung Jourdans, ebenso in das Schöne gemalt war damals ihr günstiges Urteil über Moreau. Diesem kam es in Paris zu gute, daß das Direktorium im September an seiner Rettung schon verzweifelt und ihm Vollmacht gegeben hatte, im Notfalle durch das neutrale Schweizergebiet die Flucht zu versuchen: als er dann im Oktober fast ohne Verlust durch Schwaben hindurch den Elsaß wieder erreichte, wurde die Trefflichkeit seines Rückzugs in allen Tönen gepriesen und in lächerlicher Uebertreibung sogar mit Xenophons Leitung der Zehntausend verglichen. Indessen, so viel man lobte, so konnte man doch den Rückzug nicht in einen Sieg verwandeln; die Summe des Feldzugs gegen Oesterreich war und blieb unabänderlich diese, daß zwar in Italien General Bonaparte die Fahne der Republik hoch getragen hatte, in Deutschland aber Moreau und Jourdan vollständig unterlegen waren. Während man den ganzen Sommer hindurch sich in den stolzesten Träumen von der Eroberung Wiens gewiegt hatte, sah man jetzt den Elsaß und nächstens vielleicht sogar Belgien von den kaiserlichen Waffen bedroht; man erlebte, daß der Krieg mit Oesterreich auch seine Schattenseiten haben könnte, und begann zu erwägen, ob man sich nicht im Interesse des Friedens zu günstigeren Angeboten als bisher entschließen sollte.

Siebentes Kapitel.

Lockerung der Koalition.

Während des Verlaufs des deutschen Feldzugs war, solange das Vordringen der Franzosen dauerte, begreiflicherweise die Aufregung in Wien keine geringe gewesen. Wir halten stand, solange wir können, schrieb Thugut an Cobenzl am 23. Juli, aber die Lage ist entsetzlich. Wie

immer, war er auch dieses Mal überzeugt, daß die eigentliche Schuld alles Mißgeschicks an dem bösen Feinde, an Preußen, liege. Die Unfälle am Oberrhein, sagte er, sind zweifellos zum größten Teil die Folge eines verräterischen, durch Preußen vorbereiteten Einverständnisses zwischen Baden, Württemberg und Frankreich; beide Stände haben bereits die preußische Vermittelung für ihren Separatfrieden mit der Republik angerufen; das Deutsche Reich ist in vollständiger Auflösung. Ueber die Haltung der Russen war der Minister in hohem Grade mißvergnügt. Die Hoffnung auf ein russisches Hülfscorps hatte er schon im Februar aufgegeben, dann aber um so lebhafter auf ein kräftiges Auftreten der russischen Gesandten in Berlin und Regensburg gedrungen. Diese hatten es denn auch an beredten Ermahnungen nicht fehlen lassen, Thugut aber fand ihre Sprache bei weitem nicht ernst, nicht drohend genug; ihre freundlichen Reden, klagte er, haben, wie vorauszusehen, nicht die mindeste Wirkung gehabt.

Unterdessen setzten damals die beiden kaiserlichen Heere ihren Rückzug fort; durch Moreau wurde Tirol, durch Jourdan Böhmen bedroht; zum ersten Male seit dem Beginn des Krieges waren die deutschen Erblande der Monarchie, war diese selbst in ihrem innersten Bestande einem feindlichen Einbruche ausgesetzt. Wenn Rußland sein Bündnis nicht offen vor aller Welt als inhaltleere Lüge brandmarken wollte, so konnte es unter diesen Umständen die vertragsmäßige Unterstützung nicht länger zurückhalten. So meldete Thugut am 10. August dem Grafen Cobenzl, der Abfall im Deutschen Reiche sei allgemein, im Bunde mit dem Feinde dehne sich Preußen in den fränkischen Landen aus, der Regensburger Reichstag selbst sende schimpfliche Botschaft an die französischen Generale: da die Franzosen sich in raschem Zuge der böhmischen Grenze annäherten, so sei der Fall der Bundeshülfe für Rußland ohne Zweifel eingetreten, und der Kaiser fordere somit die schleunige Absendung der verheißenen Hülfstruppen. Es war der Höhestand der Bedrängnis, welcher nach so vielen Abweisungen

dem hochmütigen Staatsmanne die neue Bitte entriß: in diesem bittern Augenblicke trat noch einmal eine Wendung der Dinge ein.

Ehe die Kaiserin Katharina von dem Inhalt der österreichischen Depesche Kenntnis erhielt, war sie selbst durch die Entwickelung der Kriegsereignisse zu dem von Thugut gewünschten Entschluß gekommen. Bisher hatte sie, stets ihre Bundespflicht anerkennend, die Absendung des Hülfscorps wegen der Möglichkeit eines Bruches mit Preußen in Sachen der Krakauer Grenzregulierung hinausgeschoben. Allerdings mußte es jetzt auch dem reizbarsten Mißtrauen klar geworden sein, daß eine solche Gefahr nicht existierte. Die gemischte Kommission zankte monatelang über einen schmalen Landstreifen von wenigen Quadratmeilen, von dem der österreichische Kommissar, Marquis Chasteler, selbst erklärte, daß er ohne militärische Bedeutung sei; wenn die Kaiserhöfe ihn weigerten, so führte Preußen deshalb keinen großen Krieg, und wenn man ihn abtrat, so war der letzte Funke eines Zerwürfnisses ausgelöscht. So war denn auch Thugut, der wegen dieser Händel im Frühling Italien gegen die französische Offensive entblößt hatte, im Juli ohne weiteres Bedenken zur Verwendung galizischer Bataillone in Tirol geschritten, und im August entschloß sich Katharina ihrerseits, den nichtigen Vorwand fallen zu lassen. Am 21. konnte Cobenzl nach Wien die frohe Nachricht schicken, daß Katharina nicht bloß das vertragsmäßige Hülfscorps, sondern daß sie ein Heer von 60 000 Mann zum französischen Kriege absenden wolle, vorausgesetzt, daß ein Teil der für den erschöpften russischen Schatz zu schweren Kosten von England übernommen werde. Während diese Meldung den weiten Weg nach Wien zurücklegte, war dort die Spannung noch immer höher gestiegen. Nürnberg hatte Preußen seine Unterwerfung angeboten und der Konvent der niedersächsischen Stände dem Könige Geldbeiträge für die Deckung der Demarkationslinie bewilligt; Erzherzog Karl aber hatte die Donau verlassen und damit Bayern preisgegeben, und noch am 2. September hatte man in Wien keine nähere

Kunde über seine Erfolge gegen Jourdan. Da schrieb denn am 2. der Kaiser einen eigenhändigen Brief an Katharina: er sei jetzt durch den Abfall der deutschen und italienischen Fürsten in die Lage gekommen, das Herz seiner Staaten zu verteidigen; wenn er keine Unterstützung erhalte, so sei er in die Wahl zwischen einem völligen Verderben und einem nachteiligen Frieden gestellt. Am 3. September erläuterte Thugut in einer ministeriellen Depesche die Bedürfnisse der Lage im einzelnen. Preußen, erklärte er, greife immer weiter in Franken um sich und halte Westfalen unter seiner Hand; es sei dringend, mit Rußland zu einer umfassenden Erörterung zu gelangen, wie entweder diesem preußischen Wachsen Einhalt geschehen oder mindestens eine entsprechende Vergrößerung für Oesterreich ermittelt werden könne. Was Frankreich betreffe, so solle Cobenzl ein starkes russisches Hülfscorps in Anspruch nehmen, und zwar für den aktiven Krieg zur Deckung Böhmens, da offenbar das Eindringen der Franzosen in dieses Land ganz Polen in die gefährlichste Gärung versetzen würde. Immer wieder sei dann das Begehren zu wiederholen, daß Rußland durch energische Vorstellungen die bösen Willen Preußens und der übrigen Reichsstände einschüchtern müsse.

So weit hatte er geschrieben, als er mit erleichtertem Herzen die Nachschrift hinzufügen konnte, daß eben etwas günstigere Nachrichten vom Erzherzog Karl eingelaufen seien. Bald nachher kam die Siegeskunde von Würzburg; es kam auch Cobenzls Depesche vom 21. August und mit ihr die Aussicht auf den baldigen Marsch der Russen; die nächste, drängendste Gefahr war abgewandt und eine breite Hoffnung für den ferneren Fortgang des Krieges eröffnet. Und von Tag zu Tag besserten sich die Aussichten; Jourdan floh über den Rhein, Moreau begann seinen Rückzug, Preußen wies Nürnberg zurück; unter diesen Umständen machte nicht einmal Wurmsers Niederlage bei Bassano einen tiefen Eindruck, im Gegenteil, man nahm es für einen halben Sieg, daß der Marschall Mantua erreicht und die

Besatzung verstärkt habe. Auf der Stelle wurden starke Aushebungen in Böhmen und Kroatien angeordnet, eine ungarische Rekrutierung durchgesetzt, die Heerestrümmer in Friaul und Tirol unablässig verstärkt, um möglichst bald zu einem dritten Entsatzversuch zu schreiten. Zur Unterstützung desselben verhandelte man mit dem Papste, der sich bitter über die Franzosen beschwerte, ob er in Ermangelung brauchbarer Truppen mit geistlichen Waffen helfen und die Bekämpfung der Franzosen für einen Religionskrieg erklären wollte: man suchte den verzagten Hof von Neapel zu einer neuen Schilderhebung zu ermutigen, da seine 30 000 Mann, wenn auch nicht gerade Soldaten bester Qualität, bei der geringen Truppenzahl Bonapartes ein erhebliches Gewicht in die Wagschale werfen konnten. Auch hier zeigten sich gute Aussichten, da der neapolitanische Gesandte, Fürst Belmonte, welcher in Paris den definitiven Frieden zu bearbeiten hatte, von dem Direktorium in äußerst hochfahrender Weise behandelt wurde und mehrmals schon an Abbruch und Abreise gedacht hatte. Kurz, Thugut war der besten Hoffnungen voll, den ereignisreichen Feldzug noch zu einem glänzenden Schlusse zu bringen.

Aber wenn überall für die irdischen Dinge die Zukunft ungewiß ist, so giebt es nichts Unzuverlässigeres als den kommenden Tag in einem Koalitionskrieg. In demselben Augenblicke, in welchem die militärischen Erfolge einen seltenen Aufschwung zu nehmen schienen, begann das diplomatische Gerüst der großen Tripelallianz aus allen Fugen zu weichen. Zunächst entwickelte sich ein tiefgreifendes Zerwürfnis zwischen Oesterreich und England, zu dessen Erläuterung wir einen etwas weiteren Rückblick auf die inneren Zustände des britischen Reiches werfen müssen.

König Georg III. war von dem Abscheu gegen die französischen Jakobiner so tief durchdrungen wie irgend einer seiner gekrönten Kollegen und deshalb unerschütterlich in dem Wunsche, sie bis zu völliger Ausrottung zu bekämpfen. Aber der wichtigste Teil seines Ministeriums neigte längst zu einer anderen Auffassung hinüber, und diesen Männern

bot der Zustand des Landes ebenso viele Beweispunkte für ihre Ansicht wie die allgemeine Lage Europas.

Wir wissen, daß Pitt sich nur nach langem Sträuben zu der Haltung entschlossen hatte, welche dem Konvente der Anlaß zur Kriegserklärung geworden war. Sowohl nach seinen Talenten als nach seinen Neigungen war er im vollen Sinne des Wortes ein Staatsmann des Friedens. Ein Meister der Verwaltung, der Finanzen, der parlamentarischen Taktik, war er für diplomatische Leistungen nur mäßig begabt und hatte keine Ader von Eroberungslust und militärischer Ruhmbegier in seinem Innern. Er war dabei liberal in allen seinen Interessen, trug sich mit den mannigfaltigsten Reformen und fand sich mit innerem Bedauern durch die Kriegsgefahr genötigt, alle Kräfte auf die Erhaltung des Bestehenden zu sammeln. So führte er den Krieg aus Pflichtgefühl weiter, solange ihm ein erhebliches Interesse Englands oder die allgemeine Sicherheit Europas bedroht schien: sein innerster Wunsch aber war Frieden, gleichviel ob in Frankreich Robespierre oder Rewbell, Diktatur oder Verfassung, Himmel oder Hölle regierte, sobald nur die Republik den Nachbarstaaten gleiche Ruhe ließ. Seine Gesinnung teilte sein nächster persönlicher Freund, der Kriegs- und Kolonialminister Dundas, von Grund seines Herzens, und in der Hauptsache war auch der Minister des Auswärtigen, der stolze Lord Grenville, einverstanden. Dieser traute, wie wir bemerkt haben, seit dem Herbste 1794, seit der Räumung Belgiens, der österreichischen Kriegführung schlechterdings nicht mehr und war demnach mit Pitt der Ansicht, während der Dauer des Krieges gar keine Opfer zu scheuen, aber auch kein Mittel zur baldigen Beendigung desselben unbenutzt zu lassen.

In anderem Lichte freilich betrachteten die große Frage diejenigen Mitglieder des Ministeriums, welche im Sommer 1794 auf Burkes Betreiben sich von der Whigpartei abgelöst und unter der Leitung des Herzogs von Portland mit Pitt verbündet hatten. Diese Männer hatten mit ihren früheren Genossen, Fox, Grey, Sheridan, gebrochen, nach der Ueber-

zeugung, daß die Bekämpfung der französischen Revolution die wichtigste Aufgabe jedes britischen Staatsmannes sein müßte; sie hatten von Burkes gewaltigem Geiste die Lehre empfangen, daß mit dem jakobinischen Radikalismus kein Abkommen möglich, daß seine Existenz mit dem Bestande jedes geordneten Staates unverträglich sei. So hatten sie durch ihren Eintritt in das Ministerium Pitts damalige Kriegspolitik im Parlamente und im Lande in hohem Grade befestigt, und nur ihr Beistand hatte den Sturz des Kabinetts nach den großen Niederlagen von 1794, der Eroberung Belgiens und Hollands durch die Franzosen, dem zweideutigen Rückzuge des österreichischen und der schimpflichen Flucht des englischen Heeres zu hindern vermocht. Zu großem Teile ihrem Eifer war es damals zuzuschreiben, daß die Regierung nicht zu schleuniger Beendigung des unheilvollen Krieges gedrängt wurde, daß man vielmehr nach der Rückkehr der Landtruppen alle Kraft auf das befreundete Element des Ozeans warf und mit einer mächtigen Anstrengung die Zahl der Linienschiffe auf 150, die Stärke der Flottenmannschaft auf 130 000 Köpfe erhöhte und seitdem mit sicherem Schritte sich der vollen Ueberlegenheit auf allen Meeren des Erdballs annäherte. In Westindien, wo eine Zeit lang die fanatische Energie des Konventskommissars Victor Hugues den Engländern mehrere Inseln entrissen und überall gegen sie blutige Aufstände der Neger und der Karaiben bewirkt hatte, gelang es allmählich, die Rebellen niederzuschlagen und die meisten der verlorenen Antillen wiederzugewinnen. Den Batavern wurde in Ostindien Ceylon und Malaka, in Afrika das Kap der Guten Hoffnung genommen und eine zur Wiedereroberung des letztern ausgesandte Flotte in der Saldanha-Bai vollständig vernichtet. So hatte das französische Bündnis nur die Holländer selbst beschädigt, und auch der drohenden Verstärkung des Feindes durch die Spanier sahen die konservativen Whigs in Bezug auf den See- und Kolonialkrieg mit großer Gelassenheit entgegen. In weiten Kreisen herrschte die Stimmung, man möge die Mächte des Konti-

nents so viel sie wollten sich zu Grunde richten lassen, aber um so unbeschränkter müßte Britannien fort und fort die Wogen beherrschen. Es war die große Mehrheit der regierenden und besitzenden Klassen, welche so dachte, des Adels und der Gentry, der Geldmacht der City, der Industrie im Norden, der wohlhabenden Pächter in allen Teilen des Landes.

Allerdings fehlte es daneben nicht an abweichenden Meinungen. Mit jedem Jahre des Krieges wuchs die Staatsschuld und die Steuerlast und wurde von der ärmeren Bevölkerung um so schwerer empfunden, als das gesteigerte Bedürfnis hauptsächlich durch Verbrauchsabgaben herbeigeschafft wurde. Armee und Flotte forderten immer stärkere Rekrutenmassen, und wo die freiwillige Werbung nicht zureichte, mußte die Matrosenpresse und gewaltthätige Einstellung aushelfen. So wurde besonders unter den kleinen Einwohnern der Städte die Zahl der Friedenssehnsüchtigen und Unzufriedenen immer größer, und wenn im Unterhause die whigistische Opposition es oft nur auf zwölf und äußerst selten über fünfzig Stimmen brachte, so zählten im Lande die radikalen Vereine ihre unruhigen Anhänger nach Hunderttausenden. Seit 1793 war die Regierung, auf die zweifellose Stimmung der Mehrheit gestützt, nachdrücklich gegen alle meuterischen Versuche eingeschritten, und der Lordkanzler Loughborough, ein ehrsüchtiger, talentvoller und charakterloser Mensch, der soeben erst die Reihen der Whigs verlassen hatte, um durch königliche Gunst zu Amt und Würden zu gelangen, hatte mit dem hitzigen Eifer des Proselyten Gerichte und Polizei in solche Thätigkeit gegen die Radikalen gesetzt, daß diese noch lange Jahre nachher seine Verwaltung als die englische Schreckenszeit bezeichneten. Indessen so grundlos und gehässig viele der von ihm veranlaßten gerichtlichen Verfolgungen waren, muß doch immer hervorgehoben werden, daß diese angebliche Schreckenszeit niemals einen Beklagten dem Wahrspruch der Geschworenen entzog, daß sie nicht die geringste Anstalt zur Erdrückung der Preßfreiheit machte, und daß sie geraume Zeit hindurch auch das Vereins- und Versammlungsrecht

keinen gesetzlichen Beschränkungen unterwarf. So erlitt die Regierung im Sommer 1794 bei einem Versuche, den ausgedehntesten der radikalen Vereine durch eine Reihe von Hochverratsprozessen zu vernichten, eine vollständige Niederlage; die glänzende Beredsamkeit des Verteidigers Erskine entschied nacheinander die Freisprechung sämtlicher Angeklagten. Die Klubs setzten darauf mit verdoppeltem Eifer ihr Treiben fort; sie vermieden es sorgfältig, mit einem ausdrücklichen Strafgesetze in Berührung zu kommen, forderten aber mit der größten Lebhaftigkeit Reform des Parlaments, einjährige Wahlperioden und allgemeines Stimmrecht und brandmarkten mit allen gesetzlichen Mitteln die unselige Kriegspolitik der Regierung, die erdrückende Geld- und Blutsteuer des Volkes.

Seit dem Frühling 1795 schlug diese Bewegung höhere und gefährlichere Wellen, als durch anhaltendes Unwetter die Ernte verdarb und die notwendigsten Lebensmittel mit Teuerungs- und im Herbste mit wahren Hungerpreisen bezahlt werden mußten. Not und Elend erfüllten weit und breit das Land, und der Natur der Sache nach war es wieder die städtische Arbeiterklasse, welche am härtesten davon betroffen wurde. Es ging dann in London wie gleichzeitig in Paris: die darbende Masse ergriff gierig die ihr von allen Seiten gepredigte Lehre, daß die Hauptschuld ihrer Bedrängnis an der schlechten Regierung liege, die für das arme Volk kein Herz habe. Keine Woche verging ohne kleinere und größere Aufläufe; am 26. Oktober gelang den Radikalen in London eine große Volksversammlung, angeblich von 150 000 Köpfen, welche die heftigsten Beschlüsse gegen das bisherige Regierungssystem faßte, und als den 29. der König in feierlichem Zuge zur Eröffnung des Parlamentes fuhr, wurde sein Wagen von einem tobenden Volkshaufen umringt und unter wüstem Geschrei die Entlassung der Minister und das Ende des Krieges gefordert. Der Lärm wuchs mit seiner Dauer; die Masse schrie: fort mit Pitt, keinen Krieg, nieder mit Georg; dann flogen Steine gegen den Wagen, die Kugel einer Windbüchse

schlug durch die Scheiben und strich dem Könige dicht an der Stirne vorüber. Der alte Herr verlor die Fassung nicht, begnügte sich bei der Ankunft im Parlamentshause mit dem kurzen Worte: „man hat auf mich geschossen," und las seine Thronrede mit ruhiger Stimme ab. Minister und Parlament waren einmütig, daß eine solche Roheit nicht ungestraft hinzunehmen sei: Lord Grenville erklärte dem Oberhause mit großem Nachdrucke, dies seien die Früchte der ungezügelten Wildheit, zu der man die aufrührerischen Vereine habe heranwachsen lassen, und rasch nacheinander passierten in den letzten Monaten von 1795 zwei Gesetze, wovon das eine den Behörden die Befugnis zur sofortigen Auflösung jeder meuterischen Volksversammlung gab, das andere aber unter die Klage auf Hochverrat jede Mißhandlung der königlichen Person einbegriff und alle Aufreizungen zum Hasse gegen den König oder die Verfassung mit Deportation bedrohte. Zugleich wurden umfassende Vorkehrungen zur Minderung der Hungersnot getroffen, die Regierung bevollmächtigt, die Kornausfuhr zu sperren und die Einfuhr von Nahrungsmitteln durch Prämien zu belohnen, die Anfertigung von Mais- und Kartoffelbrot verfügt, die Verwendung des Mehls zu anderweitigen Zwecken als zum Brotbacken verboten. Die besitzende Klasse unterstützte nachdrücklich diese Bemühungen des Staates durch eine im großen organisierte Wohlthätigkeit; eine Reihe mächtiger Korporationen schaffte Vorrat von Korn, Reis, Kartoffeln für wohlfeile Verteilung an, und viele tausend wohlhabende Familien verpflichteten sich, nur jene geringeren Brotsorten auf ihrem Tische zuzulassen. So gelang es noch im Laufe des Winters, der Not und damit auch der Aufregung des Volkes Herr zu werden.

Immer aber hatten diese Vorgänge auf Pitt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. „Wenn ich heute," sagte er einigen Freunden im November, „mein Amt niederlegte, so wäre binnen sechs Wochen mein Kopf verloren [1])."

---

[1]) Wilberforce, Diary.

Vor allem peinigte ihn die finanzielle Bedrängnis, welche ihm aus dem Notstande inmitten der wachsenden Ausgaben des Krieges erwuchs. Er bedurfte zur Füllung seines nächsten Budgets einer Anleihe von 18 Millionen Pfund und mithin, wenn der Staatshaushalt nicht aus seiner festen Ordnung gebracht werden sollte, neuer Abgaben zur Deckung der Zinsen. Einige Luxussteuern ließen sich auftreiben, welche die ärmeren Klassen wenig belasteten, dafür aber freilich auch nur geringen Ertrag verhießen; Pitt griff also für ihre Ergänzung zu einer Erbschaftssteuer von zwei bis sechs Prozent, von der nur die Witwen und die Kinder des Erblassers befreit sein sollten, mußte hier jedoch die Erfahrung machen, daß das Unterhaus die Steuer zwar für bewegliches Vermögen genehmigte, für Landgüter aber die Zustimmung der sämtlich grundbesitzenden Abgeordneten nicht zu gewinnen war. Zum ersten Male während seiner langen Verwaltung war er genötigt, für ein Defizit in den ordentlichen Einnahmen mit einem neuen Anlehen von 7½ Millionen aufzukommen, in demselben Augenblick, im Frühling 1796, in welchem ihn Oesterreich mit immer erneuerten Geldforderungen bestürmte und von englischen Vorschüssen, wie wir gesehen haben, geradezu die Fortsetzung seiner kriegerischen Thätigkeit abhängig machte. Wohl lag hier die Erwägung nahe, ob irgend ein wahrscheinliches Ergebnis des Krieges die Häufung so ernster innerer Schwierigkeiten rechtfertige, ob es nicht Pflicht sei, wenigstens einen Versuch zur Beendigung des verhängnisvollen Kampfes zu machen. Es war in dem Zusammenhange dieser Umstände, daß Pitt schon im Januar 1796 dem König den Vorschlag unterbreitete, an das französische Direktorium eine Anfrage über die Verhandlung eines für alle Teile ehrenhaften Friedens zu richten. Es ist nicht denkbar, schrieb er ihm am 30., daß das Land und das Parlament noch länger das Ausbleiben irgend eines Schrittes zum Frieden ertragen; es ist aber deutlich, daß, wenn die Regierung jede solche Maßregel aufschiebt, bis sie durch das Parlament oder die öffentliche Meinung dazu gezwungen

ist, dann viel schlechtere Bedingungen erduldet werden müssen, als wenn sie jetzt mit voller Freiheit das Erforderliche vorkehrt. Der König antwortete gleich am 31., er könne nur seinen lebhaften Widerwillen gegen jede diesseitige Eröffnung an Frankreich aussprechen, wolle sich aber der vorgeschlagenen Maßregel fügen, sowenig er davon einen Nutzen erwarte; er vertraue sicher, daß das Direktorium jeden Antrag dieser Art mit schnöder Zurückweisung beantworten würde [1]. Wir haben früher schon gesehen, daß Pitt hierauf seinen Vorschlag ohne Zaudern auch in Wien anmeldete, daß der König aber in seinem Urteil über das Direktorium schließlich recht behielt und Wickhams Note die gröbste Zurückweisung erfuhr.

Der Krieg ging also fort. Pitt aber verharrte trotz des rauhen Benehmens des Feindes in seiner Gesinnung. Was ihn in dieser Hinsicht noch stärker als Teuerung, Finanznot und englischer Radikalismus bestimmte, war die in dieser Zeit immer mächtiger sich entwickelnde Gefahr der irischen Zustände: es ist nötig, von den wesentlichen Momenten derselben hier eine kurze Uebersicht zu geben.

Ueber das unglückliche Irland war seit dem 12. Jahrhundert eine Flut der Unterdrückung nach der andern hinübergegangen. Zu dem Gegensatz der sächsischen Rasse gegen die keltische war dann der religiöse Hader zwischen Anglikanern und Katholiken gekommen. Der Angriff war mit der schweren Wucht der englischen Ueberlegenheit erfolgt, der Widerstand erfüllte sich mit der ganzen Hitze und Unverwüstlichkeit keltischer Leidenschaft. Bei der letzten großen Erhebung der katholischen Iren, 1689, entlud sich der hundertjährige Haß in einem barbarischen Ausbruche des nationalen und religiösen Fanatismus, dessen Frevel nach dem endlichen Siege Englands jeden Gedanken an Billigkeit und Barmherzigkeit gegen die Unterworfenen auslöschten. Die anglikanische Kolonie, etwa ein Viertel der Bevölkerung, behauptete seitdem das Eigentum von drei Vierteln des

[1]) Beide Briefe in Stanhope, life of Pitt vol. II, appendix.

Bodens [1]), wo die Nachkommen der alten Besitzer als arme Pächter, Tagelöhner und Knechte ein kümmerliches Dasein führten ausgeschlossen von Macht, Wohlstand und Bildung, nur die Erinnerung an alte, bessere Zeiten als unvertilgbaren Sporn zur Rache im Herzen. Das Parlament zu Dublin, die Aemter in Heer und Staatsdienst, der Einfluß in Grafschaft und Gemeinde, die Dotation der Kirche und die Befugnis zum Schulunterricht, alles, alles war einzig für die herrschende Kolonie vorhanden. Man nahm den Bekennern der unterdrückten Religion nicht mehr wie im Mittelalter das Leben, aber man entzog ihnen jegliches, was das Leben lebenswert machen konnte. War auf diese Art die englische Kolonie allmächtig nach unten, so stand sie selbst in einer beinahe unbedingten Abhängigkeit nach oben. Feste Zolllinien trennten den irischen von dem englischen Markte, und die Ansätze ihrer Tarife waren sämtlich zu Gunsten der englischen Industrie bemessen. Bis 1782 hatte neben der Dubliner Volksvertretung auch das Londoner Parlament Gesetze für Irland erlassen und das englische Oberhaus auch für irische Prozesse als höchster Appellhof Gerichtsbarkeit geübt. Als in jenem Jahre die damals herrschenden Whigs dem Dubliner Parlamente die volle Gleichberechtigung zugestanden, trat nach den ersten Grundsätzen des britischen Staatsrechts sofort eine anderweitige Schwierigkeit hervor. Welch eine Stellung sollte das beiden Parlamenten verantwortliche Ministerium einnehmen, wenn dieselben einmal über eine gemeinsame Angelegenheit in entgegengesetztem Sinne entschieden? Ein solcher Fall erschien 1788, als der König für kurze Zeit geisteskrank wurde, bei der Frage, mit welchen Rechten der Prinz von Wales die Regentschaft führen würde: die Genesung des Königs machte glücklicherweise dem Streite thatsächlich ein Ende, aber die bloße Ankündigung desselben hatte die innere Unmöglichkeit des Systems anschaulich gemacht. Das Ministerium begnügte

---

[1]) Dies war Burkes Schätzung. Adolphus, history VI, 280 meint 19 Zwanzigstel.

sich, zunächst die Wiederholung eines solchen Konfliktes auch wieder thatsächlich zu verhüten, indem es sich durch alle Mittel der Einschüchterung und Bestechung eine dienstwillige Mehrheit in Dublin sicherte. Aber die Schmählichkeit und Verderblichkeit eines solchen Zustandes mußte jedem politischen Auge klar sein, und niemand erkannte sie mit schärferem Blicke und weiterem Gesichtskreise als Pitt.

Mit Recht hat Macaulay von diesem gesagt, er sei der erste englische Minister gewesen, der in Wahrheit fruchtbare Gedanken für Irland gehabt habe. Schon im Jahre 1785 sprach er im englischen Unterhause seinen allgemeinen Standpunkt aus. „Es giebt", sagte er, „für ein Verhältnis wie jenes zwischen Großbritannien und Irland nur zwei denkbare Systeme: das eine besteht in der völligen Unterordnung des kleineren Landes unter das größere, so daß alle Arbeit des ersteren nur dem letzteren zu gute kommt; dies ist unser bisheriges Verfahren gegen Irland gewesen; das andere ist die Teilung und Gemeinschaft der Vorteile, ein System der Gleichheit und Billigkeit, welches ohne Verkürzung des einen Teiles das verbundene Interesse des gesamten Reiches zu fördern sucht." Er bethätigte damals diese Gesinnung durch den Antrag auf einen Zollverein beider Lande; er wünschte ferner die irische Hochkirche auf einen weniger gehässigen Grund als die allgemeine Entrichtung des Zehnten zu stellen; er sprach dem damaligen Vizekönig, dem jungen Herzog von Rutland, die feste Ueberzeugung von dem endlichen Siege seiner Bestrebungen aus und trieb ihn an, die bestehende Unzufriedenheit durch möglichste Reform der unbilligen Gesetze zu beschwichtigen, jede Auflehnung aber gegen ein bestehendes Gesetz mit fester Strenge niederzuhalten.

Allein es war ein schwieriger Weg, den er nach diesen Gesinnungen einzuschlagen wünschte. Die herrschenden Klassen waren in ihrer großen Mehrheit jeder liberalen Reform abgeneigt, die Masse aber des unterworfenen Volkes durch alle irgend erreichbare Reform nicht zu versöhnen. Die englische Kirche wollte so wenig von Abschaffung der Zehnten

wie der englische Handel von Beseitigung der Binnenzölle hören. Die irischen Tories wiesen ebenso heftig wie ihre englischen Parteigenossen die Ausdehnung des parlamentarischen Wahlrechts zurück, obwohl Pitts Wünsche, wie sie wohl wußten, in dieser Frage mit dem Sinn der Whigs übereinstimmten. Mit gleichem Eifer widersetzte sich die Mehrheit beider Häuser jeder Erleichterung der Katholiken, weil dieselben, behauptete sie, alle Konzessionen nur als Waffe zu weiteren Forderungen und endlich zum Sturze der englischen Herrschaft gebrauchen würden. Nun war Pitt der Minister eines parlamentarischen Regiments; seine Herrschaft stand und fiel mit der Stärke und Einigkeit seiner Partei; nach der gebieterischen Kraft seiner Persönlichkeit legte er ihr zwar manches unerwünschte und heilsame Gebot auf, aber er selbst wußte am besten, daß ihre Folgsamkeit sehr bestimmte Grenzen hatte. Wenn er seine ganze Machtstellung nicht in ihrer Grundlage zerstören wollte, so mußte er fort und fort bei jedem Reformplane auf jene Stimmungen der Tories Rücksicht nehmen und sich freuen, ihnen langsam abzugewinnen, was durch raschen Befehl einmal nicht durchzusetzen war. Leider wirkte dann hier wie in England der Ausbruch der französischen Revolution erschwerend ein. Irland erfüllte sich auf der Stelle mit glühender Aufregung; die protestantischen Dissenters stifteten republikanisch gesinnte Klubs, die gälischen Bauern begannen mit zahlreichen Meuchelmorden ihre sächsischen Gutsherren zu bekämpfen, und alle liberal Gesinnten vereinigten sich in dem Rufe auf vollständige Emanzipation der Katholiken. Allerdings enthielt diese allseitige Gärung einen starken Antrieb für die englischen Minister, jeder möglichen Reform zur Beschwichtigung der Gemüter nachzutrachten: aber um so stärkere Beweise lieferte sie auch den irischen Machthabern für ihren Satz, daß bei so hochgehenden Wogen jede Neuerung den ganzen Zustand mit tödlicher Gefahr bedrohe. Man verhandelte, erwog und kam mehrere Jahre hindurch zu keinem Entschlusse.

Bei dieser Unsicherheit der Verhältnisse war es die Ent-

schiedenheit Edmund Burkes, welche Anfang 1792 der irischen Politik ihre neue Richtung gab. Der große Staatsmann hatte längst seinen hitzigen Kampf gegen die französische Revolution eröffnet und dadurch die englische Whigpartei auf das tiefste gespalten; jetzt forderte er mit gleichem Ungestüm umfassende Reform in Irland, um das Land vor dem Versinken in Anarchie und Bürgerkrieg zu bewahren. Lebhaft sprach er die Zuversicht aus, daß eine allmähliche Erteilung politischer Rechte an die Katholiken den Klerus und Adel und schließlich die große Masse derselben zu getreuen Unterthanen der britischen Krone machen und die revolutionäre Neigung auf einen kleinen Haufen verbrecherischer Hitzköpfe beschränken würde. Sein Sohn Richard wirkte als Sachwalter des katholischen Generalausschusses in Dublin; er selbst war unermüdlich, seine Auffassung bei Pitt und Dundas zur Geltung zu bringen. Es kostete nicht geringe Mühe, hüben und drüben. Die Dubliner Regierung und die Mehrheit des irischen Unterhauses kämpften mit allen Mitteln gegen die Reform, und der katholische Generalausschuß zählte mehr als ein Mitglied, dessen Beziehungen zu den republikanischen Klubs oder den agrarischen Freventhaten schweren Verdacht begründeten. Indessen nach unsäglichen Anstrengungen gelang es Burke trotz aller Hindernisse, die Minister von der Durchführbarkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Im März 1792 bewirkten sie im Dubliner Parlamente die Annahme eines Gesetzes, welches die Katholiken von den harten Bestimmungen über katholische Schulen und gemischte Ehen befreite: dann folgte ein Jahr später ein weiteres Gesetz, welches ihnen den Zugang zu den meisten Aemtern in Flotte, Heer und Staatsdienst eröffnete und ihnen zugleich ein allerdings durch hohen Census beschränktes Wahlrecht in den Grafschaften verlieh. Es war ein großer Schritt vorwärts: aus einer rechtlosen und ehrlosen Unterdrückung waren die Katholiken zu dem Besitze aller persönlichen Freiheitsrechte britischer Bürger emporgehoben. Aber noch immer gehörten sie nicht zu dem regierenden Teile des Volkes und blieben von eigener Mit-

wirkung an Gesetzgebung und Verwaltung ausgeschlossen. So war denn auch unter den Gemäßigten und Loyalen nur eine Stimme, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe. Daß das katholische Bekenntnis keine Gefahr für den englischen Staat enthalte, dünkte ihnen bei der damaligen Schwäche und Friedfertigkeit der römischen Kurie unzweifelhaft; die vornehmsten katholischen Fakultäten des Festlandes hatten auf Anfrage der englischen Regierung amtliche Gutachten gegeben, daß nach den Kirchengesetzen der Papst zu irgend welcher Einmischung in Staatsangelegenheiten nicht befugt sei. Wenn das Ministerium von der Richtigkeit dieser Auffassung nicht überzeugt wäre, so hätte es auch die Emanzipationsgesetze von 1792 und 1793 nicht billigen können: hatte es aber diese Ueberzeugung, aus welchem Grunde, fragte man, durfte es dann noch die abschließende Bewilligung, den Eintritt in das Parlament, den Katholiken als solchen länger verweigern?

Diese Forderung erhielt nun in London selbst verdoppelten Nachdruck, als im Juli 1794 der Herzog von Portland und seine Genossen in das Ministerium eintraten. Wie in der französischen waren sie auch in der irischen Frage Burkes getreue Schüler, und wenn sie im Kampfe gegen die Jakobiner den Premierminister fast eifriger, als ihm lieb war, unterstützten, so begehrten sie mit gleichem Nachdruck ein rückhaltloses Voranschreiten auf der Bahn der irischen Reformen. Der Herzog von Portland war selbst im Jahre 1782 liberaler Vizekönig in Dublin gewesen; er forderte jetzt für dieses Amt die Ersetzung des torystischen Marquis von Westmoreland durch den nächsten seiner Parteifreunde, den jungen Grafen von Fitzwilliam. Pitt hatte nach seinen persönlichen Gesinnungen nicht viel einzuwenden, erklärte aber mit der größten Bestimmtheit, daß vor allem sein bisheriger Parteiverband nicht erschüttert werden dürfe; er willigte in Westmorelands Abberufung erst dann, als sich für diesen eine glänzende Entschädigung in London ausfindig machen ließ; er bedang sich überhaupt die Erhaltung der bisherigen irischen Beamten aus, vorausgesetzt, daß sie

dem neuen Lordstatthalter keinen Anlaß zu Beschwerden gäben, und verwahrte sich überhaupt gegen eine plötzliche Aenderung des in letzter Zeit befolgten Regierungssystems [1]. Nachdem Fitzwilliams Ernennung auf Grund dieser Abreden festgestellt war, verhandelte Pitt mit Portland und mit dem Führer der liberalen Dubliner Minorität, Henry Grattan, die brennende Frage der Katholikenemanzipation. Seine Meinung ging dahin, daß die Regierung — ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Stimmung der Tories — dieselbe nicht vorschlagen könne, daß er aber sich ihr nicht widersetzen würde, wenn das Dubliner Parlament sie der Regierung entgegenbrächte. Die künftige Haltung Fitzwilliams war damit zweifellos bezeichnet. Er selbst und seine Beamten sollten bei einem solchen Antrage strenge Neutralität bewahren, ein Verhalten, welches nach der bisherigen Feindschaft der Dubliner Behörden gegen jede Reform als erhebliche Förderung der katholischen Sache gelten konnte. Bei dem Gewichte, welches Pitts eigene, wohlbekannte Ansicht in diese Wagschale warf, lag hier noch einmal ein großer Erfolg des Friedens und der Versöhnung in erreichbarer Möglichkeit.

Leider war jedoch Graf Fitzwilliam nicht der Mann, um unter so vielfach brausenden Strömungen den irischen Staat mit sicherer Hand zu steuern. Sei es, daß der sehr beschränkte und unbeholfene Herzog von Portland ihn nicht deutlich genug über Pitts Absichten aufgeklärt hatte, sei es, daß er nach eigener Hast und Haltungslosigkeit sich der in Irland winkenden Popularität überließ: kaum hatte er, im Februar 1795, den irischen Boden betreten, als er auf jeder Seite die von Pitt bezeichnete Linie überschritt. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft sandte er zwei hervorragenden Schatzbeamten der bisherigen Verwaltung schriftlich ihre Entlassung zu, eine Maßregel, die nicht bloß

[1] Daß diese Forderungen von Pitt gestellt und von Portland bewilligt wurden, ist nach zahllosen Kontroversen jetzt durch die von Lord Stanhope teils im Leben Pitts, teils in den Miscellanies veröffentlichten Korrespondenzen als völlig erwiesen anzusehen.

eine Verletzung der allgemeinen Abrede, sondern für Pitt, als Finanzminister und Vorgesetzten der beiden Verabschiedeten, persönlich beleidigend war. Zugleich umgab er sich mit den Häuptern der Opposition; Grattan, welcher jetzt den Antrag auf Zulassung der Katholiken in das Parlament stellte, ging täglich bei ihm aus und ein; das Land wußte es nicht anders, als daß der Lordstatthalter die Bill begünstige, und die populäre Bewegung schwoll in allen Teilen der Insel zu lärmender Höhe an.

Bei einer so überraschenden Wendung konnte es nicht fehlen: die Gegenwirkung trat nicht minder heftig auf. Die irischen Anglikaner sahen bereits die Katholiken im Besitze des Unterhauses und im Bunde mit der Regierung: sie meinten damit die Vernichtung der Hochkirche und des protestantischen Uebergewichts vor Augen zu haben. Laut und drohend erhoben sich ihre Klagen: alle ihre Freunde in London rührten sich; die Tories von reinem Blute bedauerten Pitt, daß er seine echten Freunde aufgebe und sich von diesen Bastardwhigs in das Schlepptau nehmen lasse. Bereits aber hatte Pitt mit ganzer Raschheit und Bestimmtheit seine Stellung genommen. Portland und die Seinen vermochten ihm nicht abzuleugnen, daß Fitzwilliam seine Weisungen verletzt habe, und Pitt sprach darauf in einem höflichen, aber höchst gemessenen Schreiben dem Lordstatthalter die Mißbilligung der Regierung aus. Fitzwilliam verstand seine Meinung und kehrte aus der übelberatenen Thätigkeit wieder nach London zurück. Da ihn Portland, Spencer und Windham verleugneten, trat er aufs neue zu dem alten Freunde Fox und damit in die entschiedene Opposition hinüber; das Kabinett aber blieb in voller Einigkeit, und die Mehrheit beider Häuser vereinigte sich nur um so fester zur Unterstützung des Ministeriums.

Desto unheilvoller war die Wirkung dieser Vorgänge in Irland. So groß zuerst der Jubel, so grimmig bitter war nachher die Enttäuschung. Aeußerlich schien keine Störung der Ruhe einzutreten, obgleich jetzt auch Grattans Bill im Dubliner Unterhause mit starker Mehrheit verworfen wurde.

Aber Tausende und wieder Tausende, welche bisher an der Hoffnung gesetzlicher Reformen festgehalten, wandten seit Fitzwilliams Entfernung ihr Herz der gewaltsamen Revolution zu. Seit 1791 hatte sich in Dublin eine Genossenschaft gebildet, unter dem Namen der Vereinten Iren, mit dem nächsten Zwecke, die früher bitter verfeindeten Katholiken und Dissenters zu einer großen Gemeinschaft, zur Parlamentsreform und Katholikenemanzipation zu verschmelzen. Anfangs hatte der Bund unter den einflußreicheren Katholiken nur geringe Fortschritte gemacht; die republikanischen und folglich damals französischen Tendenzen mehrerer Führer stießen vornehmlich die katholische Geistlichkeit ab. Immer blieb eine gewisse Verbindung zwischen beiden Gruppen; ein Hauptführer der Vereinten Iren, der protestantische Jurist Wolfe Tone, übte großen Einfluß auf den katholischen Generalausschuß, bis er durch eine peinliche Anklage auf Hochverrat zur Flucht nach Amerika genötigt wurde. Nach der Abberufung Fitzwilliams aber gewannen die Vereinten Iren breite Bahn, und geradezu die Trennung von England wurde ihr Programm. Die mannigfaltigsten Verstärkungen strömten ihnen zu. Aus dem Dubliner Parlamente, also dem Mittelpunkte der anglikanischen Kolonie selbst, traten einzelne Männer der äußersten Linken in den Bund, in begeistertem Mitgefühl für die Sache der Unterdrückten, in heißer Schwärmerei für die Fortpflanzung der in Paris verkündeten republikanischen Gedanken. Unter ihnen ragte an erster Stelle ein junger, liebenswürdiger Mann hervor, ein Sprößling aus dem vornehmsten Geschlechte der Insel, Lord Edward Fitzgerald, eine reichbegabte, tapfere, leicht bestimmbare Natur, früher ein glänzender Offizier, dann wegen seiner politischen Ketzereien aus dem Dienst entlassen, bald nachher im Dubliner Unterhause der hitzigste Vorfechter der Reformpartei. Auch er hatte gejubelt bei Fitzwilliams Ankunft; auch er erklärte bei dem Abschied desselben die gesetzliche Reform für hoffnungslos. Er trat Anfang 1796 in die vordersten, leitenden Reihen des Bundes, und kein Kontrast konnte

schärfer sein, als der zwischen diesem ritterlich-anmutigen Herzogssohne und der aus Banditen und Bettlern gemischten Mannschaft, deren Waffen der Bund zu seinen ersten Angriffen aufbot. Mit dem Anwachsen der politischen Bewegung hatten natürlich auch die agrarischen Unruhen stets größere Verhältnisse angenommen; es gab damals kaum eine Grafschaft der Insel, in der nicht bewaffnete Banden ihr Unwesen trieben, der Erhebung der Pachtzinsen, Herdsteuern, Kirchenzehnten Widerstand leisteten, die Gutsherren mit Einbruch und Plünderung heimsuchten, die gegen sie aufgestellten Polizeibeamten und Zeugen durch Meuchelmord aus dem Wege schafften. Nichts war leichter für den Bund der Vereinten Iren, als diese verzweifelten Haufen in den Dienst ihrer Verschwörung zu ziehen. Die Mittel der Regierung waren ohnmächtig gegen die allgegenwärtige Verschwörung; man setzte die Habeas-Corpus-Akte außer Wirksamkeit, bedrohte die Ausschreitungen mit Verbannung nach Botany-Bay, sandte fliegende Kolonnen in die aufgeregtesten Bezirke: aber weder die Truppen noch die Gerichte waren im stande, die Sicherheit von Personen und Eigentum herzustellen. Die Anglikaner griffen unter diesen Umständen zur Selbsthilfe, gründeten ihrerseits den bewaffneten Verein der Orangemänner, so genannt nach dem großen Oranier, König Wilhelm III., dessen Siege den bisherigen Zustand in Irland gegründet hatten: und schon im September 1795 kam es zwischen ihren Banden der „Dämmerungsburschen" und jenen der katholischen „Verteidiger" zu blutigen Gefechten, in welchen die Katholiken unterlagen und mit wilder Grausamkeit verfolgt und niedergemacht wurden. Damit war von beiden Seiten der Krieg auf Leben und Tod erklärt. Die Anstrengungen und Erfolge der Vereinten Iren verdoppelten sich; der Grimm der katholischen Bauern gegen die Engländer führte der Gesellschaft täglich neue Mitglieder zu und machte ihr die Vollendung einer völlig geschlossenen, militärischen Organisation möglich. Je zwölf Mitglieder bildeten eine Rotte unter einem Unteroffizier, je fünf Rotten eine Kompanie unter einem Hauptmann, je zehn Kompanien

ein Bataillon unter einem Obersten. Jede der vier Provinzen der Insel hatte einen leitenden Ausschuß, der seine Befehle von einem Generaldirektorium in Dublin empfing. Die Unteroffiziere wurden durch die Mannschaft ihrer Rotten, die Hauptleute durch die Unteroffiziere der Kompanie, die Obersten durch die Hauptleute des Bataillons gewählt. Alle Wahlen aber fanden durch verschlossene Zettel statt, welche sämtlich dem Provinzialausschusse eingesandt und nur von dessen Sekretär eröffnet wurden, so daß dieser allein in der Provinz die Namen der gewählten Offiziere kannte, die Mannschaft aber ihre Befehle nur durch anonyme Briefe empfing. Die erste Pflicht jedes Mitgliedes war die Anschaffung von Gewehr und Schießbedarf oder, wenn dies unmöglich war, einer Pike. Im Sommer 1796 war die Zahl der auf solche Art vereinigten Rebellen auf mehr als hunderttausend gestiegen; gegenüber dem Orange der Anglikaner trugen sie die Farbe der grünen Insel; ihr Direktorium zählte eine Reihe angesehener und reicher Mitglieder und stand in lebhafter, geheimer Unterhandlung mit der französischen Regierung über baldigste Sendung eines Hülfscorps [1]). Lord Edward Fitzgerald und Arthur O'Connor gingen im Mai 1796 heimlich auf das Festland hinüber, hatten eine Besprechung mit General Hoche und schlossen mit dem Direktorium einen Vertrag, nach welchem das französische Corps vom Augenblicke seiner Landung an im Dienst und Sold der revolutionären Regierung Irlands stehen sollte, ganz so wie zwanzig Jahre früher General Rochambeau unter die Befehle des amerikanischen Kongresses gestellt worden war. Ohne Zweifel meinten sie es ehrlich und redlich mit der Selbständigkeit ihres Vaterlandes; immer aber war es auch für irische Unbedachtsamkeit ein starkes Stück, noch im Jahre 1796 Barras und Rewbell für uneigennützige Weltbefreier zu halten.

Es war unmöglich, trotz alles Geheimnisses und aller

---

[1]) Bericht an das Unterhaus 15. März 1799. Vgl. Adolphus VII, 2 ff.

Treue der Mitglieder, daß eine so gewaltige Rüstung ihr Dasein der Wahrnehmung der Behörden vollständig hätte entziehen können. Die Regierung fand kein Mittel, sie zu fassen, aber die Spuren derselben drängten sich an tausend Punkten dem ängstlichen Blicke auf. Alles, was noch auf der Insel sich zur anglikanischen Kirche und zur englischen Krone bekannte, drängte sich im Angesichte der wachsenden Gefahr um die Regierung zu gemeinsamer Verteidigung zusammen. Neben den Logen der Orangemänner entstand eine weitere Vereinigung der loyalen Bürger, Pächter und Gutsbesitzer, welche, als bewaffnete Freiwillige, ihre Dienste dem neuen Lordstatthalter, Lord Camden, zur Verfügung stellten und bald eine Masse von 37 000 Mann zu mustern im stande waren. So war die Bevölkerung des unglücklichen Landes in zwei feindliche Heerlager gespalten, eines gegen das andere mit Haß, Verachtung und Todfeindschaft erfüllt, ein Kampf um Staat und Nationalität, um Religion und Eigentum, dessen ganzer Umfang sich noch in drohendes Dunkel hüllte, der aber ununterbrochen in seinen jammervollen Ausläufern, in kläglichen Szenen wechselnder Gewaltthat, Raub und Mord und blutiger Rache zu Tage trat. Die französische Regierung sah mit innerem Jubel diese Gefahr sich unter den Füßen des zähesten und verhaßtesten Gegners entwickeln. General Hoche erhielt den Befehl, aus den siegreichen Heeren der Bretagne ein Expeditionscorps für Irland zu rüsten; Wolfe Tone, der aus Amerika nach Paris hinübergeeilt war, empfing eine Anstellung im französischen Heerdienste und beriet mit dem Sohne eines anderen irischen Emigranten, mit Carnots militärischem Vertrauten Clarke, die Einzelheiten der großen Unternehmung. Mit Sicherheit nahm das Direktorium an, daß Hoche noch im Laufe des Herbstes seefertig sein und dann gegen die Fundamente der englischen Macht seinen zerschmetternden Schlag führen würde.

Dies also waren die Momente der inneren Lage, welche im Sommer 1796 Pitts politische Erwägungen bestimmten, in England die Nachwehen eines Hungerjahres, in Irland

die Vorboten von Revolution und Bürgerkrieg. Es war keine Kleinigkeit, unter solchen Verhältnissen einen Kampf wie den französischen fortzusetzen; es war nur natürlich, daß man ringsum mit gespannter Sorge nach allen Mitteln zu einer günstigen Lösung spähte. Indessen hatte man bei der Allianz mit Oesterreich auf gesonderten Frieden verzichtet und mußte also bei jedem Schritte auf die Interessen und Wünsche des Kaisers Rücksicht nehmen. Nun hatte zwar auch Oesterreich so viele Nöte und Lasten des Krieges zu empfinden, daß die Beendigung desselben ihm nicht weniger wünschenswert als den englischen Ministern erschien: ebenso verschieden aber wie die Lage der beiden Mächte war auch ihre Ansicht über den Inhalt eines annehmbaren Friedens. Oesterreich, welches Belgien und die Lombardei eingebüßt hatte, begehrte dafür nicht bloß eine Entschädigung, sondern gegenüber den preußischen Erwerbungen seit 1793 eine Vergrößerung seines Gebietes. England hatte eigene Lande nicht verloren, sondern ansehnliche Kolonien der Feinde erobert; Pitt war bereit, dieselben im Interesse des Friedens wieder herauszugeben, hielt aber alle Bundespflichten für erfüllt, wenn er damit dem Kaiser Herstellung oder Entschädigung verschaffte, und war wenig geneigt, für eine Vergrößerung Oesterreichs weitere Kriegsopfer zu bringen. Aus diesen abweichenden Auffassungen ergab sich dann von selbst, daß Thugut erst nach allseitigen Siegen, Pitt bei der ersten Gelegenheit die Unterhandlung zu eröffnen wünschte.

Die Verschiedenheit des beiderseitigen Standpunktes trat grell genug sofort bei dem ersten Schritte Englands in dieser Richtung hervor. Pitt und Grenville waren keine Verehrer der unsicheren preußischen Staatskunst, aber nicht wie Thugut durch alten Haß über die Notwendigkeit der preußischen Mitwirkung verblendet. Als Ende Juli Schwaben und Franken von den republikanischen Heeren überflutet wurde, beschlossen sie noch einmal einen Versuch auf Gewinnung des Königs zu machen. Ein englischer Diplomat Namens Hammond wurde nach Berlin gesandt, um den Grafen Haugwitz zu befragen, welche Friedensbedingungen

Preußen für angemessen erachte, und nach erlangter Auskunft den Antrag zu stellen, daß Preußen dieselben im eigenen und im Namen der Verbündeten den Franzosen vorlege, unter Drohung der Kriegserklärung, falls die Republik dieselben zurückweise. Thugut grollte heftig, als er es erfuhr. Klingende Subsidien, sagte er, kann England bei seiner eigenen Geldklemme nicht geben; für nichts thut Preußen nichts; also wird es für jeden der von ihm gewünschten Dienste Landerwerb begehren. Dies aber zu hindern, schien Thugut die dringendste Pflicht. Er forderte sogleich am 13. August durch den Grafen Cobenzl die russische Regierung auf, gegen eine für Oesterreich so ganz widerwärtige Aussicht wirksam einzuschreiten. Indessen schien sich die drohende Wolke bald wieder zu verziehen. Haugwitz, der kaum vierzehn Tage früher den geheimen Vertrag mit Caillard abgeschlossen hatte, war entfernt nicht in der Lage, auf Hammonds Erörterungen einzutreten. Er mäkelte so gründlich an Hammonds Vollmachten, daß der Engländer die Geduld und Hoffnung verlor und sehr entrüstet über die Spitzfindigkeiten des Ministers wieder abreiste.

Der Ausgang dieses ersten Versuches war für Pitt nicht ermutigend. Aber die Ereignisse drängten England mit immer größerer Entschiedenheit auf der einmal betretenen Bahn vorwärts. Eben jetzt kam der französisch-spanische Angriffsbund zum Abschluß, und wir haben gesehen, wie schon vor der Unterzeichnung des Vertrags die feindliche Gesinnung Spaniens sich den Engländern erkennbar machte, wenngleich die förmliche Kriegserklärung erst im Oktober verkündet wurde. Nun kannte England ganz genau die Schwäche der Madrider Regierung und die Verkommenheit ihrer Streitmittel, und vielleicht hätte jetzt wie 1761 ein Feuergeist wie Lord Chatham ihre Feindseligkeit mit Freude als ein Signal zu vermehrtem Ruhm und Kampfgewinn begrüßt. Zur Zeit aber waren die Minister in anderer Stimmung. Ohne daß sie Spanien gerade gefürchtet hätten, sank ihnen durch sein Auftreten das Interesse am Kontinente immer tiefer und steigerte sich der Wunsch, alle Kräfte

auf den großen Seekrieg zu sammeln. Am 2. September schrieb der Herzog von Clarence an den Kommodore Nelson, welcher damals unter Sir John Jervis auf der Mittelmeerflotte diente: „Oesterreichs Angelegenheiten in Deutschland und Italien haben schwer gelitten. Bei der jetzigen Lage Italiens, nach allen Niederlagen der Oesterreicher, sehe ich nicht ab, was unsere Flotte noch im Mittelmeere nutzen soll; zudem scheint der spanische Krieg unvermeidlich; Westindien bedarf also einer starken Streitkraft, und es wird sich dringend empfehlen, zum Schutz unserer eigenen Küste die Kanalflotte ansehnlich zu vermehren. Es wird also die Mittelmeerflotte zurückberufen, ein Teil derselben nach Westindien, der Rest nach England bestimmt werden." So geschah es; wenige Tage nachher gingen diese Weisungen an Admiral Jervis ab. Man meinte, im Interesse der Hauptsache alle untergeordneten Bedenken hintansetzen zu müssen, so groß die Vorteile auch waren, welche die Maßregel dem Feinde auf dem italienischen Kriegstheater zuwandte. Zunächst wurde damit die korsische Krone König Georgs unhaltbar und die englische Besatzung der Insel sofort zur Einschiffung befehligt. Bei der feindseligen Stimmung der Bevölkerung wäre sie unrettbar verloren gewesen, sobald die französische Flotte oder Bonapartes Freischaren in Sicht der Küste gelangten. In der That gehörte Nelsons ganze Kraft und Umsicht dazu, um die Garnison von Bastia inmitten des Tumults der Einwohner und vor den Augen der eben gelandeten Franzosen unversehrt auf die Schiffe und dann trotz der Nähe der spanischen Flotte ohne Mißgeschick nach der Insel Elba hinüberzubringen [1]). Sodann aber war mit der Beherrschung des Mittelmeeres durch die feindlichen Flaggen die Beugung Toskanas, Roms und Neapels unter den Willen Frankreichs besiegelt. Noch einmal ließ König Ferdinand in London anfragen, ob er im

[1]) Nelson schrieb damals, daß die Art der englischen Verwaltung für Korsika nicht geeignet sei; die Korsen selbst hätten gesagt: wir bedürfen einer Regierung, die ihre Parteigenossen bezahlt und ihre Opponenten totschlagen läßt. Dispatches of Nelson II, 298.

Falle des erneuten Bruches mit Frankreich auf englische Unterstützung rechnen könne: er erhielt jedoch umgehend die Antwort, daß England ihm lediglich zum schleunigsten Friedensschlusse rate und es ihm sogar nicht übelnehmen würde, wenn er zur Erlangung desselben den Franzosen die Aussperrung der englischen Flagge aus seinen Häfen bewillige. So weit indessen brauchte Belmonte die Fügsamkeit nicht zu treiben. Die Siege des Erzherzogs hatten das Direktorium einigermaßen abgekühlt, und ein über das andere Mal schrieb aus Italien General Bonaparte in der drängendsten Weise, daß man für seine kleine Armee die Zahl der Widersacher verringern möge. Das Direktorium bewilligte also in dem Friedensvertrage vom 10. Oktober dem Könige äußerst leidliche Bedingungen: Neapel verhieß Naturallieferungen im Werte von acht Millionen, trat definitiv zur Neutralität zurück, verpflichtete sich, in seinen Häfen gleichzeitig nicht mehr als vier bewaffnete Fahrzeuge einer kriegführenden Nation zuzulassen, und versprach, in die Unterhandlung eines günstigen Handelsvertrags einzutreten. Die politische Selbständigkeit Neapels trat also unversehrt für den Augenblick aus der Verhandlung hinaus, aber allerdings für die Errettung Mantuas war die neapolitanische Hülfe definitiv verloren.

Pitt war unterdessen weiter vorangegangen und hatte gleich nach dem Scheitern der Hammondschen Sendung den wichtigsten Schritt gethan, indem er sich bei König Georg die Vollmacht zur Eröffnung einer Friedensverhandlung mit Frankreich selbst erwirkte. Man machte zuerst den Versuch, durch dänische Vermittelung anzuknüpfen, dies aber wurde von dem Direktorium in heftigem Tone zurückgewiesen: wenn England ehrlich den Frieden wolle, hieß es, solle es seinen eigenen Gesandten unmittelbar nach Paris schicken. Pitt ließ sich durch die rauhe Form der Antwort nicht abschrecken, sondern kam mit Lord Grenville zu dem Beschlusse, den hervorragendsten unter den englischen Diplomaten, Lord Malmesbury, mit der wichtigen Sendung zu beauftragen. Darauf erklärte das Direktorium sich bereit, Pässe für diese Botschaft zu senden, bekundete aber sofort

seine feindselige Gesinnung in der unzweideutigsten Weise, indem es in einer Botschaft an die Räte die Anzeige des Geschehenen den Ausspruch hinzufügte, daß die englische Regierung bei ihrem Friedensantrag nicht aufrichtig sei, sondern damit nur die Beschwichtigung der öffentlichen Meinung in England bezwecke.

Wenn eine solche Haltung des Gegners für Pitts Wünsche nicht glückverheißend war, so fand er nicht geringere Schwierigkeiten bei dem Verbündeten. Lord Grenville hatte am 7. September die erste Mitteilung über den Plan nach Wien gesandt; seine Depesche erörterte, daß England an einen Separatfrieden schlechterdings nicht denke, wohl aber sich zu dem Beginn einer Unterhandlung auch ohne Oesterreich berechtigt halte, daß man danach streben werde, entweder den Besitzstand vor dem Kriege für alle Beteiligten durchzusetzen oder einen Austausch der beiderseitigen Eroberungen zu bewirken, in welchem letzteren Falle England im Interesse seines Alliierten kein Opfer scheuen werde. Als Sir Morton Eden sich dieses Auftrags entledigte und zugleich die Abberufung der Mittelmeerflotte anzeigte, geriet Thugut in lebhafte Aufregung: „Euer Friedensantrag", rief er, „wird in Paris den ganzen Eindruck unserer deutschen Siege wieder auslöschen; Katharina wird davon neuen Vorwand zur Zurückhaltung der versprochenen Kriegshülfe nehmen; Cobenzl muß ihr auf der Stelle erklären, daß wir nicht das mindeste damit zu schaffen haben; die Abberufung der Flotte bedeutet den gänzlichen Ruin Italiens [1])." In demselben Sinne schrieb er den 20. September an Cobenzl: „In diesem Augenblicke, wo das Kriegsglück sich bessert und Rußland endlich uns ein ansehnliches Armeecorps verspricht, eröffnet England eine Friedensverhandlung und richtet aus Furcht vor den Spaniern durch die Abberufung seiner Flotte Italien zu Grunde! Eden," setzte er hinzu, „sucht mich zwar durch die Versicherung zu trösten, daß es sich nur um eine Form handele, das Parlament von Englands Friedensliebe und Frankreichs

[1]) Eden an Grenville 23. September.

Unversöhnlichkeit zu überzeugen: leider aber hat Oesterreich in früherer Zeit zu Utrecht und Aachen die Unsicherheit der englischen Versprechungen kennen gelernt, und bei der schwankenden und unsicheren Politik des jetzigen Ministeriums ist es unmöglich, ein rechtes Vertrauen zu ihm zu fassen."

Einigermaßen verbessert wurde Thuguts Stimmung, als Rußlands Begehren nach englischen Subsidien für das Hülfscorps in London zur Verhandlung gelangte und einer durchaus freundlichen Aufnahme begegnete. Zwar änderte die Ankündigung russischer Kriegshülfe nicht das geringste an Pitts Friedenswünschen; aber bei dem Benehmen des Direktoriums wäre es Thorheit gewesen, sich nicht auf alle Fälle vorzusehen und ein so wichtiges Mittel wie das Erscheinen einer russischen Armee durch übel angebrachte Sparsamkeit in Frage zu stellen. Freilich zwang die eigene Geldnot zu einigen Einschränkungen; man wollte den Russen die begehrte Hauptsumme von 1½ Millionen Pfund Sterling bewilligen, lehnte aber die außerdem gewünschten Mobilisierungs- und Fouragegelder ab; zugleich erklärte man den Oesterreichern, daß hiernach auch für den Kaiser nicht mehr als 1½ Millionen jährlich verfügbar blieben, die bisherigen monatlichen Vorschüsse also von 150 000 auf 120 000 Pfund herabgesetzt werden müßten. Diese Verminderung war bitter genug bei der Ebbe der kaiserlichen Kasse, desto tröstlicher aber die Aussicht, die Russen bald in Bewegung zu sehen und dann hoffentlich eine ganz neue Wendung des Kriegsglücks zu erleben. Thugut meinte, die Russen durch Böhmen nach Mainz vorgehen zu lassen, sie mit den dortigen Besatzungstruppen, Condés Emigranten und 10 000 Sachsen zu vereinigen und so eine Heeresmasse von etwa 100 000 Mann am Mittelrhein aufzustellen, mit deren Oberbefehl der ungestüme Polensieger Suworow zu betrauen wäre. Zwischen dem Neckar und der Schweizer Grenze würde sich an dieselbe die Hauptmacht der Oesterreicher, ungefähr 120 000 Mann, anschließen und dann immer noch so viel Mannschaft übrig bleiben, um das Heer in Italien auf die imposante Stärke von 90 000 Mann zu bringen und

dadurch den Ausfall der Neapolitaner mehr als zu ersetzen. England war mit dem allen einverstanden, indem es die Führung des Landkrieges ganz dem Ermessen der Verbündeten anheimstellte. Sollte Katharina auf der früheren Forderung bestehen, den Verzicht auf jede Losreißung französischer Provinzen zu verkünden, so wollten beide Mächte nicht widersprechen, obwohl sie denselben nicht für zweckmäßig hielten.

Während dieser Erörterungen für den Kriegsfall waren denn in London die Pässe für den Friedensboten angelangt, und am 15. Oktober machte sich Lord Malmesbury auf den Weg nach Paris. Die oft besprochene Frage, ob Pitt bei dieser Sendung es ehrlich mit dem Frieden gemeint oder nur die Gehässigkeit des weiteren Krieges dem Direktorium habe zuschieben wollen, ist eine höchst müßige; die einfache Lösung ist, daß Pitt nicht das eine oder das andere, sondern beides erstrebte, bei weitem am liebsten den Frieden, wenn er auf erträgliche Bedingungen zu haben war, und im entgegengesetzten Falle eine sichere Befestigung seiner Stellung im Parlamente. Daß die Chancen für den englischen Frieden schlecht standen, war sicher vom ersten Augenblicke der Unterhandlung an, und zwar nicht bloß nach den Entwürfen des Gegners, sondern auch nach den Wünschen des Verbündeten. Das Direktorium, wie wir gleich sehen werden, war nach den Siegen des Erzherzogs einem Abkommen mit Oesterreich gar nicht abgeneigt, wollte jedoch in der Hoffnung auf eine irische Revolution um keinen Preis eine Versöhnung mit England. Vollends aber in Bezug auf die Form und den Inhalt des Friedensvertrages zeigte sich bald genug, daß Oesterreichs Tendenzen den französischen ungleich näher als den englischen standen. Unter solchen Umständen konnte dem englischen Gesandten seine Reise wenige höhere Freuden als die persönliche Bekanntschaft mit einer demokratischen Republik [1]) eintragen.

---

[1]) Er wurde darum in England vielfach beneidet; die Londoner vornehme Welt war äußerst neugierig zu erfahren, wie sich in dem jakobinischen Paris nach der Schreckenszeit noch leben lasse.

Malmesbury fand auf der Fahrt von Calais bis Paris überall eine freundliche, zuweilen selbst festliche Aufnahme, die Bevölkerung erfüllt von der Sehnsucht nach Frieden, die Straßen ohne Verkehr, die Felder wohl bestellt, aber fast nur Frauen auf den Aeckern beschäftigt. In Paris empfing ihn Delacroix mit ernster und zurückhaltender Höflichkeit, die ihm ohne Zweifel von den Direktoren eingeschärft worden war, aus der jedoch seine renommistische und theatralische Weise gelegentlich in ausführlicher Schilderung der republikanischen Macht und Unbesiegbarkeit hervorbrach. Nach den üblichen Eingangsformalitäten überreichte Malmesbury am 24. Oktober dem Minister eine Denkschrift, welche als Ausgangspunkt der Unterhandlung den Vorschlag machte, Frankreich für die erforderlichen Zugeständnisse an Oesterreich durch entsprechende Rückgabe der von England eroberten Kolonien zu entschädigen. Gleich die erste Besprechung dieses Antrages ergab die Schwierigkeit der hier von England genommenen Stellung. „Ist es euere Meinung," fragte Delacroix, „daß wir für die Herausgabe unserer Antillen auf die belgischen Departements, welche nach der Verfassung einen Teil der Republik bilden, oder auf die von Baden und Württemberg abgetretenen rheinischen Bezirke verzichten sollen?" Malmesbury sagte, es sei noch nicht an der Zeit, diese Einzelheiten zu besprechen; es komme jetzt darauf an, ob Frankreich mit dem für England unabänderlichen Grundsatz einverstanden sei, daß der englische Friede mit dem kontinentalen verbunden und überall bei der englischen Unterhandlung auf die Interessen Oesterreichs Rücksicht genommen würde. Natürlich ergab sich damit für Delacroix die Frage, ob, wie es hiernach den Anschein habe, der Wiener Hof bei Malmesburys Sendung mitwirke. In der That, wenn über Oesterreichs Interessen und Territorien verhandelt werden sollte, mußte das Direktorium über die Voraussetzung Sicherheit haben, daß die englischen Anträge von dem Kaiser gebilligt wurden, und leider wußte Malmesbury nur zu gut, wie wenig auf diese Zustimmung zu rechnen war. Er begnügte sich also mit

der ausweichenden Antwort, daß keine Silbe seiner Aufträge dem Kaiser unbekannt sei; auch werde er, sobald das Direktorium den Grundsatz anerkannt habe, einen Kurier nach Wien abfertigen. Delacroix legte demnach die Denkschrift dem Direktorium vor, und dieses erließ darauf den 26. an Malmesbury eine Antwort, welche zuerst die unendliche Weitläufigkeit einer solchen kombinierten Unterhandlung beklagte und die bequemere Form separater Friedensschlüsse empfahl, dann in geradezu beleidigender Weise die Aufrichtigkeit der englischen Friedensliebe bezweifelte, endlich aber mit der Erklärung schloß, man werde bereitwillig auf die Erörterung jedes speziellen Antrages eintreten, sobald Malmesbury dergleichen unter ausdrücklicher Vollmacht nicht bloß Englands, sondern auch des Kaisers vorlegen könne.

So lebhaft man nun auch englischerseits die Verdächtigungen der eigenen Ehrlichkeit zurückwies, so wenig ließ sich etwas gegen die Hauptforderung der Note erwidern: entweder englische Separatverhandlung, wenn ihr keine Vollmacht des Kaisers habt, oder Vollmacht des Kaisers, wenn euer Gesandter auch über österreichische Interessen gehört sein will. Wenigstens Malmesbury wußte keine Antwort darauf und schrieb in diesem Sinne sowohl an Lord Grenville als nach Wien an den Ritter Eden. „Einstweilen", sagte er, „ist mir hier zu Mute, wie einem schwindligen Manne an dem Rande eines Abgrundes; jeden Tag bin ich darauf gefaßt, vom Direktorium den Befehl zur Abreise zu erhalten. Erst dann," setzte er hinzu, „ist meine Unterhandlung in Wahrheit begonnen, wenn Delacroix und ich bestimmte Anträge über die einzelnen Abtretungen und Entschädigungen ausgetauscht haben." Solche Anträge aber konnte er offenbar nicht stellen, ohne Oesterreichs Meinung zu kennen, und sah deshalb Edens Antwort mit der höchsten Spannung entgegen.

Dieser beeilte sich denn, den österreichischen Minister zu bestimmten Erklärungen zu drängen. Am 6. November hatte er darüber ein langes Gespräch mit Thugut, zunächst über die allgemeine Frage, ob Oesterreich sich überhaupt an der Verhandlung beteiligen wolle, sodann über die einzelnen

Wünsche des Kaisers, welche Malmesbury in diesem Falle den Franzosen vorzutragen hätte. Thugut zeigte sogleich wieder eine höchst verdrießliche Stimmung. „Daß die Franzosen," rief er, „sich auf eine gemeinsame Unterhandlung einlassen, ist nichts als ein hinterlistiger Streich, um unsern Hof in Verlegenheit zu setzen und die Entwickelung unserer Siege zu hemmen." Aufs neue tadelte er den ganzen Friedensversuch in diesem Augenblicke und erklärte, daß schon die Rücksicht auf Rußland ihn schlechterdings abhalte, einen entsprechenden Schritt ohne vorhergegangene Befragung Katharinas zu thun. Indessen, wohl oder übel, Malmesbury war einmal in Paris, und wenn seine Unterhandlung Fortgang gewann, so mußte Thugut immerhin wünschen, daß er nicht gegen, sondern für Oesterreichs Interessen wirke. Demnach ging der Minister allmählich doch auf die Erörterung der einzelnen Punkte des eventuellen Friedens ein, allerdings mit dem Vorbehalt, seine Forderungen je nach den Waffenerfolgen in Italien zu steigern. Er räumte ein, daß Oesterreich keine Ansprüche an England weiter machen könne, falls dieses von den Franzosen den Besitzstand vor dem Kriege erlange. In diesem Falle aber, setzte er hinzu, würden wir uns nicht auf lange mit dem zurückgenommenen Belgien belasten, sondern es so schnell wie möglich gegen Bayern eintauschen. Wird aber nicht, fragte Eden, Preußen diesem Tausche alle denkbaren Schwierigkeiten bereiten? Thugut rief mit grimmiger Energie: „Wenn Frankreich und England den Tausch genehmigt haben, wird ihn der Kaiser gegen Preußen mit den Waffen zu schützen wissen." Als sich Eden nach Thuguts Absichten, betreffend das Deutsche Reich, erkundigte, sagte jener, daß der Kaiser es in seinen alten Grenzen und Rechten möglichst zu bewahren wünsche; vornehmlich, wenn er Belgien behalten müsse, sei es klar, daß er den Landstrich zwischen der belgischen Ostgrenze und dem Rheine nicht den Franzosen überlassen könne. „Ein anderes wäre es," bemerkte er weiter, „wenn die belgische Frage nach unseren Wünschen geordnet würde; dann würden die Angelegenheiten des

Deutschen Reiches wenig Schwierigkeit machen[1])." Wenn also Frankreich der österreichischen Monarchie Bayern gönnte, hatte, wie wir sehen, der kaiserliche Minister geringe Neigung, der Republik den Besitz des linken Rheinufers noch länger streitig zu machen; es war dieselbe Gesinnung, welche 1795 aus Carlettis Erzählungen in Paris geredet, und welche jetzt nicht etwa als flüchtige Gesprächswendung, sondern als Richtschnur für Malmesburys Unterhandlung hervortrat. Allerdings, wenn nach Bayerns Erwerbung das Aufgeben des Rheinlandes für Thugut nur noch „geringe Schwierigkeit" machte, so war immer zur vollständigen Bereinigung des Handels bei ihm eine weitere wichtige Bedingung zu erledigen. Mit Sir Morton kam er endlich auch auf Italien; „dort würde England," sagte er, „ohne Zweifel seinem Bundesgenossen eine Erwerbung gönnen, welche von so unendlicher Wichtigkeit für die Verteidigung Oesterreichs und Italiens gegen einen ehrgeizigen Nebenbuhler sein würde."

Bei diesen Sätzen blieb Thugut in mehreren folgenden Beratungen stehen, ohne jedoch damit eine formell bindende Verpflichtung damit eingehen zu wollen. Man müsse hören, was Katharina sage, man könne nach so vielen Beleidigungen nicht mit Frankreich unterhandeln, man müsse erwarten, was General Alvinczy bei dem eben begonnenen Entsatzversuche Mantuas ausrichte. Gelegentlich machte er über Belgien noch die Bemerkung, der Kaiser würde, wenn er das Land, sehr gegen seinen Wunsch, noch einmal an sich nehmen müsse, dann jedenfalls die Vergrößerung desselben durch Nordbrabant und Lüttich und freie Hand in den belgischen Verfassungsfragen fordern. Vergebens bemühte sich Eden, etwas Näheres über die von Thugut gewünschte italienische Erwerbung zu erfahren: erst später erhielt Lord Grenville Kenntnis, daß es sich um eine Vergrößerung der

---

[1]) Nach Edens Bericht: if the point relative to the Netherlands could be satisfactorily settled, the affairs of the Empire would meet with little difficulty.

Lombardei auf Kosten Piemonts handelte. Wovon Thugut den Engländern aber durchaus keine Mitteilung machte, war der an Alvinczy ergangene Befehl, wenn er die päpstlichen Legationen Ferrara und Bologna den Franzosen entrissen hätte, sie dann nicht den päpstlichen Behörden zurückzugeben, sondern sie unter eigener militärischer Verwaltung zu behalten [1]). Er sah, scheint es, schon damals diese Provinzen als Bonapartes Kriegsbeute und damit für die Gegner Frankreichs als herrenloses Gut an, eine etwas zweifelhafte Anwendung des antiken Kriegsrechtes in dem Augenblicke, in welchem man mit dem früheren Eigentümer über neues Waffenbündnis und Erklärung des Religionskrieges gegen die Franzosen verhandelte. Um die Tragweite des Planes vollständig zu übersehen, muß man sich auch hier an den Petersburger Vertrag von 1795 erinnern: wenn Oesterreich Mantua befreite und die Legationen einnahm, so war Venetien ringsum von kaiserlichen Besitzungen umschlossen und damit für die endliche Erwerbung dieses Landes, wie man sie in Petersburg verabredet hatte, die möglichst feste Sicherheit gegeben. Für das Ohr der englischen Regierung waren diese Dinge freilich noch nicht geeignet: bei Sir Morton blieb Thuguts letztes Wort: man muß erst sehen, wie weit unsere Siege reichen werden.

In formeller Beziehung behielt sich also Thugut für die englische Unterhandlung völlig freie Hand vor, und von einer ausdrücklichen kaiserlichen Vollmacht für Malmesbury wollte er nicht reden hören. Nichtsdestoweniger hatte Sir Morton Eden allen Grund, die Ausbeute seiner Gespräche nicht für gering zu schätzen. Während Thugut zu Anfang des Jahres jede Aeußerung über die Zwecke seiner Kriegspolitik abgelehnt hatte, war jetzt für England aller Zweifel über die Wünsche seines Bundesgenossen beseitigt. Man wußte, was Malmesbury in Paris zu fordern und zu bieten

[1]) Vivenot, Thugut u. s. w. S. 511 ff. Daß es sich dabei um mehr als die bequemere Verpflegung der Armee handelte, zeigt daneben der Befehl, in Modena die Beamten des Herzogs zuzulassen.

hatte, um auch ohne förmliche Vollmacht der Zustimmung Oesterreichs sicher zu sein. Eine stattliche Erwerbung in Italien und die Einverleibung Bayerns auf der deutschen Seite, dafür Verzicht auf Belgien, und, wenn nötig, Abtretung eines ansehnlichen Teiles des linken Rheinufers an Frankreich: falls Malmesbury auf dieses Programm zum Abschluß käme, so würde Thugut keine Einwendung mehr erheben.

Kaum aber hatte Eden in diesem Sinne seinen Brief nach London niedergeschrieben, so empfing er von dort fernere Weisung, die zum Teil sein Auftreten verstärkte, schließlich aber auf Thugut den schlimmsten Eindruck machen mußte. Lord Grenville beauftragte ihn nämlich mit der Erklärung, daß England die Teilnahme seines Verbündeten an der Pariser Unterhandlung auf das dringendste begehre und bei fortgesetzter Weigerung auf den Abschluß seines Sonderfriedens bedacht sein müsse [1]). Was Oesterreichs Interessen angehe, so wünsche England in erster Linie die Rückgabe Belgiens an Oesterreich, in welchem Falle man mit der Vergrößerung des Landes durch Nordbrabant und Lüttich ganz einverstanden sei. Bestehe jedoch der Kaiser auf seinem Widerwillen gegen Belgien, so gebe England seine Zustimmung auch zu der Erwerbung Bayerns. Nur müsse in diesem Falle England darauf bestehen, daß Belgien dann in die Hände einer Macht gelange, welche es wirksam gegen Frankreich beschützen könne: man wisse aber keine Macht in Europa, welche dieses besser vermöchte als Preußen. „Bei der Nennung dieses Namens", schrieb Lord Grenville, „höre ich schon den Widerspruch und die Eifersucht Oesterreichs: aber ich hoffe, daß man in Wien begreifen wird, wie Preußen in eine Vergrößerung Oesterreichs auf deutschem Boden nur bei entsprechendem eigenem Gewinne einwilligen, wie überhaupt Europa nicht zur Ruhe kommen wird, ehe die Wünsche Preußens wenigstens bis zu einem gewissen Grade befriedigt sind."

---

[1]) Depesche vom 7. November.

Etwas Widerwärtigeres als diese Wendung hätte nun Thugut in der weiten Welt nicht entgegentreten können. Ihm, der seit Jahren die Hinderung preußischen Gedeihens als den herrschenden Gesichtspunkt seiner Politik betrachtet hatte, dem Preußen als die Summe von Bosheit und Verächtlichkeit, dem die französische Revolution im Vergleiche mit den Hohenzollern beinahe harmlos erschien, ihm wurde jetzt zugemutet, Belgien zu einer preußischen Provinz selbst machen zu helfen. Mit unwilligem Erstaunen stieß er den Gedanken von sich. Kurz zuvor hatte ihm ein geheimer französischer Agent wieder einmal Bayern angeboten, wenn er Belgien den Franzosen überlasse: er hatte ihn zur Zeit zurückgewiesen; aber wir dürfen sagen, daß er hundertmal lieber dem Feinde des Reichs als dem selbständig gewordenen Reichsstande Belgien gegönnt hätte. „Womit soll," rief er Eden zu, „wenn Belgien preußisch wird, der Kurfürst von Bayern entschädigt werden?" Als Eden auf die Möglichkeit hinwies, einige Bistümer zu diesem Zwecke zu säkularisieren, entgegnete Thugut, daß der Kaiser fest entschlossen sei, dergleichen nimmermehr zuzulassen; er habe als Reichsoberhaupt jeden bei seinem Rechte zu schützen, er könne als Beherrscher Oesterreichs keine Vergrößerung Preußens dulden, er sei sicher, in dieser Frage Rußlands Unterstützung zu finden[1]). Es war sicher nicht strenge Kirchlichkeit, der er hier Ausdruck gab; soeben hatte er ja für Oesterreich die Hand nach dem Bistum Lüttich und den päpstlichen Legationen ausgestreckt. Vielmehr war es der Entschluß, im Notfall auf jeden deutschen Gewinn für Oesterreich zu verzichten, damit für Preußen hierdurch jeder Vorwand zu ähnlicher Vergrößerung abgeschnitten werde, dafür aber um so eifriger die künftige Machtstellung Oesterreichs auf italienischem Boden zu suchen. Doch wie hierüber auch die Zukunft entscheiden möchte, mit England war er schon

---

[1]) Eden an Grenville, 26. November. Thugut an Cobenzl, 25. November.

jetzt in seinem Innern fertig. Daß bei dessen Ministern nichts als treulose und selbstsüchtige Gesinnung zu finden sei, davon war er ganz und gar durchdrungen. Sie hatten ihn im Frühling abgehalten, den Hauptteil der kaiserlichen Heeresmacht nach Italien zu senden; sie hatten dann dieses Land durch die eigenmächtige Abberufung ihrer Flotte schwer gefährdet [1]); sie bereiteten durch Malmesbury offen ihren Abfall von der gemeinen Sache vor: und zu dem allen hatten sie jetzt sogar die Stirne, zwei Millionen ehemals kaiserlicher Unterthanen für Preußen zu begehren!

Um das Maß des Unmutes zu füllen, kam in den letzten Novemberwochen die Nachricht nach Wien, daß Alvinczy von General Bonaparte zurückgeschlagen und damit die Befreiung Mantuas aufs neue hinausgeschoben sei. Es war um so härter, je lebhafter Thuguts Entwürfe sich gerade an diesen Kriegsschauplatz geheftet hatten. In seiner Bedrängnis wandte er sich noch einmal an den so oft angerufenen Schirm und Hort, an die große nordische Kaiserin. Nicht, als wäre er selbst mit Rußland innerlich zufriedener gewesen, als mit England — Rußlands langsame Unentschlossenheit, sagte er damals, hat uns fast ebensoviel geschadet, wie die französischen Waffen und die preußische Hinterlist — aber es war das letzte Mittel. „Englands Egoismus", schrieb er den 30. November an Cobenzl [2]), „ist empörend, seine eigenmächtige Willkür in den wichtigsten Dingen wird unerträglich. Offenbar thut es jetzt alles, um möglichst bald zum Frieden mit Frankreich zu gelangen. Es ist unmöglich, daß der Kaiser bei solcher Unsicherheit seinen erschöpften Landen weitere Opfer ohne bestimmte Garantien zumute. Die vereinigten Kaiserhöfe müssen zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit England schreiten

[1]) Ende Oktober widerrief das englische Ministerium auf Betreiben Nelsons und des bisherigen Statthalters von Korsika, Sir Gilbert Elliot, den Befehl, kam aber bereits Mitte November auf die ursprüngliche Anordnung zurück.

[2]) Ich wiederhole die sehr umfangreiche Depesche in abgekürzter Form.

und dieses zu erneutem Verzicht auf einseitigen Frieden, zur Zurückziehung jeder uns unwillkommenen Friedensbedingung nötigen. Der Kaiser hat bei seinen kolossalen Anstrengungen ein Recht nicht bloß auf Herstellung oder Entschädigung, sondern auch auf angemessene Vergrößerung; er muß ferner begehren, daß Preußen außer der Rückgabe seiner linksrheinischen Besitzungen keinen weiteren Gewinn bei dem Frieden macht, denn ein jeder Gewinn auf dieser Seite wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Koalition und ein verhängnisvoller Schlag für Oesterreich. Sollte sich der leider nur zu wahrscheinliche Abfall Englands vollziehen, so muß der Kaiser der Entfaltung der russischen Gesamtmacht für seine Unterstützung sicher sein; sonst würde ihm seine Weisheit nicht gestatten, ein Opfer der englischen Unredlichkeit zu werden und allein den Kampf mit dem übermächtigen Feinde fortzusetzen." In weiteren Ausführungen machte Thugut dann dem Zorne über das Luft, was er Englands Vorliebe für Preußen nannte. Dadurch werde ein rasches Vorgehen der Kaiserhöfe dringend nötig; es sei Zeit, entscheidende Beschlüsse zu fassen; wenn Rußland fernere Zögerungen noch für angemessen halten sollte, für Oesterreich seien sie jetzt unmöglich geworden. Cobenzl wurde demnach angewiesen, ungesäumt zu einer Erörterung der künftigen Friedensbedingungen zu schreiten, der Erwerbungen des Kaisers in Italien und anderwärts. Bayern, bemerkte Thugut, wäre für Belgiens Verlust gerade ein knapper Ersatz; fiele Belgien gar an Preußen, so würde uns für dessen Wachstum eine neue Entschädigung gebühren, und wo wäre eine solche außerhalb Italiens zu finden? Vor allem aber, schloß er diese Weisungen, drängt auf den sofortigen Vormarsch der russischen Armee.

Die ganze Haltung des Briefes zeigt, daß die Aussicht des Schreibenden auf volle und rasche Erfüllung seiner Forderungen nicht groß war. Unmittelbar nachher sollte er erfahren, daß auch die kleinste Hoffnung eitel gewesen wäre. Als Thugut die dringenden Worte absandte, wußte er noch nicht, daß die Herrscherin, auf die sie berechnet waren,

nicht mehr existierte[1]). Katharina II. hatte ihre lange Regierung in plötzlichem Tode beschlossen.

Soweit Cobenzls Berichte erkennen lassen, war es ihr dieses Mal Ernst mit der Sendung des Hülfscorps gewesen. Die Truppenteile, 64 000 Mann stark, waren bezeichnet, Suworow zum ersten, Derfelden zum zweiten Befehlshaber ernannt. Die Verpflegung sollte nach Thuguts Vorschlag [2]) im Deutschen Reiche auf Kosten der Kreise erfolgen und durch Requisition eingetrieben werden; Rußland hätte allerdings statt dessen eine Barzahlung, 25 000 Pfund Sterling monatlich, vorgezogen; im übrigen war man mit England einig über eine monatliche Subsidie von 100 000 Pfund und eine vorausgehende Zahlung von 300 000 Pfund für die erste Ausrüstung. Katharina war damals 67 Jahre alt, körperlich durch übermäßige Beleibtheit und Anschwellung der Beine etwas belästigt, geistig aber so frisch wie jemals und erfüllt von weitgreifendem Ehrgeiz. Als Cobenzl sie einmal ersuchte, durch ihre Gesandten die deutschen Reichsstände zu rüstiger Kriegführung anzutreiben, sagte sie: ich könnte dort viel mehr ausrichten, wenn ihr mich als Garanten der deutschen Reichsverfassung ausdrücklich anerkennen wolltet — worauf ihr dann Cobenzl eilig ausweichend antwortete: 60 000 Mann am Rheine und 200 000 Mann an der preußischen Grenze werden kräftiger wirken als alle Garantieverträge [3]). Wie auf beherrschenden Einfluß in Deutschland, blickte Katharina damals auch macht- und geldbegierig in den fernsten Orient: sie hatte 30 000 Mann unter Valerian Subow, dem Bruder ihres letzten Günstlings, gegen Persien geschickt, hoffte in zwei Feldzügen das

---

[1]) Die Briefe zwischen Petersburg und Wien brauchten damals vierzehn Tage und mehr zu ihrer Beförderung.

[2]) An Cobenzl, 3. Oktober. Deutschland, schreibt er, sei noch reich an Ressourcen; es gelte hier, das Reich auch gegen seinen Willen zu retten und auf die Selbstsucht kleiner Stände keine Rücksicht zu nehmen.

[3]) Cobenzl, 4. November. Miliutin, Krieg von 1799, I, 301, ist also im Irrtum, wenn er glaubt, Oesterreich habe einen solchen Garantieanspruch anerkannt.

ganze Reich bis zum Persischen Meerbusen zu erobern und dann auf der einen Seite die Türkei im Rücken zu fassen, auf der andern sich des gesammten ostindischen Handels zu bemeistern[1]). Den einzigen Kummer hatte ihr in der letzten Zeit der junge König von Schweden, Gustav IV., gemacht, der, wie wir bemerkten, durch finanzielles Bedürfnis eine Zeitlang zu einem Bunde mit Frankreich geneigt, neuerlich sich der Politik seiner mächtigen Nachbarin angenähert hatte. Anfangs verlief sich alles auf das beste; Katharina, eifrig bemüht, den alten Einfluß in Schweden wieder zu gewinnen, veranlaßte im August 1796 den König zu einem Besuche in Petersburg; hier entstand zu höchster Genugthuung Katharinas eine lebhafte Neigung zwischen ihrer schönen Enkelin Alexandra und Gustav, und bald war der Beschluß gefaßt, durch dieses Familienband die beiden Staaten aufs neue zu verknüpfen. Auf den 21. September war die feierliche Verlobung anberaumt und zu der festgesetzten Abendstunde eine glänzende Gesellschaft in den Räumen des Palastes versammelt. In diesem Augenblicke eilte der Minister Markow zu dem Könige, um ihm den Heiratsvertrag zur Unterschrift vorzulegen: indem jedoch Gustav denselben überflog, fand er darin die früher niemals erwähnte Klausel, daß Alexandra als Königin von Schweden Katholikin bleiben solle. Er erklärte sogleich, daß dies unmöglich sei, und war doppelt entrüstet über das Verfahren, wodurch man seinen Entschluß mit einem Handstreich hatte übertölpeln wollen. Er blieb fest trotz aller Vorstellungen: drüben wartete die geschmückte Braut, aber der Bräutigam erschien nicht. Die Gesellschaft trennte sich nach mehrstündigem Warten in höchster Verwirrung; Alexandra erreichte mit Mühe ihr Zimmer, wo sie sogleich in schwere Krankheit verfiel, und Gustav reiste unmittelbar nachher von Petersburg ab. Ein so unerhört ärgerliches Ende nach so vielverheißendem Beginne erregte bei Katharina einen solchen Zorn, daß sie einen schlagflußartigen Anfall von Schwindel empfand.

---

[1]) (Masson) mémoires secrètes etc. Vol II.

Indessen stellte sich der gewohnte Zustand bald wieder her; noch am 16. November begann sie den Tag in Heiterkeit und Geschäftigkeit, nahm die Vorträge mehrerer Beamten entgegen und beschied den letzten derselben, im Vorzimmer auf ihre Entschließung zu warten. Aber sie ließ nichts weiter vernehmen; endlich trat der Kammerdiener besorgt in ihr Gemach und fand sie bewußtlos auf der Erde ausgestreckt. Da ihr Bett in einem wenig luftigen Alkoven stand, legte man sie mitten im Zimmer auf eine Matratze, versuchte alle ärztlichen Mittel, bewirkte aber keinen Erfolg. Indessen erfüllte sich das Schloß und die Stadt mit Unruhe und Aufregung; die Minister eilten herbei; Kuriere flogen hinüber nach Gatschina, um den Thronfolger Paul zu rufen, welcher dann gegen Abend mit seiner Gemahlin anlangte. Er war nicht unfreundlich gegen die Umgebung der Mutter, aber in großer Ruhe neben dem Lager der Sterbenden, stets mit den Vorbereitungen für die nächsten Tage beschäftigt. Sein persönliches Verhältnis zu der Kaiserin war seit lange ein sehr trübes gewesen; sie hatte ihn geradezu gehaßt, gedrückt, von Einfluß und Geschäften ferngehalten; noch in den letzten Wochen war das Gerücht gegangen, daß sie die Krone mit Uebergehung Pauls dessen ältestem Sohne Alexander zugedacht habe. Katharina lebte noch die Nacht und den folgenden Tag hindurch, ohne jedoch Sprache oder Bewußtsein wieder zu gewinnen. Nach schwerem Todeskampf starb sie abends 10 Uhr am 17. November.

Paul war vom ersten Augenblicke an entschlossen, ein anderes politisches System als seine Mutter zu befolgen. „Sie hat," sagte er, „stets nach Eroberungen getrachtet; ich will meine Völker glücklich machen." Der eigentlich leitende Minister der letzten Zeit, Markow, wurde seines Amtes entlassen; ein gleiches Schicksal hatte Fürst Subow und dessen Bruder Valerian, dessen Divisionsgenerale den Befehl zum sofortigen Rückmarsch in die Heimat ohne Benachrichtigung ihres Vorgesetzten erhielten. Cobenzl erkundigte sich bei dem neuen Minister, Fürsten Kurakin, wann das Hülfscorps aufbrechen würde, empfing die schönsten

Worte, dabei aber auch die Mitteilung, daß der Kaiser die Armee infolge der unordentlichen Verwaltung seiner Mutter für schwer zerrüttet und zum Felddienst augenblicklich nicht brauchbar halte. In den ersten Tagen des Dezember kam die entsprechende offizielle Erklärung, zugleich mit der Aeußerung des Kaisers, daß er nichts einzuwenden habe, wenn Oesterreich die französische Republik anerkenne, und daß er mit der Erwerbung Bayerns durch seinen hohen Verbündeten völlig einverstanden sei. Mit einem Worte, Krieg zu führen sei er zur Zeit nicht im stande, übrigens aber wünsche er lebhaft, alle bisherigen Beziehungen zu Oesterreich unverändert beizubehalten. In gleicher Weise wurde der englische Gesandte beschieden. Noch einmal war es vorbei mit einem thätigen Eingreifen Rußlands in den Revolutionskrieg. Das Fundament, auf welches seit dem Beginne seines Ministeriums Thugut die gesamte Politik Oesterreichs zu stützen gesucht hatte, die thätige Freundschaft Rußlands, war zertrümmert; die Hoffnung, aus Rußlands Händen Serbien, Bosnien und Venetien zu erlangen, war in das völlig Unbestimmte vertagt, und für den französischen Krieg sah man sich, ohne jeden sonstigen Rückhalt, auf die nach Thuguts Meinung längst gebrochene Bundestreue Englands angewiesen.

Achtes Kapitel.

Arcole und Rivoli.

Thugut fanden wir am 6. November bereit, zur Erlangung des Friedens Belgien und Rheinland aufzugeben, wenn der Kaiser dafür in Bayern und vor allem in Italien reichliche Entschädigung erhielte. Die Meinung des französischen Direktoriums aber war um diese Zeit eine ganz ähnliche. Es wollte dem Kaiser solche Entschädigungen bewilligen, wenn Frankreich Belgien und einen erheblichen Teil des Rheinlandes empfinge. Hätten also damals Carnot

und Thugut allein und frei miteinander zu verhandeln gehabt, so würden sie vielleicht über ein Mehr und Minder der Einzelheiten gestritten, über jene Grundlinien des Friedens aber sich schnell verständigt haben.

Allein beide hatten noch mit anderen Mächten zu rechnen, deren Einwirkung eine solche Annäherung einstweilen in unbestimmte Ferne hinausschob. Oesterreich, über die Ansichten des Direktoriums ungewiß, wagte sich nicht von England offen abzulösen, und England, sonst zu großen Opfern bereit, war unerbittlich gerade über den einen Hauptpunkt, die Ueberlassung Belgiens an Frankreich. Was aber die andere wesentliche Frage betraf, die Entschädigung Oesterreichs in Italien, so mußte das hier bereitwillige Direktorium die Erfahrung machen, daß eine stärkere Hand in seine Ansichten verbietend eingriff, nicht eine auswärtige Macht, sondern sein eigener Feldherr, der General Bonaparte.

Wir haben dessen Entwürfe für die Zukunft Italiens bereits kennen gelernt. Wie wir sahen, ging seine Absicht dahin, Oesterreich für immer aus Italien entfernt zu halten, zu diesem Zwecke die eroberten Landschaften als republikanische Staaten unter französischem Schutze zu konstituieren und das Direktorium zum öffentlichen Bekenntnis dieser Politik zu veranlassen. Seine neuen Triumphe von Bassano hoben ihn über die letzten Bedenken hinweg, die ihn bis dahin noch zurückgehalten hatten; zehn Tage nach dem Gefechte von S. Giorgio that er den ersten Schritt in dem neuen System, indem er den Ortsbehörden von Mailand und Bologna die Aufstellung bewaffneter Legionen zum heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland vorschlug. Die Zeit ist gekommen, schrieb er den Bolognesen, wo Italien sich mit Ehre unter den mächtigen Nationen zeigen wird; Mailand, Bologna, Modena, Ferrara, Reggio, vielleicht die Romagna werden eines Tages Europa in Erstaunen setzen; ich werde euere Bataillone lenken, und euer Glück wird zum Teil euer eigenes Werk sein. Modena, Reggio, die Romagna standen damals noch unter der Verwaltung ihrer alten Regierungen; was ihre Erwähnung in

diesem Zusammenhang bezeichnete, konnte für niemand zweifelhaft sein. In der That erhob sich eine Woche nachher die demokratische Partei in Reggio gegen ihre Behörden, und als die Regentschaft einen ähnlichen Versuch in Modena mit Waffengewalt niederschlug, erließ Bonaparte am 4. Oktober ein Manifest, worin er den Waffenstillstand wegen unvollständiger Entrichtung der verheißenen Zahlungen für gebrochen erklärte, das Volk von Modena unter seinen Schutz nahm und jeden Angreifer mit der Wucht der französischen Waffen bedrohte. Darauf kam denn rasch die Bildung einer lombardischen Legion in Mailand, einer italienischen in Bologna, jede über 3000 Mann stark, zu stande; die Landschaften Modenas und der Legationen sandten Abgeordnete nach Bologna zur Verabredung weiterer Organisationen; ich hoffe, schrieb Bonaparte dem Direktorium, daß diese Ereignisse einen durch ganz Italien wirkenden Anstoß geben werden.

In der That wurde erst von diesem Augenblicke an die Bildung einer französischen Partei in Italien möglich. Wohl hatte es in Piemont, Rom und Neapel schon früher zahlreiche Mißvergnügte, es hatte Anhänger der revolutionären Grundsätze gegeben. Immer aber waren sie nur eine Minderheit der gebildeten Klasse gewesen, während Bauern und Handwerker durch ihre Pfarrer und Mönche mit Angst und Grauen vor den jakobinischen Freveln erfüllt wurden: vollends aber seit den Plünderungen der französischen Armee erfüllte der bitterste Haß gegen die Eroberer neun Zehntel des italienischen Volkes. Die Berichte der französischen Agenten waren darüber einstimmig, aus Genua und Livorno, aus Mailand und Venedig; selbst in Bologna wandte trotz alles Widerwillens gegen die päpstliche Mißregierung die große Mehrheit der Einwohner den fremden Befreiern den Rücken. Die kleine Zahl der französisch Gesinnten durfte sich gar nicht zu zeigen wagen, solange sie bei ihren Bestrebungen nicht öffentlich unter Bonapartes mächtigem Schutz stand. Jetzt begann sie keck als Organ des souveränen italienischen Volkes aufzutreten; seit Bonapartes Manifest war sie sicher, daß die ihr feindliche Mehrheit keinen Wider-

spruch gegen ihre angemaßte Befugnis wagen würde. In diesem Sinne konnte Bonaparte bald nachher dem Direktorium melden, daß fortan in Italien die demokratische Begeisterung ein Gegengewicht gegen den päpstlichen Fanatismus bilden würde.

Er wußte nun sehr wohl, daß er mit diesen Maßregeln ganz entschieden den Wünschen seiner Regierung entgegentrat, die, wie wir sahen, mit Italien keine andern Zwecke hatte als finanzielle Ausnutzung während des Krieges und diplomatische Verwertung beim Frieden als Entschädigungs- und Tauschobjekt. Bonaparte, längst gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, handelte um so entschiedener nach seinem Sinne, je unzufriedener er damals mit dem ganzen politischen System des Direktoriums war. Unaufhörlich betonte er ihm den leitenden Gesichtspunkt, daß man vor der Einnahme Mantuas alle Kraft zur Bekämpfung der österreichischen Heere nötig habe; folglich gelte es, bis zu dieser höchsten Entscheidung sich in Italien keine sonstigen Feinde zu machen, mit Neapel zum Frieden, mit Sardinien zu einem Bündnis zu kommen, Genua und Venedig für den Augenblick zu schonen, den Papst durch behutsame Unterhandlung hinzuhalten, vor allem aber die ganze Reihe dieser Fragen stets in einem einzigen großen Zusammenhange zu behandeln, d. h. ihm und ihm allein nebst der Führung des Krieges auch die Leitung der Unterhandlungen zu übertragen. Solange ihr nicht, schrieb er, eueren General zum Mittelpunkte aller Geschäfte in Italien macht, so lange werden hier euere Angelegenheiten stets verdorben werden. Aber für alle diese Gesichtspunkte fand er geraume Zeit so wenig Empfänglichkeit, daß er Anfang Oktober sogar wieder einmal zu dem großen Mittel des Abschiedsgesuches griff. „Ihr wißt," sagte er, „daß mich kein persönlicher Ehrgeiz bestimmt; meine Gesundheit ist so zerrüttet, daß ich kaum noch ein Pferd besteigen kann; ich wünsche dringend, daß ihr mir einen Nachfolger gebt."

Das Direktorium hatte ihm allerdings hinreichenden Grund zum Verdrusse geliefert. Den Frieden mit Neapel

verschleppte es, wie wir wissen, Monate hindurch, bis es endlich am 10. Oktober Bonaparte von der Gefahr befreite, das nächste österreichische Entsatzheer durch 30 000 Neapolitaner unterstützt zu sehen. Die Friedensunterhandlung mit dem Papste war zuerst in Paris begonnen, die von dem Direktorium gestellten Forderungen aber von dem Kardinalskollegium als völlig unzulässig abgelehnt worden. In Rom schwankte die Regierung zwischen Furcht und Zorn; Klerus und Volk waren wütend gegen die Franzosen, dieses über die Wegführung der Gemälde und Statuen, jener über die ihm angesonnenen Geldbeiträge zu der französischen Kontribution. Verschiedene Marienbilder in den römischen Klöstern begannen bei dieser Stimmung die Augen zu verdrehen; es gab großen Zulauf und Volksjubel; die Mönche veranstalteten Andachten und Missionen zur Steigerung des Hasses gegen die republikanischen Kirchenschänder[1]). Unter solchen Umständen beauftragte das Direktorium seine Kommissare Garreau und Salicetti, nochmals eine Friedensberatung unter spanischer Vermittelung in Florenz zu eröffnen, zu welchem Zwecke der neue Staatssekretär, Kardinal Busca, dann einen Monsignore Galeppi hinübersandte. Dessen Berichte aber lauteten vollends trostlos. Salicetti legte einen Friedensvertrag in einundzwanzig Artikeln, dazu acht geheime Artikel, einen Handelsvertrag und einen Vertrag über die Konsulargerichtsbarkeit vor, verbat jeden Aenderungsvorschlag und forderte die unbedingte Annahme des Ganzen binnen sechs Tagen, bei Strafe sofortiger Kriegserklärung. Hiernach sollte der Papst jedem Bündnis mit einer anderen Macht entsagen, den französischen Truppen jederzeit Durchmarsch durch den Kirchenstaat gewähren, Avignon, Benevent und Pontecorvo der Republik abtreten, bis zum allgemeinen Frieden Bologna und Ferrara den Franzosen überlassen und in Ancona und Civitavecchia französische Garnison aufnehmen. Er sollte ferner alle politischen Gefangenen freigeben, den in Rom wohnenden Franzosen Kultusfreiheit

[1]) Depeschen des Grafen Strasoldo an Thugut, Juli und August.

gestatten und sie unter die Gerichtsbarkeit ihres Gesandten stellen. Endlich sollte er in seiner Kapelle keine Kastraten mehr haben, die Inquisition aufheben, alle Bullen und Breven, die er gegen die revolutionären Kirchengesetze erlassen, vollständig zurücknehmen und den französischen Priestern, die infolgedessen Frankreich verlassen möchten, in Rom eine Zufluchtsstätte und Unterhalt gewähren. Es war vergebens, daß Galeppi gegen so ausschweifende, Kirchliches und Weltliches vermischende Forderungen den Schutz des spanischen Vermittlers anrief; Azara zuckte die Achseln; in Rom wollte man wissen, daß Spanien selbst dem Infanten von Parma einige römische Provinzen zuzuwenden wünsche, und wenigstens darüber ließ bald nachher der Friedensfürst der Kurie keinen Zweifel, daß König Karl, gerade nach seiner Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche, im wohlverstandenen kirchlichen Interesse dem Papste dringend zu vollständigem Verzicht auf den weltlichen Besitz raten müsse[1]). Der König von Neapel gab allerdings eine unbestimmte Hoffnung auf militärische Unterstützung bei einem neuen französischen Angriff: einstweilen aber nahm er seinerseits Benevent und Pontecorvo, um diese Orte möglichst sicher vor republikanischer Feindseligkeit zu schützen, in militärischen Gewahrsam.

So von allen Seiten gehetzt und bedroht, kam man in Rom zu dem resignierten Mute, welchen die Gewißheit des Verderbens geben kann. Man brach die Florentiner Unterhandlungen ab; man setzte die Bezahlung der versprochenen Kontributionen aus; man hielt die noch nicht abgesandten Kunstwerke zurück. Wir werden nicht den Krieg erklären, sagte Kardinal Busca, aber wir werden uns zur Wehre setzen. Er erließ ein Rundschreiben an alle Behörden, beim Einrücken der Franzosen Sturm zu läuten, alles Volk zu bewaffnen, Vieh und Getreide hinwegzuflüchten. Der Gesandte in Wien, Monsignore Albani, eröffnete dem kaiserlichen Ministerium, daß der Papst seine einzige Hoffnung auf Oesterreich setze und zu jeder Unterstützung der kaiserlichen

[1]) Note vom 31. Oktober.

Armeen bereit sei. Thugut antwortete, daß General Alvinczy auf das emsigste einen dritten Entsatzversuch vorbereite, und hatte frohe Hoffnung auf einen guten Erfolg: daß für diesen Fall Alvinczy angewiesen sei, die päpstlichen Legationen nicht den päpstlichen Behörden zurückzugeben, sondern unter eigener militärischer Verwaltung zu behalten, davon machte er begreiflicherweise dem Prälaten noch keine Mitteilung.

Die Folgen dieser neuen Verwickelung machten sich dem General Bonaparte auf der Stelle fühlbar. Das Ausbleiben der päpstlichen Gelder war sehr empfindlich für die Kriegskasse, und so elend die päpstlichen Truppen waren, so wenig gleichgültig war Bonaparte gegen die Aufregung des Volkes, welche, durch den Einfluß der Geistlichkeit angefacht, auf hundert Punkten zu Tage trat. Hauptsächlich dieser Umstand, wie wir sahen, bestimmte sein entschiedenes Hervortreten zu Gunsten der kleinen französischen Partei, mit dem er zunächst sich persönlich für die Abwehr jeder Herstellung der alten Regierungen verpflichtete. Zugleich that er auf eigene Hand dem Papste einen versöhnlichen Schritt entgegen, indem er den früheren Vizelegaten von Ferrara, Kardinal Mattei, den er wegen heftiger Predigten gegen die Franzosen eine Weile in Haft gehalten, zunächst nach Ferrara entließ und dann nach Rom sandte, mit freundlichen Zusicherungen, daß er lieber der Retter als der Zerstörer des Papsttums zu sein wünsche und nur bitte, ihm nicht durch hastige Feindseligkeit ein solches Streben unmöglich zu machen. Dem Direktorium aber entwickelte er mit größtem Nachdrucke, daß, wer den Zweck begehre, auch die Mittel wollen müsse. Sein Heer sei durch Gefechte, Krankheiten und Strapazen zur Zeit auf 27 000 streitbare Soldaten geschmolzen; er bedürfe im besten Falle 10 000 Mann Verstärkung, um Alvinczy zu widerstehen; sodann aber sei es erforderlich, daß er in seinem Rücken Ruhe habe, daß man ihm die Verhandlung mit dem Papste überlasse und ihm Vollmacht gebe, mit Sardinien einen Bündnisvertrag auf die Bahn zu bringen. Im entgegengesetzten Falle würden 20 000 Mann Verstärkung und mehr

schlechthin unerläßlich zur Behauptung der Lombardei und zur Einnahme Mantuas werden.

Das Direktorium wehrte sich lange gegen diese Erörterungen. Nach den Berichten der Irländer wünschte es Krieg gegen England, nach den Siegen des Erzherzogs ersehnte es Separatfrieden mit Oesterreich. So hatte es gar keine Neigung, sich nach Bonapartes Wunsch mit den italienischen Demokraten unwiderruflich zu verstricken. Auf die Depesche des 2. Oktober, worin der General diese Politik zuerst ernstlich empfahl, antwortete es am 11. einfach ablehnend. „Gewiß, hieß es dort [1]), ist es besser, solange unsere Truppen in Italien stehen, daß die Bevölkerung uns geneigt, als daß sie uns feindselig ist. Aber wenn wir die Lombarden zur Freiheit aufriefen, wenn wir die Verpflichtung übernähmen, ihre Interessen von den unseren niemals zu trennen, so würden wir ohne Zweifel höchst unpolitisch handeln und den Frieden, welchen Frankreich und seine Regierung herbeiwünscht, in hohem Grade erschweren. Vergessen wir nicht, daß man für unsere Eroberungen auf dem linken Rheinufer von uns Entschädigungen gerade in Italien fordern wird; unser Mißgeschick im deutschen Feldzug kann nicht anders als unsere Neigung, Italien dem Despotismus zu entreißen, erheblich abkühlen. Was von der Lombardei, gilt auch von Bologna und Ferrara, von Reggio und Modena, sowie von allen Kleinstaaten Italiens. Wir müssen unsere Vorsicht verdoppeln, um nicht durch einen unbesonnenen Schritt die großen Interessen der Republik zu schädigen. Es ist in der Ordnung, daß ihr den Herzog von Modena zur Zahlung der rückständigen Summen anhaltet, aber man muß sich hüten, seine bisherigen Unterthanen gegen ihn zu bewaffnen; wir müssen vorher größere Klarheit an unserem politischen Horizonte haben und können erst beim allgemeinen Frieden Italiens Schicksal sicherstellen." Wäre diese Depesche durch irgend einen Zufall Ende Oktober in Thuguts statt in Bonapartes Hände gefallen: wie nahe

[1]) Correspondance inédite II, 106.

hätten sich dann die beiden Regierungen dem vollen Einverständnis befunden. Aber allerdings, als das Direktorium sie abschickte, wußte es noch nicht, daß schon seit mehreren Tagen Modena im Aufstand war, daß Bonaparte über alle jene Entschädigungsobjekte nach eigenmächtigem Sinne verfügt hatte. Als das Direktorium es nachträglich erfuhr, was wollte es machen? Am Rheine gingen die Erfolge des Erzherzogs weiter; Moreau wich über den Strom zurück, wie es Jourdan einige Wochen früher gethan; Hoche war durch die gegen Irland beschlossene Unternehmung völlig in Anspruch genommen; aus Tirol und aus Friaul wurden die Nachrichten über Alvinczys wachsende Verstärkung immer bedrohlicher. Unter solchen Verhältnissen mußte Bonapartes Abschiedsgesuch den Direktoren wie ein bitterer Hohn erscheinen; der General war ihnen unentbehrlicher als je; sie erwähnten das Gesuch in ihren Antwortschreiben nicht mit einer Silbe. Statt dessen thaten sie auch jetzt, was sie schon mehrmals gethan hatten: sie nahmen die Thatsachen hin, wie sie Bonaparte ihnen zu geben für gut befand. Sie blieben bei ihrer Ansicht, aber sie ließen sich einstweilen die Republikanisierung der Lombardei und der Legationen gefallen, gaben dem General wiederholte Vollmacht, mit Venedig je nach den Umständen zu verfahren, und übertrugen ihm, wie er es begehrt hatte, die weitere Verhandlung mit dem Papste und mit Sardinien. So war aufs neue die thatsächliche Unabhängigkeit Bonapartes von der Regierung anerkannt und das Schicksal von ganz Italien und hiermit, bei der damaligen Lage der Interessen, die Entscheidung über Krieg und Frieden in seine Hand gelegt.

Während diese Erörterungen das Selbstgefühl des französischen Feldherrn nicht wenig steigerten, war die österreichische Regierung, angefeuert durch die deutschen Erfolge, unermüdlich bestrebt, ihre italienischen Streitkräfte wieder auf achtunggebietenden Fuß zu bringen [1]). Kroatien und

[1]) Ueber die österreichischen Operationen vergl. österr. militärische Zeitschrift 1828, Heft 5 und 9, 1829, Heft 2, Vivenot, Thugut &c. S. 518 ff. Rüstow 287 ff.

die Militärgrenze lieferten durch eine große Aushebung nahe an 20 000 Mann [1]), weitere Verstärkungen wurden aus dem endlich ganz gesicherten Galizien herangezogen; im Laufe des Oktober wuchsen die Trümmer von Bassano in Friaul unter Quosdanowitsch von 4000 auf 28 700, die Division Davidowitsch in Tirol von 13 000 auf 18 400 Mann an, während zur Landesverteidigung von Tirol und Vorarlberg nahe an 7000 freiwillige Schützen aufgeboten wurden. Den Oberbefehl über alle diese Abteilungen führte seit dem 26. September der Feldzeugmeister Baron Alvinczy, ein bejahrter, schlichter, nicht gerade hochbegabter, aber fester und thätiger Mann; die Leitung des Generalstabs war aufs neue dem Obersten Weirother übertragen worden. Zu geistreichen Erfindungen und strategischen Zauberstücken war hier allerdings der Ort nicht; nachdem die letzten Niederlagen den beiden Heerteilen ihre damalige Stellung einmal angewiesen hatten, lautete ihre Aufgabe mit unabänderlicher Einfachheit für jeden derselben auf nachdrücklichen Vormarsch, für Davidowitsch die Etsch hinab nach Süden auf Verona, für Alvinczy aus Friaul nach Westen, über die Brenta und hoffentlich über die Etsch; es galt für beide, den Feind zu schlagen, wo man ihn fände, und sich mit dem Schwerte den Weg zur Vereinigung, sei es hinter Verona oder vor Mantua, zu bahnen. In Mantua litt die zahlreiche, aber eng blockierte Garnison durch Mangel und Krankheiten wachsende Not; seit dem 2. Oktober erhielten die Soldaten Pferdefleisch; mehr als die Hälfte der Mannschaft lag in den Spitälern, wo die Sterbefälle täglich nach Hunderten zählten, so daß bis Ende Oktober die Stärke des streitbaren Standes auf 13 000 Mann gesunken war. Nach der Beschaffenheit des sumpfigen Bodens rings um die Stadt, wo nur auf wenigen großen Straßen ein Truppenkörper sich bewegen konnte, mithin deren Schließung die Blockade vollständig machte, war Bonaparte im stande, mit 9000 Mann Wurmsers überlegene Heeresmasse von der

[1]) 15 Bataillone zu 1200 bis 1300 Mann.

Außenwelt abzusperren. Immer aber war die Existenz dieser starken Garnison im Rücken der französischen Armee für deren Sicherheit eine weitere, sehr erhebliche Gefahr.

Bonaparte hatte, um sich zwischen den drei ihn bedrohenden Widersachern zu behaupten, Anfang November etwas über 41 000 Mann [1]), mithin, nach Abzug des Blockadecorps, zur Bekämpfung des Entsatzheeres kaum 32 000 Mann verfügbar. Davon war zur Abwehr des feindlichen Tiroler Corps die Division Vaubois, etwas über 10 000 Mann, in und vor Trient aufgestellt, und Masséna mit 9500 Mann als Vorhut gegen Alvinczy nach Bassano an der Brenta vorgeschoben: zur Unterstützung aber, je nach Bedürfnis des einen oder des anderen, stand Augereau, 8300 Mann, und eine Reserve von 4300 Mann in Verona und Umgegend. Die Oesterreicher hatten also wieder wie Ende Juli eine höchst beträchtliche Ueberzahl: nochmals kam für Bonaparte alles darauf an, ob die getrennten Heerteile derselben ihm gestatten würden, sie nacheinander mit vereinigter Kraft einzeln zu schlagen. Erheblich günstiger als das Verhältnis der Kopfzahl war übrigens auf französischer Seite die Qualität der Truppe. Wohl hatte auch sie in den bisherigen Kämpfen einen starken Abgang kriegsgeübter Mannschaft gehabt, und besonders unter den höheren Offizieren waren viele der Tüchtigsten durch Wunden oder Krankheit damals nicht dienstfähig. Aber im ganzen war es doch stets die Armee von Lodi, Castiglione, Bassano, streitlustig, unermüdlich, gewohnt an Kampf und Strapazen und vor allen Dingen erfüllt mit blindem Vertrauen auf ihren Führer und mit tiefer Verachtung des so oft besiegten Gegners, so daß Bonaparte ganz ihre Stimmung aussprach, als er in einem stolzen Tagesbefehle Alvinczys Heer als einen Haufen von Flüchtlingen und den letzten Rekruten des Reiches bezeichnete. Der Ausdruck war stark übertrieben, aber leider nicht unbegründet. Die Hauptmasse von Alvinczys Heerteil bildeten, wie wir bemerkten, 20 000

[1]) Die Etats bei Jomini IX, 158.

Kroaten, größtenteils frisch ausgehobene Mannschaften, diensteifrig und rauflustig, wie man es wünschen mochte, aber ganz und gar ohne militärische Schule und völlig unerfahren im Kriege. Es kam dazu, daß sie kaum die Hälfte der etatsmäßigen Offiziere besaßen, ja, daß es Bataillone gab, deren Befehlshaber der einzige Offizier seiner Truppe war. Ebenso unvollständig war das Material ihrer Ausrüstung und Bewaffnung, ihres Proviant- und Medizinalwesens; von einer solchen Truppe konnte man immerhin einen feurigen Ansturm, gewiß aber bei irgend welcher Widerwärtigkeit kein festes Ausharren erwarten. Daß im allgemeinen das österreichische Offiziercorps damals nicht geeignet war, solche Mängel der Mannschaft durch eigene Ausdauer und Hingebung zu ersetzen, haben wir schon früher angeführt: die verdrossene Abneigung gegen diesen, wie man sagte, unnützen und heillosen Krieg war natürlich durch die Tage von Roveredo und Bassano nicht vermindert worden.

Die Feindseligkeiten begannen am 2. November in Tirol, da Bonaparte dem General Vaubois Befehl gegeben hatte, dem Angriff der Oesterreicher durch ein keckes Vorbrechen über Lavis zuvorzukommen. Vaubois war jedoch viel zu schwach, hier einen großen Erfolg zu erzielen; eine seiner Brigaden trug einen kleinen Vorteil bei S. Michele davon, an den übrigen Punkten aber hielten sich die Oesterreicher, bis Davidowitsch mit seiner Hauptmasse herankam und nun die Franzosen zurück mußten und vor der feindlichen Uebermacht in die Stellung von Caliano wichen. Hier verteidigte sich Vaubois am 6. November mit großer Standhaftigkeit: in seiner westlichen Flanke aber drang General Ocskai unwiderstehlich auf dem rechten Etschufer vor, und als er hier am 7. unter scharfen Gefechten die Ufer des Gardasees erreichte, mußte Vaubois, in Seite und Rücken bedroht, Caliano räumen und neue Deckung weiter rückwärts bei La Corona und Rivoli suchen. Er hatte erheblichen Verlust erlitten und fühlte sich wenig sicher, bei einem kräftigen Vorgehen des Gegners demselben die Straße nach Verona sperren zu können. Auch Bonaparte war betroffen; er

sandte den General Masséna, der im Juli und September diese Gegenden gründlich kennen gelernt, hinüber, um alle nötigen und möglichen Vorkehrungen treffen zu lassen. Masséna kam dann zurück mit leidlicher Auskunft: das Erfreulichste dabei war für Bonaparte, daß Davidowitsch fürs erste nicht zu weiterem Angriff schritt, sondern sehr behutsam auf weitere Nachricht von dem Friauler Heerteil unter Alvinczys eigener Führung wartete.

Dieser hatte denn am 1. November die Piave überschritten und sich gegen die Brenta und Bassano in Marsch gesetzt. Massénas Vortruppen wichen vor dem Andrang zurück; die Oesterreicher besetzten Bassano und Citadella; Bonaparte, damals noch nicht ernstlich wegen Vaubois beunruhigt, sandte darauf Augereau zur Unterstützung Massénas vor und ließ am 6. die Oesterreicher auf allen Punkten ihrer Aufstellung mit großem Nachdrucke angreifen. Es gelang beiden Divisionen, den feindlichen Vortrab zurückzudrängen; weiter aber kam man nicht; Masséna vermochte das Hauptcorps der feindlichen Rechten, unter Quosdanowitsch, nicht zu werfen, Augereau, nicht einmal zum Gefechte mit der Masse des österreichischen linken Flügels unter Provera zu gelangen. Da also die Kaiserlichen dieses Mal nicht durch den ersten Stoß über den Haufen geworfen worden, so beschloß Bonaparte, seine Truppen ohne Zögern wieder in die zentrale Stellung von Verona zurückzunehmen; wer konnte wissen, wie bald dort ihre Anwesenheit gegen das Tiroler Corps erforderlich sein könnte? Auch hier war der Verlust nicht unbeträchtlich gewesen, Masséna allein hatte 1200 Tote und Verwundete[1]), und wenn sein Gegner 1600 eingebüßt hatte, so war dies bei dem allgemeinen Mißverhältnis der Kräfte ein wenig ausreichender Trost.

Auch war das Selbstgefühl der Oesterreicher groß, als sie am 7. morgens an keiner der so hart umstrittenen Stellen noch eine Spur vom Feinde entdeckten. Der Führer ihres Vortrabs, General Prinz Hohenzollern, drängte den ab-

---

[1]) Mémoires de Masséna II, 226.

ziehenden Kolonnen gegen Verona nach und stellte am 10. bei Alvinczy den Antrag, einen Handstreich auf den wichtigen Ort zu versuchen. Seine Patrouillen beunruhigten die Vorstädte Veronas in solcher Nähe, daß Bonaparte ihm eine scharfe Zurechtweisung zudachte und am 12. die Divisionen Masséna und Augereau zu einem zweiten Angriff in Bewegung setzte. Vor ihrer Uebermacht wich Hohenzollern eilfertig in die feste Bergstellung von Caldiero zurück, wo er, durch die Brigade Sticker auf 8000 Mann verstärkt, den Kampf annahm, die mehr als doppelte Masse der Gegner unter blutigem Ringen bis zum Nachmittage in Schach hielt und es dadurch Alvinczy möglich machte, weitere Divisionen heranzubringen und die Franzosen mit einem Verluste von wahrscheinlich 3000 Mann[1]) zum Rückzug nach Verona zu nötigen.

Bonapartes Lage begann bedenklich zu werden. Gegen die beiden Widersacher hatten seine Divisionen bisher rühmlich, aber unglücklich gekämpft. Zwar mit langsamen Schritten, aber wie es schien mit unhemmbarer Wucht rückte die Gefahr von beiden Seiten näher. Die Stimmung der Truppen wurde um so unsicherer, je größer vorher bei ihnen die Verachtung des Feindes gewesen. Bonaparte berichtete dem Direktorium die bisherigen Vorfälle, bereitete es auf die Möglichkeit weiterer Verluste vor, sprach aber zugleich die Absicht aus, noch einen letzten Versuch zur Rettung zu wagen. Ein gewöhnlicher Fachoffizier an seiner Stelle würde damals, nach der Zahl und der Stellung der beiderseitigen Heerteile, höchst wahrscheinlich die Partie verloren gegeben und das Heer, solange es noch Zeit war, hinter die Adda zurückgeführt haben: General Bonaparte aber verstand es, noch andere Faktoren als Mannschaftszahlen und geographische Punkte in Rechnung zu bringen. Mit seinem unvergleichlichen Scharfblick durchschaute er den Charakter des Gegners

[1]) Masséna hatte 900 Tote und Verwundete, 800 Gefangene und 2 Geschütze eingebüßt. Viel geringer kann Augereaus Verlust nicht gewesen sein. Die Oesterreicher hatten 900 Tote und Verwundete, 300 waren gefangen worden.

und damit seine bevorstehenden Entschlüsse. Alvinczy hatte von Caldiero den weichenden Feind ohne einen Versuch der Verfolgung abziehen und ungeschädigt Verona erreichen lassen; die Truppen, hieß es, waren zu müde, der Schneesturm abscheulich, die Wege bodenlos. Davidowitsch ließ seit Caliano eine volle Woche in schlaffer Unthätigkeit vergehen, streute seine Abteilungen so weit auseinander, wie die durch See und Gebirg begrenzte Landschaft es irgend erlaubte, und schob dann den von Alvinczy dringend geforderten Angriff auf Rivoli weiter hinaus, um vorher die verzettelten Streitkräfte wieder zu sammeln. In Mantua endlich hielt sich Wurmser mit seinen 13 000 Mann vollkommen ruhig und ließ das Blockadecorps so ungestört, als wenn kein Alvinczy in der weiten Welt existierte. Auf allen Seiten wartete der eine auf den andern; sie hatten alle Tugenden eines guten Soldaten, nur nicht die entscheidende Kraft des Feldherrn, den vorandrängenden Schwung, welcher die Quelle der schöpferischen Entschlüsse ist. Bonaparte fand, daß er bei solchen Widersachern noch Zeit und Mittel zu einer kühnen Wendung habe. Ohne Zweifel war für ihn Alvinczys Heerteil zur Zeit der gefährlichste. Mit den bisher verwandten Mitteln hatte er ihm nicht beizukommen vermocht; woher aber weitere Verstärkung gewinnen? Bonaparte beschloß, sowohl von dem Blockadecorps als aus Vaubois' Division je 3000 Mann an sich heranzuziehen, so daß Vaubois, der mit 10 000 Mann gegen Davidowitsch zu schwach gewesen, jetzt nur noch 6000 in Rivoli behielt und das Blockadecorps, im Angesichte Wurmsers und seiner 13 000, gar nur auf 5000 vermindert wurde, nach der einfachen Erwägung, daß 5000 ganz so ausreichend waren, wie die doppelte Zahl, wenn die Oesterreicher nach ihrer Langsamkeit überhaupt nicht angriffen oder doch erst nach Alvinczys Niederlage dort in Bewegung kämen. Auf diese Art erheblich verstärkt, wollte Bonaparte den Hauptgegner nicht wie bisher in seiner starken Front angreifen, sondern gegen Flanke und Rücken desselben operieren, in der sicheren Hoffnung, den wackeren, aber etwas

unbehülflichen Mann durch einen so überraschenden Streich vollständig außer Fassung zu setzen.

Zu diesem Behufe wurde dem zuverlässigen Kilmaine mit 3000 Mann die Behütung Veronas anvertraut; mehr bedurfte es nicht, da für den Augenblick Alvinczy das ganze französische Heer in der Stadt wußte, also gewiß keinen ernstlichen Angriff auf dieselbe wagte. Die übrigen Truppen, etwas über 20 000 Mann, ließ Bonaparte abends am 14. November antreten, über die Etschbrücken auf das westliche Ufer des Flusses zurückgehen und durch das Dunkel der Nacht ungefähr drei Meilen stromabwärts marschieren. Die Stimmung der Soldaten war schwer gedrückt; sie glaubten nichts anderes, als daß der definitive Rückzug beginne und Mantua und Italien aufgegeben sei. Plötzlich aber wurde in Ronco Halt gemacht; eine Pontonbrücke war über den Strom geworfen, und unter freudiger Wiederbelebung der Kampflust schwenkte die Kolonne wieder ostwärts ein, um noch einmal auf dem linken Ufer die Entscheidung der Waffen zu suchen.

Eine halbe Stunde unterhalb Ronco mündet in die Etsch unter spitzem Winkel ein von den lessinischen Bergen herunterkommender Gießbach, der Alpone, welcher hier im letzten Abschnitt seines Laufes im flachen Tieflande gemächlich dahinfließt und, durch zahlreiche Gräben zum Reisbau benutzt, den Boden weithin in bodenlosen Sumpf verwandelt. Eine Strecke von mehreren Stunden, in verschiedenen Richtungen, sowohl gegen Caldiero nordwestlich als nach S. Bonifacio im Nordosten, ist hier nur auf schmalen und hohen Dämmen zurückzulegen, ehe man bei den genannten Ortschaften wieder auf festes Erdreich gelangt. Bei Caldiero stand das österreichische Heer, bei S. Bonifacio dessen Geschützpark und Proviantkolonne; Bonaparte, welcher auf völlige Ueberraschung des Gegners rechnete, dachte Masséna auf dem westlichen Damme in den Rücken von Caldiero zu senden und Augereau auf dem östlichen über den feindlichen Troß in S. Bonifacio fallen zu lassen. Gelang die Bewegung, so war Alvinczy, seines Parks, seiner Verpflegung

und seiner Rückzugslinie beraubt, in offenbar gefährdeter Stellung, während den Franzosen auch im ungünstigsten Falle ein kleiner Posten am Eingang der Dämme die sichere Zuflucht in das unzugängliche Sumpfland deckte. Die Hauptsache, die Ueberraschung des Gegners, war bis dahin trefflich gelungen. Alvinczy hatte für den 16. November seinerseits den Uebergang über die Etsch (bei Zevio, halbwegs zwischen Verona und Ronco) beabsichtigt, so daß auch dieses Mal wieder die Franzosen dem österreichischen Feldherrn um vierundzwanzig Stunden zuvorkamen; die Ufer des Flusses von Zevio abwärts sollte Oberst Brigido mit drei Bataillonen beobachten; der Marsch der Franzosen aber war so rasch und still erfolgt, daß Brigidos Posten nichts davon bemerkt hatten, am Morgen des 15. November vor dem Andrang des Feindes auf beiden Dämmen zurückwichen und erst am Ende derselben sich in zwei kleinen Dörfern, Porcile im Westen und Arcole im Osten, festsetzten, von wo sie dann eilige Bitten um Unterstützung an ihre Befehlshaber abgehen ließen. Augereau, dessen Division die Spitze des Marsches gehabt und demnach zuerst die Etschbrücke passierte, folgte den flüchtenden Kroaten eifrig nach Arcole, in der sicheren Hoffnung, mit ihnen zugleich in das Dorf einzudringen und dann ohne weitere Schwierigkeit nach S. Bonifacio zu gelangen. Aber es sollte anders kommen und das elende Dorf die blutige Stätte eines dreitägigen Ringens von beispielloser Hartnäckigkeit werden.

Oberst Brigido machte, was er an der Etsch durch Unachtsamkeit versäumt hatte, durch rasche Entschlossenheit in Arcole wieder gut. Das Dorf liegt am linken Ufer des Alpone und steht mit der Dammstraße, auf welcher Augereau jetzt herankam, nur durch eine schmale Holzbrücke in Verbindung. Brigido ließ vor deren Mündung seine beiden Geschütze auffahren und das Ufer und die nächsten Häuser mit dichten Schützenschwärmen erfüllen. Dazu kam, daß parallel mit Augereaus Straße auch auf dem linken Ufer des Baches ein zweiter, etwas höherer Damm zur Etsch, nach Albaredo, hinabführte; auch diesen besetzte Brigido

mit seinen Kroaten, die hinter der Böschung des Dammes eine völlig gedeckte Stellung fanden und aus dieser auf einer mehrere tausend Schritte langen Strecke die anrückende französische Kolonne mörderisch beschossen. Was half unter diesen Verhältnissen den Franzosen ihre Uebermacht? Sie liefen auf dem schmalen Damm in langgestreckter Reihe vorwärts, empfingen das tödliche Feuer von allen Seiten, erlitten wehrlos argen Verlust und stürzten in wilder Unordnung seitwärts auf die Böschung des Dammes oder zurück auf die folgenden Bataillone. Es war vergebens, daß ihre Generale sich an die Spitze der Kolonne setzten; einer nach dem anderen, Bon, Lannes, Verne, kam verwundet zurück. Augereau selbst ergriff eine Fahne und pflanzte sie mitten im Kugelregen auf der Brücke auf; er blieb wie durch ein Wunder unverletzt, aber auch er war nicht im stande, die Soldaten hindurchzureißen.

Unterdessen hatte Bonaparte die Division Masséna gegen Porcile in Marsch gesetzt und eilte dann, von der Stockung bei Arcole benachrichtigt, persönlich an die gefährdete Stelle. Sofort gab er der noch bei Ronco stehenden Brigade Guyeux den Befehl, die Etsch hinab bis Albaredo zu ziehen, dort über den Strom zu setzen und dann, am linken Ufer des Alpone vordringend, Arcole in der Flanke zu nehmen. Indessen mußten mehrere Stunden vergehen, ehe diese Umfassung wirksam wurde, und in jeder Stunde konnte die Nachricht einlaufen, daß Alvinczy das schwach besetzte Verona oder Davidowitsch das ebenso schwach verteidigte Rivoli genommen. Bonaparte ertrug diese Spannung nicht lange; sollte es denn schlechterdings unmöglich sein, auch vor Guyeuxs Ankunft hier durchzudringen? Er befahl noch einmal einen Angriff, und als die Soldaten wieder versagten, stürmte er selbst, eine Fahne in der Hand, seinen Generalstab hinter sich, auf die Brücke los. Aber auch er hatte kein besseres Schicksal als seine Vorgänger. Sein Adjutant Muiron fiel dicht neben ihm, drei andere Offiziere des Stabes wurden an seiner Seite verwundet, die Truppe hielt inne, und als jetzt die Oesterreicher ihrerseits zum

Angriffe schritten, flutete alles in tumultuarischer Verwirrung zurück. Bonaparte wurde von den Fliehenden mit fortgerissen, vom Damme hinab in den Sumpf gestürzt; die verfolgenden Oesterreicher waren nur noch fünfzig Schritte entfernt, als es Marmont und Ludwig Bonaparte gelang, den General aus dem Moraste herauszuheben und nach Ronco zurückzubringen. Die Dunkelheit des frühen Winterabends begann hereinzubrechen; obgleich Masséna bei Porcile einige feindliche Bataillone besiegt und übel zugerichtet hatte, blieb doch nichts übrig, als die Truppen sämtlich über die Etsch zurückzunehmen und sie in und um Ronco die Nacht zubringen zu lassen. Guyeux war darüber vergessen worden; er langte abends 7 Uhr vor Arcole an; eine seiner Halbbrigaden wurde von Brigido zurückgeschlagen und hitzig verfolgt; in diesem Augenblicke drang die zweite von einer anderen Seite in das fast leerstehende Dorf ein und ergriff davon ohne Schwierigkeit Besitz. Guyeux aber vermochte, so weit er spähte, keine Franzosen mehr zu entdecken, empfing keine Nachricht aus dem Hauptquartier und hielt es gegen Mitternacht geraten, ebenfalls wieder über die Etsch zurückzugehen. So besetzten die Oesterreicher den hart umstrittenen Ort am 16. morgens aufs neue; die Franzosen mußten die Blutarbeit ganz von vorne beginnen.

Bonapartes ursprünglicher Plan war vereitelt. Den Gegner zu überraschen, im Rücken zu fassen, in Verwirrung zu setzen, davon konnte keine Rede mehr sein. Was man hier noch erreichen wollte, mußte im direkten Kampfe, Mann gegen Mann, den Oesterreichern abgerungen werden, auf einem Boden, der, wie man eben durch schwere Opfer erfahren, zur Verteidigung in seltener Weise geeignet war. Indessen, man hatte einmal den Versuch an dieser Stelle begonnen; die Einleitung eines neuen Entwurfes hätte neuen Verlust an Zeit erfordert, während jede Stunde kostbar war, bei der Möglichkeit, in der nächstfolgenden Wurmser und Davidowitsch vorbrechen zu sehen: genug, Bonaparte entschloß sich, nicht vom Platze zu weichen, bis Arcole, koste es, was es wolle, genommen sei. Auch Alvinczys Er=

wägungen kamen zu einem ähnlichen Schlusse. Er hätte nach den Erfahrungen des 15. November Arcole und Porcile durch geringe Verstärkung in sicheren Verteidigungsstand setzen und dann mit seiner Hauptmasse Verona stürmen oder die Etsch bei Zevio überschreiten können: mit dem einen wie mit dem anderen würde er Bonapartes Verbindungen und Rückzugslinie schwer bedroht haben. Aber auch er sah von derartigen Evolutionen ab und beschloß, den unmittelbaren Kampf auf der Fronte des Gegners zu suchen. So blieb nur Hohenzollern mit 12 Bataillonen vor Verona stehen, Provera aber führte zwei Brigaden nach Porcile, Mitrowski zwei andere nach Arcole, um, von hier vordringend, alles, was sich von feindlichen Truppen diesseits der Etsch noch vorfände, über den Strom zurückzuwerfen. Dieser Entschluß des österreichischen Heerführers führte das weichende Glück zu den republikanischen Fahnen zurück. In der Enge jener Dammstraßen war unter allen Umständen die Verteidigung stärker als der Angriff. Das erfuhren die Oesterreicher, indem sie am 16. November aus ihren Dörfern heraus gegen die französische Stellung bei Ronco herandrangen, mit gleichem Schaden wie tags zuvor die Franzosen es empfunden hatten. Ihre beiden Kolonnen wurden mit schrecklichem Verluste zurückgeschlagen; allerdings, als dann die Franzosen heftig verfolgten, erlitten auch sie an der verhängnisvollen Brücke von Arcole ein gleich blutiges Mißlingen. In solchen Wechselfällen dauerte der Kampf, unter einem furchtbaren Verbrauche von Menschenleben und Menschenkraft, den ganzen Tag hindurch; jeder Angriff, gleichviel von welcher Seite, wurde zermalmt. Am Abend stand man genau an demselben Flecke wie beim Beginn des Tages, nachdem besonders schlimm die Franzosen bei Arcole, die Oesterreicher aber bei Porcile zugerichtet worden waren. Alvinczy hatte deshalb im Laufe des Nachmittags auch Hohenzollern aus seiner Stellung vor Verona nach Caldiero zurückgezogen, um nötigenfalls hier gegen Masséna als Reserve zu dienen, worauf dann General Kilmaine, jetzt wegen Veronas unbesorgt, mit raschem Entschlusse die

Hälfte seiner Garnison als höchst willkommene Verstärkung nach Ronco sandte.

Wenn auf solche Art das angestrengte Ringen des 16. das äußere Machtverhältnis der Gegner wenig geändert hatte, so war nach dem Schlusse des Tages die Stimmung der Truppen und der Führer in beiden Lagern höchst verschieden. Die kriegsharten Bataillone der Franzosen fanden in dem fortdauernden Kampfe ihre schwach gedämpfte Streitlust wieder; die ungeübten Neulinge und Rekruten Alvinczys fühlten ihre physische und moralische Kraft zur Neige gehen. Alvinczy selbst war von doppelter Sorge gedrückt; noch immer ließ Davidowitsch von Rivoli her nicht das mindeste vernehmen, und ohne Störung von dieser Seite her konnte also der Feind seine Stöße gegen Arcole wiederholen und die Rückzugslinie der Oesterreicher damit erheblich gefährden; Alvinczys Mut war noch nicht völlig gebrochen, aber die bisherige Hoffnung auf glänzendes Gelingen hatte bangen Zweifeln Platz gemacht. Bei Bonaparte dagegen gab es keinen andern Gedanken als den einen, zu kämpfen und zu siegen. Die Verhältnisse aber standen hier so, daß bei den sonst völlig gleichen Chancen die größere Willenskraft die Entscheidung des Erfolges in sich schloß.

Schon im Laufe des 16. November hatte Augereau den Oberbefehlshaber darauf hingewiesen, daß man nicht eher durchdringen würde, bis man gleichzeitig auf beiden Ufern des Alpone gegen Arcole vorgehe. Man hatte demnach während des Nachmittags verschiedene Versuche gemacht, eine Brücke über den Bach nicht weit von seiner Mündung zu schlagen, jedes Mal aber hatte Major Miloradowitsch, der mit zwei kaiserlichen Bataillonen das linke Ufer des Alpone bewachte, die Anstrengungen der französischen Ingenieure vereitelt. Während der Nacht aber gelang es Bonapartes persönlicher Einwirkung, den Brückenbau zu stande zu bringen, und nun entwickelte sich am Morgen der gedoppelte Angriff auf Arcole mit Aufwendung aller vorhandenen Kräfte. Ein Teil von Massénas Division wirkte zu der Bewegung auf dem rechten Ufer des Alpone mit,

um Augereau hier die über den Bach hinübergesandten Bataillone zu ersetzen. Lange Zeit aber schien auch diese Anstrengung vergeblich. Miloradowitsch, auf vier Bataillone verstärkt, setzte drüben seinen Bedrängern einen heldenmütigen Widerstand entgegen, und hüben schlug Augereau wohl einen Ausfall der Oesterreicher vernichtend zurück, für ihn selbst aber blieb die Brücke von Arcole nach wie vor unnahbar. Allmählich gewann indessen der Angriff auf dem linken Ufer Boden; immer näher drängten dort die französischen Streiter an das blutumströmte Dorf heran; immer höher stieg damit trotz neuer furchtbarer Einbußen ihre Zuversicht, und immer unsicherer begannen die in ihrer Flanke bedrohten Kroaten seitwärts und rückwärts zu blicken. Bonaparte, der für die Haltung seiner Gegner ein selten scharfes Auge hatte, beschloß gegen drei Uhr nachmittags den entscheidenden Streich zu führen. Masséna erhielt den Befehl, nur eine Halbbrigade als Deckung gegen Porcile stehen zu lassen und sonst alle seine Streitkräfte gegen Arcole heranzuführen; Augereau sollte seine Truppen jenseits des Alpone verstärken und mit höchster Energie zum letzten Angriff anspornen; endlich wurde ein Lieutenant Hercule mit 25 Reitern und allen Trompetern der Division befehligt, sich einen Weg in weitem Bogen um die Stellung des Majors Miloradowitsch herum zu suchen und dann, in dessen Rücken erscheinend, so großen Lärmen wie irgend möglich zu machen. Um dieselbe Zeit schrieb Mitrowski aus Arcole an den Feldzeugmeister, daß die steten Angriffe der feindlichen Uebermacht die Kräfte seiner Truppen erschöpft hätten und, wenn nicht auf dem rechten Flügel Provera von Caldiero aus eine starke Diversion gegen Porcile mache, Arcole nicht länger zu behaupten sei. Dieser Hülferuf aber hatte auf den bereits erschütterten Sinn Alvinczys eine weit andere Wirkung, als welche Mitrowski beabsichtigt hatte. Heute so wenig wie gestern hatte man irgend eine Nachricht von Davidowitsch und Wurmser; bei der wachsenden Bedrohung Arcoles sah Alvinczy vor allem die Gefahr, in welche der Rückzug seiner Armee geriet,

falls Bonaparte bei Arcole durchbrach: er befahl Provera, nicht auf Porcile vorzugehen, sondern sich rückwärts nach Villanova und S. Bonifacio zu wenden. So traf der letzte Ansturm der Franzosen überall auf halb entmutigte Gegner. Miloradowitsch, in seiner Fronte von Augereau schwer bedrängt, hörte von drüben den Donner des neuen Angriffs auf die Brücke von Arcole und vernahm dann plötzlich unmittelbar hinter sich das Geschmetter von Hercules Trompetern: er konnte nur vermuten, daß der Feind Arcole genommen und von dort eine große Reiterschar zu seiner Vernichtung ausgesandt habe. Er beeilte sich, aus der lange verteidigten Stellung ostwärts nach Cologna zu gehen und ließ damit Augereau den Weg nach Arcole offen. Mitrowski, jetzt von zwei Seiten her bedroht und von Alvinczy ohne Unterstützung gelassen, trat darauf seinerseits den Rückzug auf S. Bonifacio an, so daß die Franzosen gleichzeitig von Osten und Westen her ohne Widerstand in den Ort eindrangen, welcher drei Tage lang den Fortschritt ihrer siegreichen Waffen gehemmt, welcher ihnen 4500, den Gegnern 6200 Mann gekostet hatte. In lebhafter Verfolgung setzten sie darauf in der Abenddämmerung dem abziehenden Mitrowski nach und waren nahe daran, bei S. Bonifacio die Hauptstraße von Verona nach Bassano zu erreichen und damit der Division Provera den Rückzug abzuschneiden. Zur Verhütung dieser Gefahr setzte sich Alvinczy selbst an die Spitze der Brigade Schubirz und führte sie auf der letzten Strecke des Dammes den heranbrausenden Franzosen entgegen. Ein heftiger Zusammenstoß erfolgte; die Franzosen, in der wachsenden Dunkelheit unsicher geworden, hielten inne; ihre Gegner aber gerieten in die wildeste Verwirrung, drängten aufgelöst und fassungslos zurück und rissen ihren vergeblich mahnenden und drohenden Feldherrn in ihrem Fluchtgetümmel mit sich fort. Das Maß ihres Könnens war eben erschöpft. Haufenweise liefen sie auseinander, warfen die Gewehre weg, ließen sich ohne Kampf gefangen nehmen[1]).

---

[1]) Alvinczy an den Kaiser, 23. November. (Vivenot, Thugut 518.)

Alvinczy sah, daß weitere Versuche zu ihrer Ermutigung für den Augenblick vergeblich sein würden, und verfügte den weiteren Rückzug nach Montebello. Zum dritten Male war die Befreiung Mantuas gescheitert.

Der eigentlich Schuldige war dieses Mal ohne Zweifel General Davidowitsch gewesen. Zu dem so lange ersehnten Angriffe auf Rivoli gelangte er erst an dem 17. November, an welchem bei Arcole die unwiderrufliche Entscheidung fiel. Mit seiner fast doppelten Uebermacht schlug er jetzt den General Vaubois aus Rivoli mit einem Verluste von 1800 Mann hinaus. Auf diese Nachricht schöpfte Alvinczy noch einmal einigen Mut und ging wieder nach Westen, zunächst bis Caldiero, vor, um zu versuchen, ob das Vordringen Davidowitschs ihm doch noch den Uebergang über die Etsch eröffnen würde. Er fand nur schwache Beobachtungsposten des Feindes auf seinem Wege, aus dem einfachen Grunde, weil Bonaparte gleich nach der Einnahme Arcoles zuerst Augereau und dann auch den größten Teil der Division Masséna in schleunigem Marsche gegen Davidowitsch entsandt hatte, welcher darauf am 21. November, demselben Tage, an welchem Alvinczy in Caldiero einzog, von allen Seiten angegriffen und mit einem Verluste von beinahe 2000 Mann nach Tirol zurückgeworfen wurde. Damit sah denn auch Alvinczy die letzte Hoffnung zertrümmert und führte seine Truppen definitiv hinter die Brenta zurück, um sich erholen zu lassen, die Verluste durch frischen Nachschub zu ersetzen und vor allem die Zahl und die Zucht der Offiziere zu stärken. Wieder trat auf dem italienischen Kriegsschauplatze eine mehrwöchentliche Waffenruhe ein. Denn auch die Franzosen bedurften der Ruhe und Pflege; fast alle ihre Generale waren verwundet, eine Menge ihrer eifrigsten Offiziere getötet, die Soldaten stolz und selbstbewußt, aber im höchsten Grade ermattet. An eine weitere Verfolgung des so mühsam zurückgewiesenen Feindes war nicht zu denken. General Beaupoil schrieb damals an den Minister Delacroix: die Armee hat bewundernswerte Thaten gethan, aber wir können mit Pyrrhus sagen, daß noch ein

zweiter Sieg dieser Art uns zu Grunde richten würde. Bonaparte selbst klagte dem Direktorium, daß seine besten Leute in den Spitälern lägen und der Rest eine nur mittelmäßige Truppe sei.

Es ist begreiflich, daß ein Mann von Thuguts Bestrebungen und Charakter wegen eines solchen Mißlingens die Partie noch nicht verloren geben wollte. Allerdings war er nicht mehr gesonnen, aus Rücksicht auf die Verbündeten, die seinen Wünschen zuwider handelten, oder auf das Deutsche Reich, dessen Stände ihn verließen, den Krieg auch nur um einen Tag zu verlängern. Aber was er begehrte, war ein für Oesterreich günstiger Frieden, und darunter verstand er vor allem einen solchen, welcher stattliche Erwerbungen in Italien lieferte. Da war es denn klar an sich selbst, daß diese besser ausfallen mußten, wenn man in Italien Sieger, als wenn man dort besiegt war, und der Verlauf der letzten Kämpfe schien nicht danach angethan, jede Hoffnung auf einen schließlichen Erfolg zu vernichten. Wie wenig hatte bei Arcole an dem glänzendsten Siege gefehlt! Warum sollte dieses Wenige bei einem neuen, wohlvorbereiteten Versuche unerreichbar sein? Thugut erwirkte also bei dem Kaiser den Beschluß, Alvinczy mit Kriegsmaterial und Ersatzmannschaften nach allen Kräften zu verstärken und ihn zu möglichst baldiger Wiederaufnahme der Feindseligkeiten anzutreiben.

In Paris beurteilte das Direktorium die Erfolge von Arcole nicht wesentlich anders als sein österreichischer Gegner. Hätte es dieselben für einen zerschmetternden Sieg gehalten, so würde ihm nichts ferner gelegen haben als ein entgegenkommender Schritt gegen den Ueberwundenen, und gerade ein solcher wurde jetzt von ihm beschlossen. Immer war Alvinczy abgewehrt und Mantuas Entsatz vereitelt worden und damit ein gewisser Grund, bei Oesterreich jetzt eine vermehrte Gefügigkeit vorauszusetzen. Andererseits war Bonaparte in so augenfällige Gefahr geraten, daß das Direktorium sich nur immer mehr in seiner alten Ansicht befestigt hatte, die italienischen Eroberungen

seien völlig unsicher und ausschließlich als diplomatisches Material zur Erlangung Belgiens und Rheinlands zu verwerten. Gleich nach dem Beginne von Alvinczys Bewegungen waren sie bereits zu dem Entschlusse gekommen, in diesem Sinne, trotz Bonapartes Widerspruch, zu handeln und, unabhängig von der Unterhandlung Malmesburys, ein Separatabkommen mit Oesterreich zu versuchen. Ein außerordentlicher Gesandter der Republik sollte zunächst nach Bonapartes Hauptquartier abgehen, diesem die Wünsche des Direktoriums mitteilen und dann bei Alvinczy um Pässe zur Reise nach Wien nachsuchen. Die Wahl des Gesandten zeigte, daß vornehmlich Carnot für den Schritt gewirkt hatte; es war sein nächster Vertrauter, General Clarke, welchem das Direktorium am 14. und 16. November Vollmacht und Instruktion für diese Unterhandlung gab. Er sollte zunächst die Stimmung der italienischen Bevölkerung untersuchen, in der Lombardei, in den päpstlichen Legationen, in den venetianischen Provinzen; er sollte die Fragen studieren, ob sie ohne Schwierigkeiten die österreichische Herrschaft ertragen würden, ob sie reif zur republikanischen Freiheit seien, ob man bei den vielfachen Beschwerden gegen Venedig dessen Landstädte mit der lombardischen Republik vereinigen könnte. Dem Kaiser sollte Clarke sodann einen Waffenstillstand am Rhein und in Italien vorschlagen und hieran Eröffnungen zum Frieden knüpfen, auf der Grundlage wechselseitiger Entschädigungen. Ein solches System, bemerkte Delacroix, ist der mannigfaltigsten Anwendungen fähig. Man könnte dem Kaiser die Herausgabe seiner früheren italienischen Besitzungen und dazu in Deutschland Salzburg, Passau und die Oberpfalz anbieten, wofür Bayern am Rheine entschädigt würde. Oder der Kaiser erhielte statt Mailand die päpstlichen Legationen, der Großherzog von Toskana den Rest des Kirchenstaates, der Herzog von Parma Florenz. Oder umgekehrt, der Kaiser verzichtete auf Italien und erhielte außer Salzburg und Passau ganz Bayern, der Kurfürst von Bayern aber dafür den Kirchenstaat. Oder man bildete anderweitige Kombinationen, wie

sie sich Clarke an Ort und Stelle ganz von selbst darbieten würden. Daß unter all diesen Voraussetzungen Frankreich die belgischen Provinzen und einen erheblichen Teil der Rheinlande behalten würde, verstand sich von selbst. Bei solchen Ansichten, die noch dazu für alle Einzelheiten als völlig flüssig bezeichnet wurden, war das Direktorium, wie man sieht, von Thuguts Standpunkt nur durch eine geringfügige Verschiedenheit getrennt. Clarke durfte neben Salzburg und Passau die Lombardei oder die päpstlichen Legationen bieten: Thugut wäre im Notfall zufrieden gewesen, wenn er ohne Salzburg und Passau die päpstlichen Legationen und die Lombardei erhalten hätte. Ihm lag nichts an Belgien und Rheinland, dem Direktorium sehr wenig an den italienischen Fragen. Die Verständigung wäre also, wenn nur einmal die erste Anknüpfung gelang, ohne sachliche Schwierigkeit gewesen. Auch der Sieg von Arcole brachte in diesen Auffassungen des Direktoriums nicht die mindeste Aenderung hervor; im Gegenteil, Clarkes Sendung wurde eher dadurch noch beschleunigt, so daß er am 25. November aus Paris nach Italien abreiste.

Desto entschiedener blieb der Ton, welchen gleichzeitig das Direktorium gegen Malmesbury anschlug. Der unglückliche Unterhändler hatte müßige Tage, solange seine Regierung noch nicht mit Oesterreich zum Einvernehmen gelangt war, und darüber verging bei der Langsamkeit der damaligen Reiseverbindungen der größte Teil des November. Am 12. November erhielt er von Delacroix eine kurze Mahnung, ohne weiteren Aufschub die einzelnen Gegenstände namhaft zu machen, welche England zum gegenseitigen Austausch vorschlage. Er antwortete umgehend, daß er dazu erst befugt sei, nachdem das Direktorium das Prinzip des Austausches in der beantragten Weise anerkannt hätte; übrigens werde er Delacroix' Note seiner Regierung einsenden. Das Direktorium zeigte seine üble Laune, indem es darauf anfragte, ob Malmesbury bei jeder französischen Aeußerung einen Kurier zur Einholung näherer Weisungen nach London schicken müsse, worauf Malmesbury ebenso

bündig antwortete, er müsse jedesmal einen Kurier schicken, wenn er näherer Weisungen bedürftig sei. Am 22. sandte darauf Lord Grenville eine neue Erklärung, daß er lebhaft wünsche, auf die Erörterung der Einzelheiten einzutreten, sobald das Direktorium das vorgeschlagene Prinzip annehme; was denn zur Folge hatte, daß Delacroix noch einmal einen Versuch machte, den englischen Gesandten im voraus über Belgien auszufragen und, als Malmesbury stumm blieb, dann am 28. nach Englands Wunsch die Annahme des Prinzips aussprach, um so dringender aber auch die sofortige Mitteilung der englischen Spezialvorschläge forderte. Man war hiermit durch die vorläufigen Formalien hindurchgedrungen; man kam jetzt auf die wirklichen Streitpunkte, und schnell genug sollte sich hier die Unversöhnlichkeit der beiderseitigen Bestrebungen zeigen.

Lord Grenville hatte unterdessen Edens Berichte empfangen. Er war bereit, das mögliche zu thun, um Oesterreich eine piemontesische Provinz zu verschaffen; er erklärte sich höchlich einverstanden mit Thuguts Bereitwilligkeit, den Franzosen die Rheinlinie zu überlassen; Belgien wünschte er in erster Linie dem Kaiser zu erhalten und dann durch Nordbrabant zu vergrößern, wollte sich aber in zweiter auch zu der Genehmigung des bayrisch-belgischen Tausches verstehen und damit Bayern dem Kaiser zuwenden[1]). Auf diese Art fühlte er sich mit Thugut geeinigt und gab Malmesbury die entsprechende Weisung, dem Direktorium die Rückgabe aller eroberten Kolonien zu bieten, wenn es dafür seinerseits auf Belgien und Mailand verzichte. Für ihn war dies der wesentliche, ja beinahe der einzig erhebliche Punkt, daß Belgien nicht in französischen Händen bleibe: in dieser Beziehung sollte Malmesbury dem Direktorium jede Hoffnung auf englische Nachgiebigkeit benehmen[2]). Der Gesandte empfing diese Befehle am 15. Dezember und besprach ihren Inhalt am 17. mit Delacroix. Der Minister

[1]) Grenville an Eden 13. Dezember.
[2]) Grenville an Malmesbury 11. Dezember.

erklärte sofort, daß Belgien gemäß der Verfassung einen gesetzlichen Bestandteil Frankreichs bilde und weder das Direktorium noch die Räte, sondern nur die Urversammlungen der Nation zu seiner Abtretung befugt seien. Nachdem Malmesbury diese Verfassungstheorie, natürlich ohne Erfolg, bekämpft hatte — es ist, sagte ihm Delacroix, die Ansicht unserer besten Publizisten — kam die Rede auf eine etwaige Entschädigung des Kaisers, und Delacroix trug dieses Mal die uns bekannten Gedanken des Prinzen Heinrich von Preußen über die Säkularisation der geistlichen Kurfürstentümer und mehrerer Bistümer als den bequemsten Ausweg vor. Malmesbury wandte ein, daß dies eine gänzliche Umwälzung der deutschen Reichsverfassung in sich schließe, deutete aber an, daß, wenn man sich über Belgien einige, eine Vergrößerung Frankreichs auf der Rheinseite keine Schwierigkeit finden werde. Also über Belgien bleibt ihr fest? fragte endlich Delacroix, und auf Malmesburys nachdrücklich bejahende Antwort erklärte er die Unterhandlung für hoffnungslos. Am folgenden Tage empfing darauf der Gesandte die Aufforderung, binnen vierundzwanzig Stunden Englands Ultimatum einzureichen, und als er dann seinerseits beantragte, Frankreich möchte, wenn ihm Englands Vorschläge nicht gefielen, einen Gegenentwurf aufstellen, verfügte das Direktorium seine Abreise aus Paris binnen der nächsten zwei Tage.

Da der unheilbare Gegensatz der beiden Mächte in der belgischen Frage klar und bestimmt durch die Verhandlung zu Tage getreten war, so war die Grobheit, womit das Direktorium sein Verfahren würzte, ohne Zweifel ein politischer Mißgriff. Je mehr die französischen Machthaber der Ansicht waren, daß Pitt die Unterhandlung nur zur Gewinnung des Parlaments und der öffentlichen Meinung begonnen hätte, desto zweckwidriger für das französische Interesse mußte diese brutale Verletzung aller hergebrachten Formen erscheinen. Die einzige Erklärung dafür giebt der Umstand, daß vier Tage vorher, am 15. Dezember, General Hoche mit den Vorbereitungen zu der irischen Expedition

fertig geworden und mit 17 Linienschiffen, 13 Fregatten und etwa 20 000 Mann Landungstruppen in See gegangen war. Das Direktorium erwartete, in wenigen Wochen Englands Größe an der Wurzel zu treffen, und mochte meinen, jetzt aller sonst üblichen Rücksichten überhoben zu sein. In trauriger Weise charakteristisch für die Sinnesweise dieser Regierung war dabei der Umstand, daß sie zugleich auch einen Haufen von Vagabunden und Galeerensklaven unter dem Titel der schwarzen Legion militärisch organisiert und ihr die Bestimmung gegeben hatte, während Hoche in Irland die großen Schläge führte, durch die Plünderung und Verbrennung Bristols in England selbst Verwirrung und Angst zu verbreiten. Wolfe Tone, welcher die Bande vor ihrer Einschiffung sah, schrieb in sein Tagebuch: „Es ist eigentlich gräßlich, diese Menschen zur Vernichtung einer großen Handelsstadt loszulassen; aber es geht einmal nicht anders, und ich hasse alles, was den englischen Namen trägt."

Die Folgen eines solchen Verfahrens waren dieses Mal schon vorhanden, noch ehe Hoches Fahrzeuge die Anker gelichtet hatten. Seine geräuschvoll betriebene Rüstung, das Benehmen des Direktoriums gegen Malmesbury, die lauten Ankündigungen der englischen Niederlage in der französischen Regierungspresse hatten in der schweren Masse der englischen Bevölkerung das stolzeste Nationalgefühl entflammt. Als am 1. Dezember in Westminster das Parlament eröffnet wurde, konnte Pitt es unternehmen, für die Verteidigung des Vaterlandes ein Anlehen von 18 Millionen Pfund vorzuschlagen, auszugeben zum Kurse von 112 Prozent, rückzahlbar zu 100 zwei Jahre nach dem Friedensschluß, ein Anlehen, bei dem jeder Teilnehmer sich einem sicheren Verluste unterziehe, damit aber einen Beitrag zur Rettung des heimischen Bodens liefere. Die Unterzeichnung wurde am 5. Dezember, morgens zehn Uhr, eröffnet; schon in den vorausgehenden Tagen waren mehr als fünf Millionen Pfund angemeldet worden; noch vor halb zwölf war die ganze gewaltige Summe vergeben, und eine Menge überflüssiger Bewerber ging verdrießlich nach Hause. Mit einer

überwältigenden Mehrheit beschloß dann das Parlament neue Steuern zum Betrage von zwei Millionen Pfund, verfügte die Einreihung von 60000 Milizen in das Linienheer und die Bildung freiwilliger Reiterei in allen Grafschaften. In Irland standen an 30000 Mann Linientruppen; die loyalen Freiwilligen strömten in gleicher Anzahl zu ihren Bannern; im Norden und Süden der Insel waren die umfassendsten Vorkehrungen zur sofortigen Erdrückung jeder aufständischen Regung getroffen. Unter solchen Umständen wird man es eher ein Glück als ein Mißgeschick für Hoche nennen müssen, daß seine Flotte zwar der englischen nicht begegnete, aber durch Sturm und Nebel zerstreut wurde, so daß der Admiral mit dem größeren Teile der Kriegsschiffe den verabredeten Landungsplatz in Bantry-Bai erreichte, Hoche selbst an einen anderen, die Munitionskolonne an einen dritten Punkt verschlagen wurde. Man wartete einige Tage, dann kehrten, da auf dem Lande keine Spur von befreundeter Bewegung, wohl aber kriegerischer Alarm jeder Art sichtbar wurde, alle Parteien höchst niedergeschlagen nach Frankreich zurück.

Keinen besseren Erfolg als mit der Vernichtung des modernen Karthago hatte in denselben Wochen das Direktorium mit seinem österreichischen Separatfrieden.

Clarke, der Anfang Dezember in Mailand angelangt war, meldete am 6. dem Direktorium seine durchaus freundliche Aufnahme bei Bonaparte; zugleich aber erklärte dieser der Regierung die Unthunlichkeit und Schädlichkeit eines Waffenstillstandes, ehe Mantua gefallen sei. Dieser Zeitpunkt sei nahe bei der schweren Hungersnot der Garnison; dann würde man mit einiger Verstärkung der Armee den Papst in Rom, den Kaiser in Wien aufsuchen können; dann würde man in der Lage sein, die Bedingungen eines glorreichen Friedens zu diktieren. Solange Oesterreich aber Mantua besitze, würde es sich zu erheblichen Opfern nicht verstehen; während des Stillstandes würde eine ausgiebige Verproviantierung des Platzes auch für die Zukunft nicht zu hindern sein, nach dem Ablaufe des Stillstandes also

die französische Armee ihr schweres Werk ganz von vorne beginnen müssen. Immerhin wurde der erste Schritt gethan, welchen die Befehle des Direktoriums nötig machten; Bonaparte schrieb an Alvinczy, um Pässe für Clarke zur Verhandlung eines Waffenstillstandes zu erbitten, und Clarke legte einen Brief an den Kaiser bei, in welchem er seine Bevollmächtigung auch zur Erörterung eines vorläufigen Friedensvertrags ankündigte. Als diese Nachricht in Wien eintraf, zeigte sich, daß Thugut die Frage ganz in demselben Lichte wie Bonaparte betrachtete. Was den Stillstand betraf, so wollte er ihn nicht am Rheine, wo Oesterreich siegreich war, sondern nur in Italien, wo er durch denselben Mantuas Bedrängnis hätte erleichtern können. Ueberhaupt aber war er zu unterhandeln wenig geneigt, in dem Augenblick, wo er Alvinczy neu verstärkt und zu einem wiederholten Angriff ermuntert hatte. Wenn auch dieser abgewehrt würde, so wäre Oesterreichs Lage nicht viel ungünstiger als heute: sollte er aber gelingen, Mantua entsetzt und Bonaparte hinter den Mincio zurückgeworfen werden, so würde der Kaiser aus einem anderen Tone reden können. So empfing Clarke unter den wärmsten Beteuerungen humaner Friedensliebe die abschreckend kühle Antwort, daß man bedauere, ihn nach Wien nicht zulassen zu können, daß er den militärischen Teil seines Auftrags in einer Besprechung mit dem kaiserlichen Obersten Vincent zu Vicenza, den diplomatischen aber mit dem kaiserlichen Gesandten Gherardini in Turin verhandeln möge. Damit war das Schicksal der Unterhandlung deutlich ausgesprochen; die hier von Thugut bezeichneten Unterredungen fanden einige Wochen später statt, blieben aber vom ersten bis zum letzten Augenblick inhaltlos und ergebnislos. Bonaparte war, wie man sich denken kann, mit dieser Wendung höchlich einverstanden. Vor allen Dingen verdoppelte er in Paris sein Drängen um ansehnliche Verstärkung und machte jetzt den wichtigen Vorschlag, ihm außer den verheißenen 10 000 Mann aus der Vendée noch 20 000 Mann vom Rheinheere zu schicken, womit er dann im stande sein würde, gleich

nach dem Falle Mantuas einen Angriff auf Inneröſterreich zu eröffnen. Sodann that er noch im Dezember weitere Schritte zur Feſtſtellung ſeines italieniſchen Syſtems. Denſelben Landſchaften der Legationen und Modenas, welche ſeine Regierung ſoeben wieder in Clarkes Inſtruktionen für die vielleicht erforderliche Entſchädigung ſich zu freier Verfügung hatte vorbehalten wollen, geſtattete er jetzt die Berufung eines konſtituierenden Kongreſſes zu Reggio, deſſen Ergebnis die Vereinigung jener Provinzen zu einer neuen cispadaniſchen Republik war. Er hatte nichts einzuwenden, daß auch die Lombarden Abgeordnete zu dem Kongreſſe hinüberſandten; denn, ſagte er, die Kraft freier Völker beſteht in der Vereinigung. Während er aber auf ſolche Art die Ehre Frankreichs immer entſchiedener den Demokraten Mailands und Bolognas verpfändete, eröffnete er zugleich eine Reihe von Maßregeln, deren Schlußergebnis ihm die zum Frieden nötigen Entſchädigungsobjekte anderwärts zu liefern beſtimmt war: er begann damals, Ende Dezember, das Verhängnis Venedigs vorzubereiten. Wenn der Kaiſer Mailand und Mantua behielt, während ſeine Brüder in Florenz und Modena reſidierten, ſo war damit der herrſchende Einfluß über die ganze Halbinſel in Oeſterreichs Hand gelegt. Blieben dagegen in Bologna und Mantua die Franzoſen die Herren, ſo mochte Oeſterreich das venetianiſche Land bis zur Etſch dahinnehmen, ohne deshalb die geringſte Einwirkung auf den allgemeinen Zuſtand Italiens ausüben zu können. Denn die Kämpfe dieſes Sommers hatten genügend gezeigt, daß eine franzöſiſche Armee an der Etſchlinie die Halbinſel gegen Norden und Oſten hermetiſch abzuſchließen vermochte. Die Ueberlaſſung Venetiens an den Kaiſer, wenn eine derartige Abtretung überhaupt nicht vermieden werden konnte, war alſo im Vergleiche mit der Herſtellung Oeſterreichs in der Lombardei ein durchaus geringfügiges Opfer.

Ausgeſprochen hat es Bonaparte an keiner Stelle, daß er in dieſem Zeitpunkte den Plan zur Vernichtung Venedigs und zur Ueberlieferung desſelben an Oeſterreich gefaßt hat. Im Gegenteil, er hatte, wie wir noch ſehen werden, die

dringendsten Gründe, der Entwickelung den Schein zu geben, als erfolge sie ohne sein Zuthun, nach der inneren Notwendigkeit der Verhältnisse. Das Direktorium wollte keinen Krieg mit Venedig; die Volksstimme in Frankreich wollte überhaupt keinen neuen Krieg. Bonaparte war also genötigt, die äußere Schuld des Bruches, dessen er bedurfte, um Venetien dem Kaiser zu überliefern, auf das Opfer selbst hinüberzuwälzen. Zum Beginne der Verwickelung ließ sich vielleicht die Neigung des Direktoriums gebrauchen, die wir soeben erst in Clarkes Instruktionen bemerkten, Venedigs Landstädte zu demokratisieren. Das französische Volk aber würde hoffentlich den einmal begonnenen Krieg gegen Venedig sich gefallen lassen, wenn ihm daraus der ersehnte Frieden mit Oesterreich und Deutschland hervorginge. Wie gesagt, nicht aus Bonapartes Worten ist dieser Zusammenhang der Ereignisse zu entnehmen. Die Thatsachen aber, nicht die offiziell verkündeten, sondern die wirklich geschehenen, reden darüber, wie uns scheint, mit unverkennbarer Deutlichkeit.

Alvinczys Kroaten hatten im östlichen Venetien reichlich so schlimm gehaust wie Bonapartes Bataillone im westlichen. Zu allen Zeiten haben jene Truppen den schlimmsten Ruf als Einquartierung bei Freund und Feind gehabt; damals waren sie eilig zusammengerafft und doppelt zuchtlos bei mangelhafter Verpflegung und unzulänglicher Zahl der Offiziere. Die Signorie, aufgeschreckt durch den Jammerruf des mißhandelten Landes, that, was sie konnte, sandte ihre Beamten in das Lager und opferte von Staats wegen Geld und Lebensmittel in Masse, um die Barbaren möglichst zu beschwichtigen. Nach dem Kampfe erhoben sich gleiche Klagen im Westen, aus den französischen Quartieren in Bergamo, Brescia, Verona. Durch die Unordnung und Unredlichkeit der französischen Armeeverwaltung wurden die reichen Hülfsquellen Italiens fast ohne Frucht für die Truppen verschleudert[1]); die Soldaten, durch die Nöte der letzten Kämpfe

[1]) Bonapartes Briefe an das Direktorium aus dem Dezember sind angefüllt von derartigen Beschwerden.

ausgehungert und verwildert, erlaubten sich Ausschweifungen aller Art, und der Generalproveditore von Verona, Battagia, sandte darüber endlich eine bittere Beschwerdeschrift an Bonaparte, da er jeden Tag einen Ausbruch der auf das Höchste getriebenen Verzweiflung besorgen mußte. Die Antwort war ein Schreiben des Generals, worin er in heftig drohendem Tone jene Anklage als beleidigende Verleumdung zurückwies; er sehe in diesen gehässigen Märchen einen neuen Beweis von der feindseligen Gesinnung Venedigs gegen Frankreich, wie er eine solche bereits neuerlich in der liebevollen Verpflegung der österreichischen Streitkräfte wahrgenommen habe; die einzige Schuld liege an der selbstsüchtigen Regierung, die, auf ihren Lagunen eingeschlossen, sich um das Los ihrer armen Unterthanen in Bergamo und Brescia nicht kümmere. Einige Wochen nachher meldete er dem Direktorium, daß er bei der Vorliebe, mit welcher Venedig das Heer Alvinczys verpflegt habe, eine neue Vorsichtsmaßregel habe ergreifen müssen; er habe sich durch bewaffneten Handstreich in den Besitz des Schlosses von Bergamo gesetzt, welches die unter seinen Kanonen liegende Stadt beherrsche. Nur auf diese Art habe er die Verbindungslinie der Armee zwischen Etsch und Adda sichern können, da der Bezirk von Bergamo von allen venetianischen Provinzen die entschieden feindseligste Gesinnung gegen Frankreich zeige, die meisten Mordthaten gegen französische Soldaten aufweise, das Entweichen österreichischer Kriegsgefangener unaufhörlich begünstige. Es war ein erster Schritt unverhüllter Feindseligkeit. Venedig wagte außer fruchtlosen Klagen keinen Widerstand; für den Augenblick wurde die öffentliche Aufmerksamkeit von der kleinen Gewaltthat durch den Donner neuer großer Schlachten vollständig abgelenkt[1]).

Wurmsers Berichte aus Mantua waren mit jeder Woche dringender geworden. In einem Monat waren 2300 Mann

[1]) Ueber das Folgende sind vor allem zu vergleichen Massénas Memoiren, die österreichische militärische Zeitschrift 1832 und Rüstows gerade hier äußerst anschauliche Darstellung.

der Besatzung dem Elend erlegen, in den Hospitälern aber ihre Plätze sogleich durch eine stärkere Anzahl neuer Kranken ersetzt worden. Der Rest der Gesunden war durch Hunger und Wachen tief heruntergekommen und zu Gefechten und Ausfällen nicht mehr im stande. Vielleicht bis Mitte Januar, meldete Wurmser, würde er den Todeskampf noch verlängern können, im äußersten Falle bis Anfang Februar. So drängte die Regierung den General Alvinczy unablässig, zum letzten Versuche sich aufzumachen und den hartgeprüften Genossen die Erlösung zu bringen. Alvinczy ging nun mit schweren Sorgen an die Aufgabe heran. Am 9. Dezember meldete er, daß auf den Abhängen des Montebaldo der Schnee bereits vier Fuß tief liege und seine sämtlichen Generale einen glücklichen Erfolg für schlechthin unmöglich erklärt hätten. Drei Tage später schrieb er nochmals: „Ich nehme mir die Freiheit, zu bekennen, daß ich mir in diesem Augenblicke wenig Hoffnung zur Erreichung E. M. Allerhöchster Wünsche machen kann, und ich gründe es teils auf die mir von gesamten Generals unterlegten Aeußerungen, teils auf die eigene Ueberzeugung." Indessen er verhieß, trotz Alter, Gebrechlichkeit und Ermüdung, alles zu thun, was Menschen zu erzielen möglich sei. Er arbeitete darauf mit Weirother einen neuen Angriffsplan aus, nach welchem der Hauptstoß, welcher das letzte Mal von Osten her ohne Erfolg versucht worden war, jetzt von Norden her aus Tirol, die Brennerstraße abwärts, geführt werden sollte, durch 26 000 Mann unter Alvinczys eigener Führung. Vom Friauler Corps würde gleichzeitig Bayalitsch mit 6000 Mann gegen Verona demonstrieren und dadurch hoffentlich die ganze Division Masséna an diesem Punkte festhalten, während Provera mit 9000 Mann weiter stromabwärts, etwa bei Legnago, die Etsch überschritte und so schnell wie möglich nach Mantua zur Vereinigung mit Wurmser zöge. Da bei Alvinczys Vordringen die Hauptmasse der Franzosen voraussichtlich an die Tiroler Grenze eilte, konnte Proveras Zug vielleicht ohne große Hindernisse gelingen; mit Wurmser zusammen würde er dann nahe an 20 000 Mann stark sein,

zu denen im glücklichen Falle noch 6000 päpstliche Soldaten stoßen könnten, da Thugut im Angesicht des neuen Kampfes dem Papste Bundeshülfe versprochen und den General Colli zur besseren Einrichtung der römischen Streitkräfte in den Kirchenstaat hinübergeschickt hatte. Verkehrt war bei diesem Plane die Detachierung des Generals Bayalitsch, welche den streitenden Heeren 6000 Mann entzog und doch viel zu schwach war, bei Verona etwas Erhebliches auszurichten, vor allem bedenklich aber der Umstand, daß bei dem winterlichen Zustande der Gebirgswege das Hauptheer gerade vor den entscheidenden Stellungen von Corona und Rivoli auf die Mitwirkung der Reiterei und Geschütze nicht rechnen und das Fußvolk selbst nur langsam unter ermüdenden Beschwerden sich vorwärts arbeiten konnte.

Als die österreichischen Kolonnen, etwas besser gekleidet und verpflegt als vor zwei Monaten, immer aber mit Offizieren nur sehr dürftig versehen, sich in Bewegung setzten, war Bonaparte in Bologna, um dort die Bildung der cispadanischen Republik und ihrer Legionen zu beschleunigen und die Bewegungen der päpstlichen Truppen in der Nähe zu überwachen, nachdem Matteis Sendung ganz und gar ohne Ergebnis geblieben war. Er ließ jetzt außer 4000 Italienern noch etwa 1000 Franzosen zur Beobachtung der Schlüsselsoldaten zurück und eilte dann schleunigst auf den Schauplatz der großen Ereignisse. Er hatte aus Frankreich ungefähr 8000 Mann Verstärkung erhalten; mit dem Ende der heißen Jahreszeit besserte sich auch der Gesundheitszustand der Truppen, so daß er jetzt einschließlich des Blockadecorps vor Mantua ungefähr 45 000 Mann in das Feld brachte, mithin den Oesterreichern dieses Mal bis auf wenige tausend Mann auch der Zahl nach gewachsen war. Die Division Vaubois, an der Etsch gegen die Tiroler Grenze vorgeschoben, hatte als neuen Befehlshaber den jungen, feurigen und geistreichen Joubert erhalten; die Deckung der mittleren Etsch war bei Verona der Division Masséna übertragen, während Augereau bei Legnago den unteren Lauf des Stromes beobachtete. Eine neugebildete

Reservedivision Rey, 4000 Mann, stand bei Salo, am Ausgang des Chiesethals; endlich befehligten Victor und Dugua etwas über 2400 Mann in einer zentralen Stellung am Mincio, um nach Bedürfnis zur Unterstützung eines bedrohten Punktes verwandt zu werden.

Am 7. Januar gingen zuerst Bayalitsch und Provera vorwärts gegen die Etsch. Jener richtete, wie vorauszusehen war, nicht das mindeste thatsächlich aus; die einzige Wirkung seines Erscheinens bestand darin, Bonaparte einen Tag lang in Ungewißheit über die Stelle des Hauptangriffs zu halten. Provera machte einen vergeblichen Versuch, Legnago durch Ueberfall zu nehmen, entschloß sich dann, den Strom bei Anghiari zu überschreiten, brauchte aber zu seinen Vorbereitungen so viel Zeit, daß er erst am 13. auf das rechte Ufer gelangte und dann unter steten Gefechten mit Augereaus Abteilungen seinen Marsch auf Mantua fortsetzte. In der Hoffnung, durch diese Bewegungen einen ansehnlichen Teil der französischen Heeresmacht im Süden beschäftigt zu sehen, hatte dann Alvinczy seine Kolonnen am 11. Januar gegen Jouberts Stellung vor Madonna della Corona aufbrechen lassen. Die Straße geht hier auf dem rechten Ufer der Etsch, zwischen dem Strome auf der einen und den letzten, meistens steil abfallenden Ausläufern des Montebaldo auf der anderen Seite. Alvinczy hatte deshalb seine Streitkräfte in sechs Kolonnen zerlegt, von denen die erste unter Oberst Lusignan als äußerste Rechte den höchsten Kamm des Montebaldo ersteigen und, auf ihm vorwärts dringend, die Stellungen der Franzosen in ihrer westlichen Flanke überflügeln sollte. Die drei folgenden Kolonnen unter Liptay, Köblös und Ocskai würden auf den Abhängen des Montebaldo, die fünfte unter dem Fürsten Reuß auf der Straße im Etschthale vorgehen, die sechste endlich unter Vukassewitsch vom linken Etschufer aus durch ihre Artillerie die französischen Stellungen beschießen, und zugleich durch Streifpartien mit Bayalitsch Verbindung suchen. Diese Bewegungen vollzogen sich am 11. und 12. im ganzen und großen nach dem angegebenen Plane, nur daß Lusignan

die höchsten Abhänge des Montebaldo völlig unwegsam fand, und deshalb, um die ihm aufgegebene Umgehung des Feindes auszuführen, auf der Mittelhöhe rechts ausbiegend sich einen Weg auf der Westseite des Gebirges suchte, hiermit aber durch die ganze Breite des großen Bergrückens von seinen Genossen getrennt wurde. Ueberhaupt aber kam man viel langsamer und mühseliger vorwärts, als man bei der Entwerfung des Planes vorausgesetzt hatte. Die Bergwege waren steil und schmal, bald eisig glatt, bald tief verschneit, die Soldaten keuchten unter der Last ihrer Waffen und ihres Gepäcks; zuweilen nahm eine Kolonne eine falsche Richtung, mußte dann wieder zurück und mit neuer Anstrengung andere Pfade suchen. Ein ganzer, kostbarer Tag ging darüber verloren; es ist menschlicherweise nicht abzusehen, wie ohne diese Zögerung Bonaparte den Durchbruch hätte hindern sollen. Joubert leistete Widerstand an allen Punkten, wich aber vor der mehr als doppelten Uebermacht zuerst nach Corona und, als Lusignan nach Passierung des Montebaldo auch dort in seinem Rücken erschien, am 13. Januar in die Stellung von Rivoli. Von hier aus sandte er einen bei ihm eingetroffenen Adjutanten Bonapartes an den General mit der Meldung des feindlichen Andrängens nach Verona zurück und bereitete sich für den folgenden Tag zu kräftigem Widerstande auf den Höhen bei Rivoli vor. Allein gegen Abend begann ihm seine Lage besorglich zu werden. In seiner Fronte wurden die Vortruppen Liptays und Köblös' sichtbar; jenseits der Etsch in seiner Rechten begann Vukassewitsch die Anstalten zur Ueberbrückung des Stromes, auf seiner Linken aber setzte Lusignan seine umgehende Bewegung fort, so daß Joubert sich von allen Seiten her bedroht sah und abends gegen 10 Uhr den Befehl zum weiteren Rückmarsch gab. In diesem Augenblicke erschien ein Bote des Generals Bonaparte mit dem Auftrag, um jeden Preis die Stellung zu halten, da ausreichende Verstärkung im Anzuge sei. Sofort ließ Joubert die Bataillone die eben verlassenen Hügel aufs neue besetzen und sah mit heißer Ungeduld der nahenden Entscheidung entgegen.

Bonaparte war seit dem 12. in Verona und dort, wie wir bemerkten, durch Bayalitschs und Proveras Vorgehen bis zur letzten Stunde unsicher, von welcher Seite her er den wesentlichen Angriff zu erwarten habe. Er sandte Augereau einige Verstärkungen, zog Rey, da im Chiesethale die tiefste Ruhe herrschte, von Salo nach Valeggio heran und hielt die Division Masséna am 13. marschbereit, zunächst in dem Gedanken, mit ihr, wenn es not thäte, persönlich gegen Provera zu marschieren. Wäre in diesen Stunden Alvinczy zum Angriffe auf die Division Joubert mit voller Kraft gelangt, so hätte er ohne Zweifel das um Mantua gelegte Netz zerrissen[1]). Erst gegen Abend empfing Bonaparte Jouberts Meldung und verlor nun gegenüber der von Tirol heranrückenden Gefahr keine Minute. Auf der Stelle ließ er Massena von Verona und Rey von Valeggio her gegen Rivoli abrücken und eilte selbst den Truppen voraus zu dem bedrängten Unterfeldherrn hinüber. Am 14. morgens 2 Uhr langte er bei ihm an und traf nach raschem Ueberblick — in der kalten, mondhellen Nacht ließen die langen Linien der Biwakfeuer die Stellung des Feindes deutlich erkennen — die Vorkehrungen für die Schlacht.

Die Stellung bei Rivoli ist eine Hochebene, deren östlicher Rand in steiler Senkung gegen das Etschthal abfällt, aus welchem an dieser Stelle die große Straße bei Incanale den Strom verläßt und in scharfen Windungen zu der Hochebene hinansteigt. Gegen Südwesten senkt sich die letztere allmählich gegen den Gardasee hin; nordwärts ist sie durch eine Hügelreihe abgeschlossen, hinter welcher dann das Gelände in die Abhänge des Montebaldo und seiner Ausläufer übergeht. Auf diesen Hügeln hatten, wie gesagt, Jouberts Truppen Fuß gefaßt und hinter sich die Heerstraße bei deren Ausmündung auf die Hochfläche stark verschanzt. Sie standen hier wie auf dem Rande einer großen Bastion, zu welcher der Feind nur auf schwierigen Pfaden emporklimmen, zunächst also nur sein Fußvolk wirken lassen kann,

[1]) Masséna II, 303.

während der Verteidiger oben freien Raum für die Entfaltung aller Waffengattungen hat. Der Kampf begann schon um 5 Uhr morgens, durch einen Vorstoß der Franzosen unter General Vial am östlichen Rande der Fläche gegen die Division Köblös; man stritt hier lange und blutig um den Besitz der hochgelegenen Kapelle von St. Marco, bis endlich die Division Ocskai herankam, die Franzosen in der Flanke angriff und sie bis dicht an die Heerstraße und den Paß von Incanale zurückwarf. Unterdessen war auf dem anderen Flügel der Stellung auch Liptay zum Angriff geschritten und hatte hier den General Leblai entsprechend zurückgedrängt, so daß nur noch im Mittelpunkt eine einzige französische Halbbrigade, rechts und links überflügelt, die alte Stellung behauptete. Zugleich beschoß Vukassewitsch über die Etsch hinüber die feindlichen Schanzen von Incanale und stieg der Vortrab des Fürsten Reuß zum direkten Angriff auf dieselben die Heerstraße hinauf. Wenn er hier durchdrang, was kaum mehr schwierig erschien, da die Besatzung der Schanzen bereits durch Köblös im Rücken bedroht wurde, so war der Tag für Oesterreich gewonnen. In diesem spannungsvollen Augenblicke, um 10 Uhr, erschien, von Joubert mit Jubel begrüßt, Masséna mit seiner ersten Brigade auf dem Schlachtfelde und brachte, schleunig eingreifend, zunächst das Vordringen Liptays zum Stehen. Aber noch war die Gefahr für Bonaparte nicht vorüber. Eben während Masséna das Gefecht im Westen durch seinen kräftigen Angriff herstellte, brach Köblös im Osten den letzten Widerstand der Brigade Vial; ihre Bataillone wichen, von Köblös' Plänklermassen verfolgt, in unordentlicher Eile, rissen auch die Besatzung der Schanzen mit sich fort und eröffneten damit der Kolonne Reuß den Zugang zu der Hochebene. Bereits entwickelten sich deren erste Abteilungen, einige Züge Dragoner und ein Bataillon Fußvolk, auf dem Rande der Fläche: da gelang es Joubert und Berthier, inmitten des heftigsten Feuers einen Trupp ihrer aufgelösten Grenadiere zum Stehen zu bringen und sie mit einem Regimente reitender Jäger auf den Feind zu werfen. Ein

kurzes und wildes Handgemenge erfolgte und die österreichische Spitze wurde wieder über den Rand zurückgeworfen und auf die Straße hinabgetrieben, wo unterdessen die nachrückenden Truppenteile sich dicht aufeinander geschoben hatten und nun ein wüstes Getümmel entstand, welches durch das Auffliegen einiger Pulverkarren gesteigert wurde und mit der Flucht der ganzen Kolonne in das Etschthal endigte. Und nicht besser gestaltete sich gleichzeitig das Schicksal Ocskais und Köblös' auf der Hochebene selbst. Durch die Verfolgung des weichenden Feindes waren ihre Haufen größtenteils aus der geschlossenen Ordnung heraus geraten; es waren, wie wir wissen, durchgängig junge und unerfahrene Truppen mit wenigen kriegsmüden Offizieren; da geschah, daß der französische Rittmeister Lasalle mit 200 Pferden an einer Stelle Köblös' Plänkler angriff, um für einen Moment den fliehenden Truppen Vials Luft zur Sammlung zu schaffen. So unglaublich es klingt, das Erscheinen dieser Handvoll Reiter stürzte zwei siegreich vorrückende Divisionen in panischen Schrecken; alle Bemühung und Aufopferung ihrer Generale war vergebens, sie flohen, ein jeder, wie er konnte, den Abhängen des Montebaldo zu. „Ich strengte alle Kräfte an," schrieb Alvinczy dem Kaiser [1], „durch mein eigenes Beispiel und die Mitwirkung meiner Suite die in wilder Flucht sich selbst niederstürzenden Truppen zum Halten und Herstellen zu bringen; die einzig mögliche Schilderung dieses mehr denn panischen Schreckens liegt in der wahren Erzählung, daß weder meine eigene Anführung die Zaghaften neu zu beleben vermochte, weder das Beispiel eines wegen Ungehorsam auf der Stelle arquebusierten Mannes, noch die Säbelhiebe meiner Suite die Angst des gemeinen Mannes vor dem Anblick des einzeln und in beträchtlicher Ferne folgenden Feindes durch jene des gewissen Todes von unseren Händen überwiegen machen konnten. Alle Hoffnung der Wiederformierung wild gedrängter Haufen schwand mit jedem Schritt; ich ward mitgerissen, fast vom

[1]) Vivenot, Thugut, 578.

Pferde im Gedränge geworfen und die fliehende Horde mit meiner ganzen Suite zu vermehren gezwungen — endlich machte die Entkräftung der Flucht Einhalt."

Ein schwacher Versuch, den Alvinczy am 15. Januar zu neuem Vordringen auf Rivoli machte, endigte bei der gänzlichen Mutlosigkeit der Truppen nach den ersten Flintenschüssen mit neuer toller Flucht.

Man wird sich in die Stelle des wackeren, rühmlich ergrauten Feldherrn versetzen können. Fast ohne Hoffnung ist er, dem Rufe der Pflicht Folge leistend, ausgerückt; trotz Zauderns und Widerstrebens dringt er hart bis zu dem glänzendsten Gelingen vor; nur noch wenige Minuten kräftigen Aushaltens, und er hat den entscheidenden Sieg in seiner Hand. Und von dieser Höhe freudiger Erwartung ein so entsetzlicher Sturz, in welchem Erfolg und Macht und Waffenehre mit einem Schlage zu Grunde geht! Und schon hier im verzweifelnden Ringen mit der rasenden Auflösung hat er es vor Augen, wie verhängnisvolle Folgen sich aus dieser Niederlage entwickeln müssen! Er sieht den tapferen Lusignan, der, im Rücken des Feindes zu dessen Verderben bereit stehend, jetzt selbst aus jeder Verbindung mit dem Heere gerissen, dem sicheren Untergange preisgegeben ist. Er gedenkt Proveras, für welchen es vor dem siegendenraschen Feinde kein Entrinnen über die Etsch mehr geben wird. Und endlich erinnert er sich an Wurmser in Mantua, dessen hartes Geschick heute den letzten Todesstoß erhalten hat! Der Krieg ist aus, und Oesterreich ist besiegt.

Dies Geschick vollzog sich denn mit unerbittlicher Schnelligkeit. Lusignan, von Rey und einigen Bataillonen Massénas auf allen Seiten umstellt, suchte vergebens bald am See, bald im Gebirge einen Ausweg. Nach der vierten Winternacht, welche seine hungernden Truppen im Biwak zugebracht, zerstreuten sie sich am 15. Januar und wurden in einzelnen Haufen gefangen; Lusignan selbst entkam am 17. mit einigen Offizieren in einem Boote über den Gardasee. Indem dann Bonaparte die Beobachtung Alvinczys den Divisionen Rey und Joubert überließ, eilte er mit

Massénas Truppen zur Zermalmung Proveras, der, wie wir sahen, am 13. Januar durch Augereaus Truppenkordon hindurchgebrochen und dann, von diesem verfolgt, über Cerea auf Mantua gezogen war. Er erreichte das Fort S. Giorgio am 15., vermochte es aber nicht zu nehmen; ein Ausfall, den Wurmser zu seiner Unterstützung am 16. versuchte, wurde mehr als aufgewogen durch Bonapartes und Massénas Ankunft, und am Nachmittage streckte Provera mit seiner ganzen Abteilung die Waffen. Mantuas Stunde war abgelaufen. Wurmser durfte sich sagen, daß er bis auf den letzten Bissen, bis auf den letzten Atemzug ausgehalten und die schlimmen Fehler von Castiglione und Bassano durch seine heldenmütige Geduld für seinen Nachruhm gutgemacht hatte. General Klenau eröffnete für ihn mit Serrurier die Unterhandlung über die Kapitulation; man stritt einige Tage über die Bedingungen, bis Bonaparte bei der dritten Konferenz selbst erschien und dem österreichischen Feldherrn nebst dessen Stabe, 700 Mann und sechs Geschützen freien Abzug gegen Kriegsgefangenschaft der übrigen Besatzung anbot. Hierauf wurde am 3. Februar die Uebergabe vollzogen.

Von dem kaiserlichen Entsatzheere waren noch 31 000 Mann übrig, von denen jetzt 7000 zur Deckung Tirols, die übrigen hinter der Piavelinie aufgestellt wurden. Bonaparte war bereits Ende Januar nach Bologna hinübergegangen, um von dort einen entscheidenden Angriff auf den Kirchenstaat vorzubereiten. Indessen waren nach seinen früheren Anträgen 30 000 Mann Verstärkung aus Frankreich in vollem Marsche; nach ihrem Eintreffen sollte durch Kärnten der Einbruch in die Erblande erfolgen. Der junge korsische Eroberer, jetzt der Fessel ledig, welche so lange seinen Fortschritt gehemmt hatte, schickte sich an, dem Papste, dem Kaiser und der eigenen Regierung den Frieden nach seinem Sinne zu diktieren.

Fünfzehntes Buch.

Leoben.



Erstes Kapitel.

Der Kirchenstaat.

General Bonaparte hatte, als er über den Kirchenstaat hereinbrach, zunächst das militärische Interesse, für seinen bevorstehenden Feldzug nach Inneröſterreich den Rücken und die Verbindungen der Armee gründlich sicherzustellen. So geringfügig an sich die päpstlichen Regimenter auch waren, so gefährlich hätte nach seinem Abmarsch ihr Erscheinen inmitten der gärenden, mit Franzosenhaß erfüllten Bevölkerung werden können. Der General hatte sich lange mit der Hoffnung geschmeichelt, durch Schonung der Kirche die römische Regierung zu beschwichtigen; statt dessen aber hatte der kürzlich aufgefangene Briefwechsel des Kardinals Busca mit Wien ihm den unbedingten Anschluß der Kurie an Oesterreich gezeigt; es blieb ihm also keine Wahl mehr, als den feindlichen Willen durch Waffengewalt zu brechen, und so eilte er, noch ehe die Kapitulation Mantuas förmlich unterzeichnet war, nach Bologna, um von dort mit etwa 10 000 Mann, darunter 4000 Mann neuer italienischer Formationen, den Zug auf Rom zu eröffnen.

Wie weit er damals, außer der augenblicklichen militärischen Absicht, seinen Entwürfen über Papst und Kirche bereits eine feste Form gegeben, wer will es sagen? Er hat es sein Leben lang geliebt, stets mehrere Sehnen an seinem Bogen zu haben und so lange wie möglich sich verschiedene Wege zum Ziele offen zu halten. Fest stand ihm immer nur das eine, selbst zu herrschen und keine andere Selbständigkeit zu dulden. Der Kirche war er nicht

Feind noch Freund; sie war ihm als religiöses Institut vollkommen gleichgültig, vielleicht aber wertvoll als Herrschaftsmittel, wenn sie sich ihm unterwürfig zeigte und ihm ihren Einfluß auf die Gemüter zur Verfügung stellte. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber war dieser Einfluß nur noch stark bei der bäuerlichen Bevölkerung und einem Teile der Frauen, sonst aber bei den gebildeten Klassen und den politischen Machthabern in ganz Europa ungefähr auf Null gesunken. So sehr also Bonaparte die römische Hierarchie als Gegengift gegen alles, was er Ideologie nannte, das heißt, gegen jede individuelle Geistesfreiheit schätzte und sich ihr in dieser Hinsicht völlig wahlverwandt fühlte, so weit war er bei ihrer damaligen Schwäche davon entfernt, erhebliche Preise für ihre Bundeshülfe zu bezahlen. Er ließ die Zukunft herankommen, gleich bereit, je nach den Umständen das Papsttum zu stärken, wenn es auf jeden eigenen Willen verzichtete, oder zermalmende Streiche darauf zu führen, falls dies seiner Politik größeren Gewinn zu versprechen schiene.

Dagegen läßt sich von keiner Seite her bezweifeln, daß schon damals bei ihm die Auflösung des Kirchenstaates eine festbeschlossene Sache und die Ausführung des Beschlusses lediglich eine Frage der Zeit und der Umstände war. Das ergab sich für ihn ohne weiteres aus dem Vorsatze, ganz Italien zu beherrschen, und unter den damaligen Verhältnissen fast noch mehr aus dem Wunsche, keine Unabhängigkeit auch des kirchlichen Oberhauptes zu dulden. Denn so völlig aus der Luft gegriffen die moderne Behauptung der klerikalen Partei ist, daß die Selbständigkeit des Kirchenfürsten unter allen Umständen mit seiner weltlichen Herrschaft stehe und falle, so gewiß war damals, im Jahre 1797, der kleine Kirchenstaat eine große Sache für Papsttum und Kirche. Der Grund ist einfach für die Regel und für die Ausnahme. Wenn in der Kurie und in der Kirche ein starker religiöser Geist lebendig ist, wenn der Papst mehr an das Seelenheil der Katholiken als an die Beherrschung des Erdkreises denkt, und wenn dann seine Hirtenbriefe die

Kraft haben, das religiöse Gewissen von Millionen Menschen zu erschüttern: dann wird er kein Interesse an weltlicher Macht nehmen und kein Bedürfnis derselben empfinden. Die Gründung des Kirchenstaats wurde bekanntlich nicht hervorgerufen durch ein religiöses Bedürfnis, sondern sie war der erste Schritt zur päpstlichen Weltherrschaft: wer den Königen gebieten will, muß selbst ein König sein. Für die Päpste des Mittelalters war der Kirchenstaat, trotz seines geringen Umfanges, ausreichend für die Aufgabe, in Italien keine starke nationale Staatsgewalt aufkommen zu lassen und damit den Papst an die Spitze der großen Halbinsel zu stellen: dieselbe Aufgabe, welcher das kleine Territorium auch in unserer Gegenwart elf Jahre lang mit Erfolg zu dienen bestimmt war. Es handelte sich dabei durchaus nicht um das Problem, der Kirche für ihre inneren Angelegenheiten die nötige Selbständigkeit zu schaffen: dies wäre vielmehr nirgends leichter und gedeihlicher als auf dem Boden eines festen Staatswesens zu lösen; sondern gerade umgekehrt erwuchs der Kirchenstaat aus dem Bestreben, alle Politik der Erde unter das Joch des höchsten Priesters zu beugen. Allerdings im achtzehnten Jahrhundert war es mit der Verwirklichung solcher Ansprüche gründlich vorbei, aber nicht deshalb, weil die Päpste sich mehr als früher von der Welt hinweg ihrem ursprünglichen religiösen Berufe zugewandt hätten, sondern weil die Welt stärker als jemals gegen Religion und Kirche gleichgültig geworden war. Jetzt erschien der Kirchenstaat der Kurie nicht mehr als Stützpunkt großer Eroberungspläne, um so mehr aber als das letzte einigermaßen sichere Asyl, als das sicherste, wenn auch nicht als das glänzendste Kleinod der päpstlichen Krone. Die weltlichen Gewalten, welche gelassenen Mutes ein kirchliches Recht des Papstes nach dem anderen verletzten, trugen Scheu vor solchen Störungen des europäischen Gleichgewichts, ohne die sich die Einziehung des Kirchenstaates nicht wohl vollstrecken ließ. Während Joseph II. höchst unbefangen von der Möglichkeit sprach, die Kirche Oesterreichs ganz von dem Papste zu trennen, erklärte er der Kaiserin Katharina,

daß die Annexion der Stadt Rom für ihn unmöglich sei, trotz alles Erbrechts von Kaiser Augustus her. Und nicht bloß sicherer als ihre kirchliche Gewalt war für die Kurie damals der Kirchenstaat, sondern auch einträglicher. Der Zufluß kirchlicher Gefälle, der vor Luthers Zeiten unendlich größer als die Einnahmen des Kaisertums gewesen, lieferte jetzt beträchtlich weniger als die Abgaben des Kirchenstaats. Der Kurie hätte im Jahre 1789 der Verlust ihres Fürstentums einen größeren materiellen Nachteil zugefügt als die Vernichtung ihrer geistlichen Hoheit. In diesem Sinne war allerdings der Kirchenstaat damals wichtig für den äußeren Bestand der Kirche; er war gleichsam die Krücke des lahmen Mannes und mithin der Kirche, solange deren religiöse Gebrechlichkeit dauerte, unentbehrlich genug.

Dem fremden Besucher zeigte sich Rom im vorigen Jahrhundert ganz ähnlich, wie es die Bewunderung der Reisenden unserer Zeit erweckt hat. Alle Größe und alle Bildung, welche während drei Jahrtausenden in Europa erwachsen war, hatte dort ihre Denkmäler zurückgelassen, die Tüchtigkeit der Republik und die Begeisterung des Urchristentums, die Weltmacht der Imperatoren und die größere der gekrönten Priester, und vor allem der höchste Aufschwung der bildenden Kunst in antiker und moderner Zeit. Unter dem tiefen Blau des südlichen Himmels, eingerahmt von einer auch in ihrer Verödung großartigen Landschaft, dehnte sich diese Stadt der Paläste und Ruinen, der Kirchen und Museen aus, eine Stätte prächtigen Behagens und unendlicher Erinnerungen. Wohl hatten ihre Herrscher seit dem Ausgange der großen Religionskriege auf eine dritte Unterwerfung der Welt verzichten müssen; der Stadt aber war auch diese Wendung zu gute gekommen, da die Päpste seitdem ihre Mittel durchaus auf stattliche Einrichtung und fesselnden Prunk des äußeren Daseins gesammelt hatten. Erst damals hatte, zwischen den mächtigen Ueberresten seiner antiken und feudalen Größe, das moderne Rom seinen vollen Schmuck gewonnen; es gab vor hundert Jahren keine andere Stadt in Europa, die sich auch nur entfernt an Zahl

und Stil der mannigfaltigsten Prachtbauten, der Burgen und Villen, der Klöster und Aquädukte mit dieser Priesterresidenz hätte messen können. Auch das menschliche Treiben inmitten dieser Herrlichkeit machte dem herantretenden Fremden einen durchaus günstigen Eindruck. Der päpstliche Hof imponierte wie kein anderer in seiner Vereinigung geistlicher und weltlicher Majestät; die höhere Gesellschaft bewegte sich in geschmackvollem Luxus und bequemer Leichtlebigkeit; bei allem kirchlichen Pompe machte sich nirgends ascetische Strenge und nur an vereinzelten Punkten religiöse Wärme fühlbar; das Kirchenregiment verlebte eine Epoche würdiger Muße, nahm Anteil an allen Interessen der irdischen Welt und pflegte die schöne Kunst mit gleichem Eifer wie sonst die Mirakel und die Ketzerprozesse. Die Masse der niederen Bevölkerung ließ überall in ihrer äußeren Erscheinung Freundlichkeit und Anmut, und in ihrem ganzen Verhalten Genußfähigkeit und Befriedigung erkennen. Bei den rauschendsten Festlichkeiten wurde nie eine Roheit und Plumpheit sichtbar, und wenn gleich die südliche Leidenschaft rasch zum Dolche griff und über die gräßliche Häufigkeit der Mordthaten geklagt wurde [1]), so entschädigte dafür wieder, daß geschlechtliche Ausschweifungen zwar bei dem Klerus und den höheren Ständen, aber äußerst selten bei Bürgern und Bauern vorkamen. Auch zwischen Volk und Regierung schien das Verhältnis ganz und gar erfreulich zu sein; die Regierung ließ die scharfe Zunge ihrer Unterthanen sich in beinahe ungebundener Keckheit ergehen; dafür bekundete das Volk in seiner großen Mehrheit nicht bloß rückhaltlose Verehrung für die Kirche, sondern auch warme Anhänglichkeit an die päpstliche Staatsgewalt. Der nordische Besucher fand diese gute Stimmung höchst begreiflich, wenn er sich des geplagten Daseins der heimischen Arbeiter erinnerte: hier war nirgends eine Ueberanstrengung zu sehen; es war, als

[1]) In den elf Regierungsjahren Clemens' XIII. 4000 in der Stadt Rom, 11 000 im Kirchenstaat. Novaes, Storia de' sommi pontifici 16, 27.

wenn die üppige Natur ihren Lieblingskindern das süße Nichtsthun zum mühelosen Geschenke mache. Ungefähr die Hälfte des Jahres bestand aus kirchlichen Feiertagen, deren jeder in seinem bunten Aufputze von Musik und Feuerwerk, von Prozessionen und Maskentreiben auch dem Aermsten und Niedrigsten sein volles Teil an Genuß und Erregung spendete. „Ein jeder," schrieb Montaigne bereits 1580, „nimmt hier teil an der geistlichen Behaglichkeit; Sonntag und Wochentag macht kaum einen Unterschied; es giebt in Rom kein Arbeiterviertel, in jedem Quartiere der Stadt meine ich mich in einer der eleganten Straßen von Paris zu befinden[1])." Auch das Volk hatte Muße wie seine Regierung und seine Kirche: es war, als hätte das Leben keine andere Bestimmung als die Ausbildung des Schönheitssinnes im Angesichte so unendlicher Schönheit der Natur und der Kunst. Niemand entzog sich der Kraft dieser Eindrücke. „Ich kenne keine Stadt in Europa," sagte der geistreiche und welterfahrene Präsident de Brosses 1740, „Paris nicht ausgenommen, welche angenehmer und erfreulicher wäre, und die ich lieber bewohnen möchte." Nirgends fand sich der Fremde schneller daheim, nach der kirchlichen Stellung der Regierung durfte jeder rechtgläubige Ankömmling sich sofort als einen Angehörigen betrachten und geltend machen, und die Bevölkerung hieß mit gewinnender und berechnender Freundlichkeit die aus allen Nationen zuströmenden Gäste willkommen. So wurde Rom der Sammelpunkt von Pilgern und Touristen, Intriganten und Abenteurern, Künstlern und Gelehrten, Fürsten und Prälaten: für einen jeden bot die ewige Stadt stets neue Reize, Anregung und Förderung. In den letzten Jahrzehnten vor der Revolution reifte bei Gibbon beim Anblicke des damals von Kutten und Kapuzen erfüllten Kapitols der Entschluß zu seiner unsterblichen Darstellung des sinkenden Kaiserreichs; Winckelmann fand den Stoff zu den Werken, welche durch neue Erschließung der klassischen Kunst

---

[1]) Vgl. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 2, 792 ff.

in Deutschland eine neue Epoche geistiger Befreiung eröffneten, und endlich erlebte Goethe, die Seele mit dem Studium alter und neuer Schönheit sättigend, in Rom die tiefe Befriedigung und harmonische Ausgestaltung seines mächtigen Geistes. Wer diese drei Namen nennt, spricht damit allein die Bedeutung Roms für den damaligen Bildungsgang Europas aus, bezeichnet aber auch in der schärfsten Fassung, wie wenig dieselbe in jener Zeit auf dem religiösen, wie sie ganz und gar auf dem wissenschaftlichen und ästhetischen Gebiete lag.

Immerhin, alle diese schönen und großen Wirkungen waren möglich gewesen und zur Vollziehung gekommen unter der weltlichen Herrschaft des Papstes. Wird man es also nicht beklagen müssen, daß jetzt der revolutionäre Eroberer die zerstörende Hand nach den Fundamenten derselben ausstreckte? Mag einer religionsstarken Kirche der Kirchenstaat entbehrlich sein: ist der Fall desselben nicht als schwere Schädigung der europäischen Kultur und zugleich als völlig unnütze Rechtsverletzung zu beklagen?

Die geschichtliche Betrachtung wird, wenn sie nicht allein die äußere Erscheinung, sondern auch die Voraussetzungen und Folgen der Dinge ins Auge faßt, zu einem völlig entgegengesetzten Ergebnis gelangen. Denn niemals ist der Schein löblicher Zwecke mit schlechteren Mitteln erstrebt, mit verderblicherem Preise bezahlt, mit beschränkterer Wirkung verfolgt worden. Trotz aller ästhetischen Herrlichkeit der römischen Verhältnisse, trotz aller Gewaltthätigkeit und Habgier des französischen Angriffs, muß man es aussprechen: es war eine unermeßliche Wohlthat für Rom und Italien, wenn die Revolution die geistliche Staatsgewalt der nahen Vernichtung entgegenführte.

Es war allerdings kein Wunder, wenn einige Tausende von Priestern und Mönchen, von Fürsten und Baronen zu Rom sich in seltener Weise wohlbefanden, wenn sie geschmackvoll, geistreich und würdig dahinlebten und sich einen Zustand einrichteten, der jeden in diese Kreise Eintretenden mit Respekt und Behagen erfüllte. Es war kein Wunder;

denn groß und stattlich zu sein auf Kosten anderer: diese Kunst hatte bereits das antike und mittelalterliche Rom in weltumfassendem Maße geübt, und nach seinem Muster lebte jetzt die römische Prälatur, nachdem die Welt sich ihr entzogen, auf Kosten des römischen Volkes und des Kirchenstaats. Was ihre Verdienste um dieses Volk betrifft, so ist es seit lange der Brauch, die Milde der päpstlichen Regierung zu preisen. De Brosses bemerkte 1740: die Verwaltung sei die mangelhafteste in Europa, aber auch die mildeste; das Land sei verarmt, weil die Milde in Nachlässigkeit und Schwäche ausgeartet sei. Döllinger erkennt an, daß dem Fremden zunächst bei dem Eintritte in das Land die Allmacht des Souveräns aufgefallen sei; indessen betont er, daß bei näherer Prüfung diese absolute Gewalt sich doch sehr ermäßigt gezeigt habe durch Gebräuche, über die sich ein Papst nie oder doch fast nie hinwegsetzte, durch manche zu nehmende Rücksichten, durch längst zum Prinzip gewordene Schonung der Personen, so daß der ohnehin im ganzen mit Milde gehandhabte Absolutismus mehr zum Schein und in der Theorie als im praktischen Leben existierte [1]). Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich, daß diese Milde in Wahrheit nur ein anderer Ausdruck der völlig schrankenlosen Willkür, der Abwesenheit jeder festen Rechtsordnung ist, wie sie sich aus dem Wesen der Priesterherrschaft mit innerer Notwendigkeit ergiebt. Döllinger selbst erläutert das Verhältnis, seinerseits hier in mildester Form, aber in voller Anschaulichkeit. „Der Geistliche," bemerkt er [2]), „wenn er mit der doppelten Macht, der gerichtlichen und der administrativen, ausgerüstet ist, vermag sich nur äußerst schwer der Versuchung zu erwehren, sein individuelles Dafürhalten, sein subjektives Urteil über die Personen, sein Mitleid, seine Neigung Einfluß gewinnen zu lassen auf seine amtlichen Handlungen. Er ist als Priester vor allem Diener und Herold der Gnade, der Vergebung,

[1]) Döllinger, Kirche und Kirchen 546.
[2]) Ebenda 577.

des Strafnachlasses; er vergißt daher allzuleicht, daß in menschlichen Verhältnissen das Gesetz taub und unerbittlich ist, daß jede Beugung des Rechtes zu Gunsten des einen sich in eine Beschädigung eines oder vieler anderen oder der ganzen Gesellschaft umwandelt; er gewöhnt sich allmählich, seine Willkür, anfänglich immer in der besten Meinung, über das Gesetz zu stellen. Die einmal betretene abschüssige Bahn führt dann unaufhaltsam weiter." Nun war der Kirchenstaat in allen Stücken unvergleichlich für die Entfesselung dieser milden Willkür eingerichtet. Die regierende Gesellschaft der Kardinäle, Nepotenfamilien und Prälaten war nachsichtig und gnädig, zunächst gegenseitig für ihre eigenen Genossen, so daß auch ein gestrenger Papst nicht leicht die Möglichkeit zu durchgreifendem Handeln fand, sodann auch gegen das römische Volk, nur daß dafür auch von dieser Gnade Leben und Denken und Habe aller Regierten in jeder Beziehung abhängig war. Nicht eine Scholle Erde und nicht einen Winkel seines Gehirns konnte der Römer zu freier Verfügung sein eigen nennen. Es gab keine staatsrechtliche Verfassung als den jedesmaligen Willen des Papstes, und da sich die Unfehlbarkeit desselben in Angelegenheiten der Moral bekanntlich nicht auf seine eigenen Leidenschaften und Handlungen erstreckt, so fehlte den Unterthanen jede Bürgschaft für eine heilsame und gerechte Anwendung seiner Macht. Es gab keine Satzung des Privatrechts oder des Zivilprozesses, auf welche der römische Bürger mit Sicherheit hätte rechnen dürfen; es gab keine kirchliche und keine richterliche Behörde, die nicht bereit gewesen wäre, hier nach persönlichem Ermessen, dort nach einflußreichem Fürwort oder auf Bestechung das Gesetz zu beugen[1]). Dabei war die Masse der seit einem Jahrtausend erlassenen Gesetze unübersehbar, die juristische Bildung der Prälaten höchst unzulänglich, die Zahl der Behörden übertrieben groß

---

[1]) (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats, Helmstädt 1792, S. 318. Dieselbe Thatsache ist für das neunzehnte Jahrhundert vielfach bezeugt.

und ihre gegenseitige Kompetenz in hohem Grade unbestimmt. Wer klug und keck und mit persönlichen Verbindungen versehen war, konnte bei einer solchen Verfassung die schlimmsten Pläne durchsetzen; umgekehrt war die unbeschützte Masse des Volkes der Laune jedes geistlichen oder politischen Würdenträgers rettungslos preisgegeben. Fand der Wunsch eines durch die offizielle Milde Begünstigten bei der einen Behörde Schwierigkeit, so brachte man die Streitsache bei einer anderen auf bequemeren Boden; eine Berufung gegen deren Urteilsspruch hatte durchgängig keine andere Folge als eine wiederholte Prüfung durch dieselbe Behörde, und um die Rechtsunsicherheit zu verewigen, konnte in vielen Fällen ein solches Gesuch um Wiederholung des Prozesses sechsmal nacheinander erneuert werden. Half endlich kein anderes Mittel, so konnte der Papst jede anhängige Prozeßsache an seine persönliche Entscheidung ziehen, worauf sie dann sein juristischer Konsulent, der heiligste Auditor, ausdrücklich nicht nach den Gesetzen, sondern nach seinem billigen Ermessen entschied. So waren alle Thüren geöffnet, um den gutgesinnten Unterthanen jeglichen Segen der Regierung zuzuwenden, mochte es dabei um Recht und Gesetz stehen, wie es wollte. Nicht minder sorgsam ausgearbeitet waren die Vorkehrungen, um keinen Gedanken des Widerstandes auch bei den unruhigsten Köpfen aufkommen zu lassen.

Die verschmolzene Staats- und Kirchengewalt umgab den Unterthanen von seinem ersten Atemzuge an und begleitete ihn auf Schritt und Tritt, herrschend, hütend, strafend, in allen seinen Lebensverhältnissen. Vor allem war dafür gesorgt, daß jede Regung geistiger Selbständigkeit, jede Vorstellung eines menschenwürdigeren Zustandes von dem Volke entfernt blieb. Bücher und Zeitungen unterlagen der strengsten Zensur und das Einbringen fremder Litteratur war zwar nicht verboten, aber mit so hohen Zöllen belastet, daß es nur für die herrschende Klasse möglich blieb. An Unterrichtsanstalten fehlte es nicht; sie standen aber, wenn nicht ausschließlich, so doch ganz vorherrschend unter der Leitung

des Klerus und erzeugten nur ein geringes Maß wissenschaftlichen Lebens, weil sie die Quelle aller Wissenschaft, das selbständige Urteil, nicht entwickelten. Die Universitäten, deren das kleine Land nicht weniger als sechs zählte, waren in tiefem Verfall, die materielle Ausstattung dürftig, alle Dozenten zum Gebrauche bischöflich approbierter Handbücher bei ihren Vorlesungen verpflichtet, die Studenten einer strengen kirchlichen Disziplin unterworfen. In den Gymnasien, welche durchgängig Stiftungen geistlicher Orden waren, herrschte die jesuitische Lehrmethode, die fast ausschließliche Uebung der lateinischen Grammatik, Poetik und Rhetorik, bei völliger Vernachlässigung des Griechischen, der Mathematik und der Geschichte; man verkündete den richtigen Grundsatz, daß es für die Schule weniger auf vielerlei Kenntnisse als auf formale Bildung ankomme, aber man richtete die letztere auf oberflächliche Dressur anstatt auf geübte Selbständigkeit des Geistes. Die Volksschulen, wiederum großenteils von geistlichen Orden geleitet, waren zahlreich, ihre Leistungen aber höchst unbedeutend, da keine gesetzliche Schulpflicht bestand und die große Masse des niederen Volkes ihre Kinder lieber zu häuslicher Arbeit oder auf dem Acker verwandte, als etwas Gründliches lernen ließ. Die Behörden waren damit zufrieden. Da noch siebenzig Jahre später, trotz aller von verschiedenen Regierungen gemachten Anstrengungen, in ganz Italien 78 Prozent der Einwohner auch nicht die geringste Schulbildung besaßen, so wird man, ohne Gefahr der Uebertreibung, schließen dürfen, daß 1797 im Kirchenstaate neun Zehntel der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnten, also der ersten und unerläßlichsten Hülfsmittel entbehrten, um ihren geistigen Gesichtskreis über den körperlichen hinaus zu erweitern. Sie erfuhren, daß die heiligste Madonna alle gläubigen Christen beschütze, daß die Kirche mit Andachten und Opferspenden zu ehren sei und jeder Ungehorsam gegen die kirchlichen Gebote zur ewigen Höllenpein führe. Andere Dinge erfuhren sie nicht.

Waren sie herangewachsen, so fanden sie sich in jeder

Regung des Daseins von derselben zwieschlächtigen Gewalt umspannt. Hielten sie sich, wie die Machthaber es wünschten, so ließ man sie in harmlosen Vergnügungen gewähren, erfreute sie durch die bunten Festlichkeiten des Kirchenjahrs und sorgte in der Hauptstadt auch für wohlfeilen Preis der wichtigsten Lebensbedürfnisse, des Brotes, Oels und Fleisches. Wer irgendwie unliebsam wurde, konnte mit hundert Mitteln auf bestem Wege Rechtens ohne erhebliches Aufsehen beseitigt werden. Die heilige Inquisition verbrannte die Ungläubigen nicht mehr, verpflichtete aber jeden Hausgenossen zur Anzeige jeder von ihm in der Familie bemerkten Uebertretung. Die Polizei bediente sich aller Befugnisse des Seelsorgers und der Beichtvater besaß alle Rechte des Polizeibeamten. Jeder Pfarrer durfte auf die Anklage unsittlichen Lebenswandels, ohne Verhör noch Verteidigung, jeden Einwohner der Pfarrei, Männer und Frauen jeden Standes, auf einige Wochen zum Arbeitshaus verurteilen und war vor jeder Ahndung sicher, wenn sich auch nachher der völlige Ungrund der Klage herausstellte. Ueberhaupt galt die Regel, daß auch bei groben Verbrechen der Priester immer gelinder als der gleich straffällige Laie behandelt wurde. Dieselbe Allmacht der Behörde prägte sich in den Satzungen des Kriminalprozesses aus, wo der Angeklagte weder den Kläger noch die Zeugen erfuhr und nicht von jenem der Beweis der Schuld, sondern von dem Beklagten der Beweis der Unschuld verlangt wurde. Die gleiche ungeheuerliche Regel wurde auf dem Gebiete der Polizeigerichtsbarkeit befolgt: wer z. B. von seinem Bedienten auf rückständigen Lohn belangt wurde, mußte vor allem das Geld der Behörde einhändigen und dann derselben seine Nichtschuld darthun. Wohlverstanden, dies alles galt stets unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Angeklagte nicht mächtige Gönner besaß, einen Kardinal oder Nepoten oder Gesandten: in jedem Falle dieser Art trat umgekehrt die gepriesene Milde dieser Regierung in vollem Glanze zu Tage. Mit der übrigen Bevölkerung konnte man unter solchen Formen jeden Tag nach jedem Belieben verfahren,

und dies Verhältnis war aller Welt so anschaulich, daß die unbedingte daraus entspringende Fügsamkeit die Anwendung blutiger Strenge nur sehr selten erforderlich machte. Der Papst hatte das Recht, ohne gerichtliches Verfahren, „aus uns wohlbekannten Gründen", wie die offizielle Formel lautete, für einige Jahre auf die Galeeren zu schicken. Man rühmte die väterliche Gnade, daß dergleichen beinahe gar nicht vorkam: es reichte eben hin, daß die Möglichkeit einem jeden wohlbekannt war. Fand einmal ein einzelner sich unwiderruflich mit der Staatsgewalt überworfen, so floh er zu den Banditen in das Gebirge und war dann, nach einigen besonders auffälligen Mordthaten, einer weiten Volksgunst sicher, wie sie in anderen Ländern den gefeierten Oppositionsredner oder Advokaten umgiebt.

Vollendet wurde das System durch die gründliche Abhängigkeit, worin es den größten Teil der Bevölkerung auch in seiner gewerblichen Thätigkeit, also in seinem materiellen Nahrungsstande, erhielt. Es gab keine Art der Arbeit, in welcher die Behörde nicht die gesetzliche Macht besaß, jedem Bürger das Maß des Erwerbes zu bestimmen. Etwa drei Viertel der Bevölkerung lebten vom Ackerbau. Niemand aber durfte, bei Androhung der Exkommunikation und schwerer Geldstrafe, Getreide in das Ausland bringen ohne Erlaubnis der Regierung. Niemand durfte Getreide aus einer Provinz des Staates in die andere ausführen, es sei denn nach der Hauptstadt oder in den drei Legationen nach Bologna. In Rom kaufte die Regierung das Getreide für ihre Magazine zu selbst gemachtem Preise und nötigte diesen dem Bauern auf, indem sie ihm den Verkauf an dritte auf unbestimmte Zeit untersagte. War man der Ansicht, daß die Verpflegung der Hauptstadt gesichert sei, so wurde nicht etwa der Kornhandel freigegeben, sondern einzelnen Begünstigten die Ausfuhr des Getreides verstattet, welche dann ihrerseits vermöge ihres Monopols den Bauern die Preise machten[1]).

[1]) Le Bret, Magazin IX, 419 ff. Schlözers Staatsanzeigen Bd. I, 220.

Ganz ähnliche Einrichtungen belasteten den Vertrieb des Schlachtviehs, des Rauch- und Salzfleisches, des Oeles, des Salzes, der Eier. Die Behörde nahm entweder den Handel überhaupt als eigenes Monopol in Beschlag, wie beim Oel, dessen Produzenten alle ihre Vorräte nach Rom abzuliefern hatten, oder sie machte den Verkauf von ihrer Erlaubnis abhängig und bestimmte Zeit und Ort des Marktes sowie die Preise[1]). Es leuchtet ein, daß bei solchen Gesetzen jeder Grundbesitzer und Pächter kein dringenderes Interesse hatte, als das Wohlwollen der herrschenden Prälaten und ihrer Diener zu gewinnen, aber freilich auch, daß in einem der fruchtbarsten Landstriche der Welt weder Ackerbau noch Viehzucht zu kräftigem Aufschwunge gelangen konnten. Von der Präfektur der Annona, wie die höchste Behörde für den Getreidehandel hieß, erwartete der Staat eine ansehnliche Jahreseinnahme; statt dessen war sie damals mit zwei Millionen Scudi Schulden belastet, nachdem in einem Jahrzehnt dreimal eine Hungersnot über das Land gekommen und dann fort und fort über dürftige Ernten geklagt worden war. Wie hätte es anders sein sollen? Denn die Bauern fanden schließlich, daß bei guter Ernte die Annona ihnen jeden erheblichen Gewinn verhindere, daß sie also bei schlechter wenig einbüßten und Transporte und Verdruß ersparten. Immer größere Landstrecken blieben unbebaut.

Man hat die Verderblichkeit der Annona durch ein eigentümliches Argument herabmindern wollen, nämlich durch die Bemerkung, daß nach Abschaffung derselben im neunzehnten Jahrhundert der Getreidebau sich dennoch nicht gehoben habe, vielmehr die überwiegende Masse des Landes fort und fort zu Viehtriften benutzt werde. Der Napoleonische Präfekt von Rom, Graf Tournon, allerdings ein klerikal gesinnter Schriftsteller aus der Zeit der ersten Bourbonischen Restauration, ist der Meinung[2]), daß die Erscheinung lediglich

[1]) (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats S. 130 ff.

[2]) Études statistiques sur Rome I, 267, 273. Die letzte Stelle wiederholt Ranke, Staatsverwaltung des Kardinal Consalvi, Historisch-politische Zeitschrift I, 696.

klimatische Gründe habe. Die gewöhnliche Regel war, daß der Acker ein Jahr zum Kornbau und dann drei bis vier als Hutung benutzt ward. Damit könnte, bemerkt Tournon, der Vorwurf der Trägheit gegen die Römer berechtigt erscheinen; aber wenn man sieht, wie bei den ersten Regengüssen des Oktober die unermeßlichen Felder sich mit dem trefflichsten Graswuchse von selbst bedecken, so begreift man, wie die Römer sich mit einer so verführerischen Benutzung begnügen: welches Volk, das von der Natur so reich mit mühelosem Segen bedacht wäre, würde noch von angestrengtem Ackerbau einen vielleicht reicheren, aber auch ungewisseren Ertrag begehren? Die Antwort ist, daß die Römer des Altertums ihn mit dem besten Erfolge begehrt haben. Bekanntlich haben erst mit dem Reichtum und der Sittenverderbnis der Kaiserzeit die Latifundien und ihre Viehtriften sich über Italien ausgedehnt und damit auch die Klagen über Verödung und ungesunde Luft begonnen. Die päpstliche Verwaltung ließ diese trübsten Seiten der Kaiserzeit fortbestehen und steigerte sie weiter, indem sie durch die völlige Erdrückung von Recht und Freiheit den Trieb zur Arbeit in der Bevölkerung vollends erstickte. Das Gebiet der Fieberatmosphäre hat sich seitdem verdoppelt, die Bevölkerungsziffer ist stationär geworden; in der begünstigten Hauptstadt selbst überstieg im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Zahl der Sterbefälle jene der Geburten um mehr als hunderttausend [1]).

Das städtische Gewerbe lag in ähnlichen Banden wie der Ackerbau. Der Müller durfte kein Getreide zum Mahlen annehmen, ohne bescheinigte Genehmigung der Behörde. Der Bäcker in Rom mußte seinen Ofen, sein Mehl und seine Kohlen von der Regierung kaufen. Der Weinhändler in Bologna mußte seine Preise nach der Taxe amtlicher Weinkoster stellen, die auch den Transport der verkauften Fässer besorgten und deshalb den Einzelverkauf in Flaschen außer dem Hause verboten. Einer bedeutenden Entfaltung

---

[1]) Tournon II, 243.

der Industrie standen alle denkbaren Hindernisse im Wege, die Mangelhaftigkeit des Unterrichts, die Masse der Feiertage, die Erschwerung des inneren Verkehrs durch eine unabsehbare Reihe von Binnen-, Brücken- und Wegeabgaben, ein durchaus willkürliches und unaufhörlich wechselndes System von Ein- und Ausgangszöllen, so daß man 1781 die jährliche Einfuhr auf einen Wert von ungefähr 3½, die Ausfuhr auf etwas über zwei Millionen Scudi berechnete. Der jährliche Unterschied von mehr als einer Million mußte mit barer Zahlung ausgeglichen werden, und der Verlust wurde um so empfindlicher, als die Ausfuhr fast ausschließlich aus Rohprodukten, die Einfuhr überwiegend aus Fabrikaten bestand und trotz einer langen Seeküste und zahlreicher Häfen fast nur ausländische Kaufhäuser und Schiffer den Handel vermittelten [1]).

Bei einem so kümmerlichen Vegetieren des öffentlichen Wohlstandes konnte trotz der Allmacht des Staates der Haushalt desselben unmöglich gedeihen. Mit jedem Menschenalter trat im achtzehnten Jahrhundert ein Sinken des Ertrages der Einnahmen ein; von etwas über drei Millionen Scudi am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war man unter Pius VI. auf wenig mehr als zwei Millionen angelangt [2]). Um auch nur diesen Betrag zu erreichen, scheute man vor keinem Mittel verkommener Finanzverwaltungen zurück: man plünderte das Volk durch achtzehn Ziehungen des Lotto im Jahre; man richtete den letzten Rest von Ordnung und Redlichkeit in der Verwaltung durch massenhaften Aemterverkauf zu Grunde. Aber aus dem Defizit kam man nicht heraus: die Staatsschuld wuchs unaufhaltsam; ihre Zinsen verschlangen mehr als die Hälfte der Einnahmen [3]). Um

---

[1]) Nach Moltò, Osservazioni economiche bei Schlözer, Staatsanzeigen Bd. II, 125 ff.

[2]) Immer abgesehen von den kirchlichen Einkünften der Dataria, die um die Mitte des Jahrhunderts auf 2½ Millionen Scudi geschätzt wurden. (Grellmann,) Zustand des päpstlichen Staats 338. Novaes XVI, 38.

[3]) Vgl. Ranke, Päpste III, 107 ff.

fortzuexistieren, nahm man zu der Hülfe des Papiergeldes seine Zuflucht; die Banken des Monte di Pieta und des Hospitals Spirito Santo, die zugleich mit der Verwaltung der Gelder der päpstlichen Kammer beauftragt waren, erhielten das Recht der Notenausgabe ohne die Verpflichtung, die zurückkommenden Scheine in Silber einzulösen: ein Zustand, der um so weniger sich sittlich rechtfertigen ließ, als alle vor Gericht deponierten Gelder sofort dem Monte di Pieta abgeliefert werden mußten. So berechnete man 1790 die Masse des zirkulierenden Papiergeldes auf vier bis fünf Millionen Scudi; die Silbermünze war aus dem Verkehre völlig verschwunden.

Der große Jesuit Mariana hat einmal gesagt, daß der Staat bequemer von den Geistlichen als von den Laien regiert würde, oder, wie es sein Ordensgenosse Barisonius energisch ausdrückte, „nichts würde wohlthätiger sein, als wenn nach Beseitigung des pestilenzialischen Geschlechtes der Politiker und nach Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt das Gemeinwesen nur von uns (den Priestern, den Jesuiten) regiert und verwaltet würde“[1]). Wenn dagegen der berühmte englische Lordkanzler Clarendon fand, daß unter allen Menschen niemand so ungeschickt in der Behandlung menschlicher Dinge sei wie die Geistlichkeit, so ist es deutlich, inwiefern seine und Marianas Ansicht sehr wohl zusammen bestehen. Denn die höchste Regentenfähigkeit hat auch im Kirchenstaate der Klerus darin bewährt, daß er durch völlige Zähmung und Dressur der Unterthanen die Herrschaft bequem zu machen wußte. Dafür aber hat in ihren Wirkungen keine andere Verfassungsform sich gleich verderblich gezeigt. Der Despotismus eines bewaffneten Eroberers tritt in rauheren Formen auf: er schädigt den Leib seiner Opfer; aber er hat kein Mittel, aus den Seelen den Trieb zur Freiheit auszutilgen. Der päpstliche Staat aber beherrschte seine Unterthanen mit milder Hand, nachdem er ihr geistiges Leben ertötet und ihre Willenskraft in

---

[1]) Vgl. Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern 35.

der Wurzel erstickt hatte. Daß das römische Volk mit seiner Regierung damals zufrieden war, ist das schlimmste Zeugnis über die Folgen ihres Waltens, der Ausdruck der völligen Entnervung und Entmannung. „Die päpstliche Herrschaft", schrieb ein französischer Reisender 1774, „ist die absoluteste in Europa." „Mit Ausnahme der Türkei," sagte ein Lobredner des damaligen Papstes, „ist der Kirchenstaat das am schlechtesten verwaltete Land[1])."

Der damalige Beherrscher dieses Gemeinwesens, Pius VI., stammte aus der adligen, aber wenig bedeutenden Familie Braschi aus Cesena. Er war emporgekommen nicht als Theologe oder in kirchlichen Würden, sondern im Staatsdienste der Prälatur und hatte es durch Fleiß, Rührigkeit und Schmiegsamkeit Schritt auf Schritt bis zum Amte des Schatzmeisters oder Finanzministers und dann zum Kardinalate gebracht. Die letzten Pontifikate waren vornehmlich durch den Kampf der Kurie gegen die bourbonischen Höfe, der endlich zur Aufhebung des Jesuitenordens führte, erfüllt worden; es war charakteristisch für Braschi, der sich im allgemeinen zur Jesuitenpartei hielt, daß er sich zwar das Amt des Schatzmeisters von deren eifrigem Gönner, Clemens XIII., dann aber den Eintritt in das heilige Kolleg von dem Vernichter des Ordens, Clemens XIV., zu erwerben wußte. Als dieser kurze Zeit nach der Auflösung der mächtigen Gesellschaft starb, bewegten sich lange Monate hindurch die Verhandlungen des Konklave um die Frage, ob Freund oder Feind der Jesuiten. Die Mehrheit der Kardinäle gehörte den Gönnern des Ordens, war aber nicht stark genug, um die zur Wahl erforderlichen zwei Drittel der Stimmen zu gewinnen. Ein Kandidat nach dem anderen wurde aufgestellt und verworfen; am wenigsten dachte jemand an den erst vor kurzem zu dem Purpur erhobenen Braschi. Indessen hatte dieser, ohne seine jesuitischen Verbindungen aufzugeben, ein persönliches Verhältnis mit dem französischen Gesandten, dem Kardinal Bernis, anzuknüpfen

[1]) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen S. 566, 577.

gewußt: Bernis fand, daß jener vielfache Kenntnisse und große Thätigkeit besitze, Geist genug habe, um sich unentbehrlich zu machen oder doch Einfluß zu verschaffen, genug, daß er ein Mann sei, dessen man sich bei einem Konklave zu versichern gut thue [1]). Als die bourbonischen Höfe sich überzeugt hatten, daß sie keinen der Ihrigen durchsetzen würden, und nun zu überlegen begannen, welcher der Gegner sich am wenigsten widerwärtig zeigen würde: da begannen Braschis Sterne zu leuchten, und nach kurzen Verhandlungen kam den 14. Februar 1775 seine einstimmige Wähl zu stande. Die Zeiten Innocenz' III. waren vorüber, und so war auch Pius VI. in keiner Beziehung ein Innocenz. Wenn die äußere Repräsentation der Herrschaft den Fürsten machte, so wäre er freilich ein geborener Fürst gewesen. Damals noch in kräftigem Alter — er war 1717 geboren — imponierte und gewann er durch die Stattlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Züge, die freundliche Majestät seines Benehmens; er wußte das und hielt darauf mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, deren Aeußerungen jedoch nicht leicht die Grenzen des guten Geschmackes überschritten. Ueberhaupt war das Bewußtsein des eigenen Wertes und ein daraus entspringender unruhiger Ehrgeiz der Grundzug seines Charakters. Er hatte eine Menge guter Eigenschaften. Er war wohlwollend und menschenfreundlich, von tadellosem Wandel in seinem Privatleben, unübertrefflich in den Formen hingegebener Andacht bei jeder priesterlichen Funktion. Aber das Maß seiner Tugend und seiner Thatkraft wurde vor allem durch die Regungen seiner Eitelkeit bestimmt. Sein Pontifikat sollte ein glänzendes und ausgezeichnetes werden; so griff er mit Vorliebe zu Unternehmungen, welche der Menge in das Auge fielen und bleibenden Nachruhm verhießen. Eine Anzahl prächtiger, wenn auch nicht immer

---

[1]) Aufzeichnung des Kardinal Bernis, bei (Bourgoing) Mémoires sur Pie VI et son pontificat I, 15. Novaes, Storia de' sommi pontifici XVI, 1, 121, ist sehr unzufrieden mit diesen Mémoires „philosophiques“, unterläßt aber jeden näheren Beweis seiner Verurteilung.

stilgerechter Bauten in Rom, Hafenanlagen in Ancona und Civitavecchia, Beschützung von Künstlern und Gelehrten, und vor allem ein großer, leider nicht zur Vollendung gebrachter Versuch, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, erfüllten die innere Thätigkeit seiner Staatsverwaltung. Auch von Reformen der verschiedenen Regierungszweige war häufig die Rede; strenge Verordnungen gegen die Käuflichkeit der Gerichte, den wucherischen Geldhandel, die nachsichtige Behandlung der Meuchelmörder, die unberechtigten Binnenzölle wurden erlassen; überall aber setzte sich die Masse der eingewurzelten Privatinteressen mit fester Kraft der Trägheit den Bestrebungen des Papstes entgegen, und Pius nahm an diesen Fragen kein so tiefes Interesse, um ihretwillen auf den schmeichelnden Beifall seiner Umgebung zu verzichten. So blieben die Zustände, wie sie waren, in Ackerbau und Handel, in Gerichtswesen und Finanzen. Dafür griff Pius um so eifriger auf das Vorbild der alten Päpste in einer Richtung zurück, welche von seinen letzten Vorgängern zu großem Beifall der katholischen Welt verlassen worden war: er gründete noch einmal eine Nepotenfamilie, indem er einen seiner Neffen zum Kardinal, den andern zum Herzog von Braschi machte und sie durch mannigfaltige und nicht immer ehrenhafte Mittel[1]) mit fürstlichem Besitze ausstattete.

In den kirchlichen Angelegenheiten hatte er vom ersten Tage seiner Regierung mit dem Geiste des Jahrhunderts und zugleich mit den Folgen seiner eigenen Vergangenheit zu kämpfen. Wie er zwischen beiden Parteien emporgekommen war, suchte er sich auch zwischen beiden auf der Höhe zu erhalten, durch kleine Konzessionen die Hauptsache zu retten, durch den Zauber seiner Persönlichkeit Erfolge zu erringen. Aber nur zu bald mußte er erfahren, daß er in

---

[1]) Eine kolossale Erbschleicherei zu Gunsten des Herzogs führte zu einem langjährigen Skandalprozesse vor der Rota, bei dem Pius mehrmals in den Lauf der Justiz eingriff und seine päpstliche Machtvollkommenheit im Interesse seiner Familie verwertete.

einen Kampf der Prinzipien gestellt war, zwischen welchen es keine Vermittelung noch Ausgleichung gab. Es freute ihn im innersten Herzen, daß Friedrich der Große und Katharina II. in ihren Staaten die Kollegien der Exjesuiten aufrecht hielten, weil sie für den Augenblick die Schulen derselben für ihre katholischen Unterthanen nicht zu ersetzen wußten, und es ist nicht zweifelhaft, daß für Rußland der Papst selbst zu der Maßregel mitgewirkt hat. Dann aber erhoben Frankreich und Spanien so drohenden Einspruch gegen diese halbe Erneuerung des verhaßten Ordens, daß Pius keinen Widerstand wagte und selbst die Auflösung jener Kollegien verfügte. Da mußte er nun erleben, daß Friedrich und Katharina mit dem höchsten Befremden und in den herbsten Formen ihm erklärten, daß er in ihren Staaten keine Befehle zu erteilen habe, und diese demütigenden Zeugnisse seiner Unmacht mußte er dann wieder den Gesandten der bourbonischen Höfe vorlegen, mit einer gewissen Befriedigung, ihnen damit die Unmöglichkeit weiterer Maßregeln gegen die Jesuiten darzuthun. Nicht bessere Erfahrungen machte er mit Kaiser Joseph II. Als dieser den österreichischen Protestanten eine gewisse Duldung gewährte, im katholischen Gottesdienste die deutsche Sprache einführte und die Rechte des päpstlichen Nuntius ebenso wie die Zahl der Klöster und Wallfahrtsorte beschränkte: da fiel Pius, nachdem alle Versuche diplomatischer Unterhandlung fehlgeschlagen, auf den Gedanken, selbst nach Wien hinüberzugehen, in der sicheren Hoffnung, daß seinem persönlichen Einwirken der Kaiser nicht lange widerstehen werde. Aber trotz aller Andacht, womit unendliche Volksmassen auf allen Stationen der Reise seinen Segen erbaten, und trotz der äußeren Höflichkeit und Ehrfurcht, mit welcher Joseph seinen hohen Gast umgab, war Pius nicht im stande, den Kaiser auch nur um eines Haares Breite von seinem Wege abzubringen: im Gegenteil verstand es Joseph, welcher den Charakter des Mannes mit raschem Scharfblick durchschaut hatte, durch eine geschickte Mischung von schmeichelnder Vertraulichkeit und imponierender Ruhe den Papst trotz aller

Vereitelung seiner Wünsche in persönlicher Zufriedenheit zu erhalten und in fast zärtlichem Abschied zu entlassen.

So war der Gegner beschaffen, welchen die französische Revolution jetzt seit sieben Jahren auf ihrem Wege gefunden hatte. Sie hatte unendlich Härteres von ihm gefordert als Kaiser Joseph; sie hatte sich niemals die Mühe gegeben, wie dieser, durch liebenswürdige Formen ihr Verhalten dem Papste erträglich zu machen; es war kein Wunder, daß sie auch einen so geschmeidigen Charakter, wie Pius VI. war, zu unbedingtem Widerspruche zwang. Jeden Schritt, welchen die Revolution auf kirchlichem Gebiete that, hatte er mit seinen Protesten begleitet, und wir wissen, welche furchtbare Folgen der religiöse Krieg für das revolutionäre Frankreich gehabt hatte. Lange Zeit hatte Pius aus sicherer Entfernung seine verdammenden Breven der Revolution zuschleudern können; jetzt endlich hoffte das Direktorium die Stunde der Vergeltung herankommen zu sehen. Larévellière-Lépeaux hatte bereits seit dem Herbste 1796 die neue Religion und Kirche fertig, welche an die Stelle des mit der Wurzel zu vertilgenden Katholizismus treten sollte, einen Kultus der Gottes- und Menschenliebe (Theophilanthropie), ohne Mysterium noch Wunder, mit freien Lehrvorträgen ehrwürdiger Greise und moralischen Chorgesängen weißgekleideter Jungfrauen. Freilich hatte er wie seine Kollegen nicht umhin gekonnt, dem General Bonaparte unbeschränkte Vollmacht für die Verhandlung mit Rom zu geben, und dieser, wie wir wissen, stellte die Lösung der Frage unter eine Reihe politischer Erwägungen, von welcher der enge Geist Larévellières gar keine Ahnung hatte.

Wie im Sommer zuvor war auch jetzt für Bonaparte der Krieg mit Oesterreich die alles entscheidende Hauptsache, die römische Expedition ein davon in jeder Hinsicht abhängiger Nebenpunkt. Den bei weitem größten Teil seiner Truppen ließ er unter Joubert gegen Tirol, unter Masséna und Augereau gegen Friaul aufgestellt; zur Ueberwältigung des Papstes glaubte er mit 6400 Franzosen [1]) unter Ge-

[1]) Masséna, Mémoires t. II, pièces n. 32 p. 531.

neral Victor und 4000 Italienern, der lombardischen und bolognesischen Legion, unter Brigadier Lahoz auszureichen. Von vornherein war er entschlossen, sich dieses Mal auch mit einem beschränkten Ergebnis zu begnügen, nur daß es rasch gewonnen und definitiv abgeschlossen würde. Am 1. Februar 1797 erließ er von Bologna aus seine Kriegserklärung, welche im härtesten Tone über die Verletzung des Waffenstillstandes, die Thorheit und Hinterlist der römischen Priesterschaft Klage führte. Zugleich aber erklärte sein Manifest der römischen Bevölkerung seine hohe Achtung vor ihrer Religion; die Truppen erhielten die strengsten Befehle, Personen und Eigentum der Einwohner zu achten, und an den Kardinal Mattei sandte er einen Brief, in welchem er im Sinne des Direktoriums allerdings die Forderung erhob, der Papst solle die Zivilverfassung des Klerus in Frankreich anerkennen, zugleich aber bat, der Kardinal möge den Papst versichern, Pius könne, was auch geschehen möge, unbesorgt in Rom bleiben, da er als erster Diener der Religion stets für sich und seine Kirche Schutz finden werde [1]). Der Zweck des Schreibens ist deutlich genug: der General wünschte möglichst schnell einen förmlichen Friedensschluß zu erreichen, während eine Flucht des Papstes den Kriegsstand verewigt hätte. So ging er vorwärts, zunächst nach Süden, zur Besetzung der Delegationen zwischen dem Gebirge und dem Adriatischen Meere.

Der Papst hatte sich, wie wir sahen, in Wien einen General zur Führung seines kleinen Heeres erbeten; infolgedessen war vor einigen Wochen General Colli, der aus sardinischem in kaiserlichen Dienst übergetreten war, mit einer Anzahl niederer Offiziere in Ancona gelandet. Wir haben ihn früher [2]) als einen durchaus tüchtigen Kriegsmann kennen gelernt; aber aller Mut verging ihm, als er die Haufen der Schlüsselsoldaten musterte, und seine Stimmung wurde nicht gehoben durch den Umstand, daß er

---

[1]) Aus Tavanti, Fasti di Pio VI, angeführt bei Novaes XVI, 2, 67.

[2]) Oben S. 46 ff.

zwar die Mühe und Verantwortung des Oberbefehls zu tragen hatte, die Ehre aber des höchsten Kommandos nach der Weise dieses Staates einem Kardinal überwiesen war. Er nahm dann bei dem Anmarsche der Republikaner mit 6000 Mann, teils Linientruppen, teils bewaffnete Bauern, eine Stellung hinter dem Senio, einem vom Apennin in kurzem Laufe dem Meere zueilenden Bergflusse, der im Frühling und Herbst reißend und tief, leider damals an vielen Stellen zu durchwaten war, immerhin aber ein gewisses Hindernis darbot und durch eilig aufgeworfene Schanzen und Batterien verstärkt wurde. Als die Feinde heranrückten, sandte der kommandierende Kardinal einen Parlamentär hinüber, um die Franzosen zu warnen, nicht weiter vorzugehen, weil man sonst auf sie schießen würde[1]). Indessen überschritt General Lannes mit dem Vortrab in der Morgenfrühe des 3. Februar den Fluß etwa eine Stunde stromaufwärts, um den Gegner von der Stadt Faenza abzuschneiden, und dann ging Lahoz, eine Schützenkette vor seiner Kolonne, durch das Wasser hindurch den römischen Scharen unmittelbar auf den Leib. Ein unregelmäßiges Geknatter empfing ihn, man sah in den wirren Haufen Mönche mit hocherhobenen Kruzifixen die Mannschaft zum Ausharren ermahnen; als aber die Lombarden den Fuß der Schanzen erreichten, warf sich die ganze Masse in unaufhaltsame Flucht. Der Verlust an Menschenleben war gering auf beiden Seiten; die Franzosen nahmen acht Fahnen und vierzehn Geschütze und machten über 1200 Gefangene, welche Bonaparte gleich nach dem Treffen versammelte, ihnen in kräftigen Worten seine freundliche Gesinnung anschaulich machte und sie dann als Friedensapostel in das Land hinein laufen ließ, wohin sie wollten. Da er dieses Mal Ernst mit der Disziplin der eigenen Truppen machte, bei ruhigem Verhalten der Einwohner die geringste Plünderung mit dem Tode bestrafte, bei der kleinsten Feindseligkeit aber die Verbrennung der ganzen Ortschaft befahl, so erreichte er

[1]) Montholon, Mémoires de Napoléon IV, 5.

die gewünschte Wirkung in vollem Maße: trotz aller Predigten der Mönche zerstreute sich der Landsturm, und die Bevölkerung legte die Waffen nieder.

Noch im Laufe des 3. Februar wurde Faenza nach geringem Widerstande genommen, darauf Forli, Cesena, Rimini, Fano besetzt. Bonapartes Gedanke war, von hier auf der großen Straße über den Apennin nach Foligno vorzugehen und dadurch den General Colli, dessen Hauptmacht bisher in Ancona stand, von Rom abzuschneiden. Indessen erfuhr er, daß Colli mit der größeren Hälfte seiner Truppen Ancona bereits verlassen und das Gebirge weiter südwärts bei Macerata überschritten hatte. Es war dadurch unmöglich geworden, ihm bei Foligno zuvorzukommen, und Bonaparte beschloß demnach, zunächst sich zum Meister des wichtigen Ancona zu machen [1]). Als Victor in der Nähe der Stadt erschien, fand er die Besatzung derselben, 3000 Mann unter General Bartolini, auf einem Hügel im freien Felde in flüchtig verschanzter Stellung. Nichts konnte den Franzosen erwünschter sein, da die ungeübten Truppen des Feindes damit die einzige Möglichkeit eines längeren Widerstandes, die Deckung hinter geschlossenen Festungswerken freiwillig aus der Hand gaben. Victor begann zu parlamentieren und ließ unterdessen durch einige Bataillone die beiden Flanken der feindlichen Stellung einschließen. Während dieser Bewegungen geschah es, daß General Lannes, mit einigen Offizieren und Ordonnanzen am Ufer des Meeres daherreitend, bei einer Biegung des Weges plötzlich auf 300 päpstliche Reiter stieß. Der Führer derselben, ein römischer Edelmann Namens Bischi, ließ beim Anblick der Franzosen seine Truppe den Säbel ziehen; Lannes aber faßte mit gasconischer Keckheit rasch seinen Entschluß, sprengte zu Bischi herüber und fuhr ihn an, als wäre er sein Untergebener: was soll es heißen, daß Ihr den Säbel ziehen laßt; auf der Stelle Gewehr ein. Der völlig eingeschüchterte Römer stammelte: zu Befehl,

---

[1]) Ordre an Viktor, Pesaro 7. Februar.

und Lannes kommandierte weiter: abgesessen; führt die Pferde in das Hauptquartier, und Bischi sagte wieder: zu Befehl. Mittlerweile machte Victor der Unterhandlung plötzlich ein Ende, indem er durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum allgemeinen Angriff gab. Bei dem Knall lief ein Teil der päpstlichen Soldaten auseinander; die andern warfen sich platt auf den Boden und wurden, 1200 an der Zahl, von den herankommenden Franzosen ohne Blutvergießen gefangen genommen [1]). Ancona nebst seiner Citadelle wurde darauf ohne Widerstand besetzt. Gleich am 10. schob dann Bonaparte den General Marmont weiter auf Loretto vor und berichtete dem Direktorium über Ancona, daß der treffliche und bei geschickter Verteidigung uneinnehmbare Platz im schließlichen Frieden jedenfalls französisches Eigentum bleiben müsse. Der Blick auf den weiten Meeresspiegel hatte sofort neue Pläne des wachsenden Ehrgeizes in ihm angeregt. „In vierundzwanzig Stunden," schrieb er, „kann man von hier nach Macedonien hinüberkommen; der Punkt ist unschätzbar für unsern Einfluß auf die Geschicke des türkischen Reichs."

Der reißende Einbruch der Franzosen hatte indessen im ganzen Kirchenstaat eine unermeßliche Aufregung hervorgebracht. Der alte Papst bereitete alles zur Flucht vor, ließ die besten Kostbarkeiten seines Schatzes einpacken und nach Terracina bringen und war im Begriffe, selbst zu folgen, als eine Depesche Collis aus Foligno, daß er dort eine feste Stellung zur Deckung der Hauptstadt inne habe, zum einstweiligen Bleiben bestimmte. Man rief dann nach Hülfe und Friedensvermittelung auf allen Seiten, bei Toscana, dessen Großherzog freilich die französischen Truppen selbst im Lande hatte und eben jetzt von Bonaparte das Versprechen der Räumung Livornos erhielt, weil der General diese Truppe gegen den Papst verwenden wollte — bei Spanien, obgleich dessen Gesandter Azara in Rom als ausgemachter Jakobiner galt und als Franzosenfreund allgemein

[1]) Marmont, Mémoires I, 260.

verabscheut wurde — bei Neapel, welches alle die Zeit daher den Papst um schleunigsten Friedensschluß mit Frankreich bestürmte, wie ein gefallenes Mädchen, sagte Thugut, das seine Freundin zu verführen sucht, um nicht allein in seiner Schande dazustehen [1]). Der Erfolg dieser diplomatischen Schritte war also äußerst ungewiß; dazu machten sie der Kurie das letzte Kampfmittel, die Verkündigung des allgemeinen Religionskriegs gegen die gottlosen Republikaner, unmöglich, da man dadurch die spanische, mit Frankreich verbündete Regierung in die peinlichste Verlegenheit gesetzt hätte. So begnügte man sich mit Aufrufen an die Römer, zur Verteidigung von Vaterland und Kirche; aber seit dem Gefechte am Senio waren die modernen Quiriten schlechterdings nicht mehr zur Volksbewaffnung zu bringen. Desto größere Massen aber strömten zu den Kirchen, um himmlische Hülfe gegen die revolutionären Frevler zu erflehen. Da gab es denn aufs neue Wunder in Menge. Von allen Orten vernahm man, daß die Madonnenbilder die Augen bewegt hatten, und Tausende von Zeugen bekräftigten mit heiligen Eiden die Gewißheit der Thatsache. Nur war es zu bedauern, daß sie über die Bedeutung derselben sogleich im bittersten Streite untereinander lagen, da die einen an der Madonna tröstende und ermutigende, die andern aber mitleidige und thränenvolle Blicke wahrgenommen hatten [2]). Auch in Ancona hatte ein solches Marienbild viele Tausende von Andächtigen um sich gesammelt, und Bonaparte, der eine Betrügerei der Priester dabei vermutete, beschloß die Aufregung durch eine scharfe Untersuchung des Sachverhalts zu dämpfen. Er ließ sich die Statuette in sein Zimmer bringen, betrachtete sie genau, fand aber keine Spur einer mechanischen Vorrichtung [3]).

[1]) Thugut an Colloredo 2. Januar.

[2]) Verri, Vicende memorabili I, 253.

[3]) Einen solchen, sehr einfachen Mechanismus zum Bewegen der Augen sah ich vor einigen Jahren in München an einem hölzernen Marienbilde, welches aus einem aufgehobenen oberbayerischen Kloster stammte und, wenn ich nicht irre, zum Geschenke an ein spanisches bestimmt war.

Er nahm ihr dann das mit Edelsteinen und Perlen reichgeschmückte Diadem und Halsband ab und bestimmte den Ertrag halb für das städtische Hospital, halb zur Ausstattung armer Mädchen. Als ihm dann aber ein gewandter Advokat versicherte, daß das gesamte Volk darüber entrüstet sein würde, gab er nach und ließ das neugeschmückte Bild wieder in seine Kirche zurückbringen [1]). Weniger Gnade fand bei ihm einige Tage später das so viel berühmtere Heiligtum von Loretto. Unter seiner persönlichen Aufsicht ließ er dort sämtliche Juwelen, im Werte von etwa einer Million Franken — ein größerer Betrag war vorher geflüchtet worden — und dann das Madonnenbild selbst in Beschlag legen; die Kostbarkeiten überwies er der Kasse der Armee; die Statue schickte er nach Paris dem Direktorium zu dessen besonderer Verfügung, mit der trockenen Bemerkung: die Madonna ist von Holz. Große Menschenmassen sahen der Plünderung mit Entsetzen zu und begriffen nicht, daß kein Blitz die Frevler träfe, kein Abgrund sich aufthue, sie zu verschlingen. Widerstand aber wagte niemand.

In Ancona empfing Bonaparte den Besuch des neapolitanischen Gesandten, Fürsten Belmonte-Pignatelli, der, nach seinem Friedensschlusse aus Paris zurückgekehrt, den Auftrag hatte, dem General auf das dringendste die Erhaltung des Friedens mit dem Papste an das Herz zu legen. In Neapel hatte das Gesuch des Papstes günstige Aufnahme gefunden, da man dort allen Grund zur Besorgnis wegen der Sicherheit der eigenen Grenze hatte, wenn die Franzosen das ganze päpstliche Gebiet überschwemmten; der König hatte ein Beobachtungscorps zusammengezogen und war bereit, als Vermittler zwischen die Streitenden zu treten. Belmonte eröffnete dem General die Wünsche seines Hofes, welche, wie er vertraulich hinzusetzte, so warm und lebhaft wären, daß der König im Begriffe stehe, zu ihrer Unterstützung seine Truppen auf Rom marschieren zu lassen. Da aber fuhr Bonaparte in die Höhe. Schon vor drei

[1]) Arnaud, Histoire de Pie VII, I, 12 der italienischen Uebersetzung.

Monaten, rief er aus, habe er beobachtet, daß der König sich ohne irgend einen Rechtsgrund in diese Händel einmischen wolle; damals habe er geschwiegen, weil er in der That nicht die Mittel für die gebührende Antwort besessen; jetzt aber habe er 70 000 Mann verfügbar, und, „ebenfalls ganz im Vertrauen," setzte er hinzu, „wenn der König mir den Handschuh hinwirft, werde ich ihn aufnehmen." Belmonte lenkte schleunigst ein und beschränkte seine Anträge auf das Anerbieten der neapolitanischen Vermittelung, worauf dann Bonaparte die Bereitwilligkeit der Republik erklärte, soweit es möglich sei, dem Könige jede Befriedigung zu gewähren. Belmonte beeilte sich darauf, von seinem Hofe Vollmacht und Anweisung für die förmliche Mediation zu erbitten [1]).

Für Bonapartes weitere Schritte war diese Dazwischenkunft entscheidend. Sie bedrohte ihn, wenn nicht gerade mit einer starken Einschränkung seiner in Rom zu stellenden Forderungen oder mit der Notwendigkeit einer scharf feindseligen Stellung gegen Neapel, doch jedenfalls mit Weiterungen aller Art und unendlichem Zeitverlust, während ihm jeder Augenblick kostbar war, um die Oesterreicher noch vor Vollendung ihrer neuen Rüstungen zu treffen. Er verlor also keinen Augenblick, um die Einleitung zu einer unmittelbaren Verhandlung mit dem Papste, vor dem Beginne der neapolitanischen Vermittelung, in die Hand zu nehmen.

Er hatte soeben eine Antwort des Kardinals Mattei auf sein letztes Schreiben erhalten. Der wohlgesinnte Prälat hatte aus diesem wenig anderes als das Begehren der Anerkennung der Zivilkonstitution herausgelesen und erörterte mit opferwilliger Begeisterung, daß man eher in den Tod gehen als eine solche Schädigung der Kirche und des Evangeliums bewilligen werde. „Uebrigens," sagte er, „wenn Ihr den Frieden wünscht, wir wünschen ihn noch mehr; ihn zu erlangen wird der Papst jedes Opfer bringen, welches

[1]) Belmonte an Acton 12. Februar. Bonapartes Bericht an das Direktorium 15. Februar verschweigt das Anerbieten der Mediation.

nicht eine Verletzung seiner heiligen Pflichten in sich schließt" [1]). Bonaparte kam nach diesem Briefe auf sein früheres Urteil zurück, daß der vorteilhafteste Frieden mit dem Papste erreichbar sei, wenn man die kirchlichen Fragen aus dem Spiele lasse. Es war dies, wie wir wissen, seinen eigenen Wünschen von jeher gemäß; um so leichter entschloß er sich, von Larévelleres religiösen Bestrebungen völlig abzusehen. „In Euerem Briefe", schrieb er dem Kardinal am 13. Februar, „habe ich die Sitteneinfalt wiedererkannt, die Euch charakterisiert." Nachdem er nochmals die feindseligen Schritte der Kurie aufgezählt, erklärte er, daß die unerläßliche Voraussetzung zum Frieden die Entwaffnung der neugebildeten Regimenter und die Entlassung Collis und seines Stabes sein müsse. Dann bleibe dem Papste eine Hoffnung, seine Staaten zu retten, wenn er sich vertrauensvoll der französischen Großmut überlasse. Binnen fünf Tagen solle man dann einen Unterhändler mit unbedingter Vollmacht nach Foligno senden, wo er persönlich seiner Heiligkeit einen auffallenden Beweis seiner Hochachtung zu geben wünsche.

Dieses Schreiben, mit seiner geschickten Mischung von Schmeichelei und Drohung, mit seinen Aussichten auf Vernichtung und Milde, wäre nicht einmal nötig gewesen. Der Schrecken, welchen die Einnahme von Ancona in Rom hervorbrachte, schlug alle sonstigen Erwägungen zu Boden. Pius VI. war nicht eine Natur, welche sich zum Martyrium drängen mochte, um eine starre Festigkeit aufrecht zu erhalten. Schon hatte er einen Kurier mit der Bitte um Frieden an Bonaparte abgeschickt; als sich durch irgend ein Ungefähr die Rückkunft desselben verzögerte, ertrug der Papst die Ungewißheit nicht länger und sandte ihm am 12. Februar eine feierliche Botschaft nach [2]), bestehend aus dem Kardinal Mattei, dem Florenzer Unterhändler Galeppi, dem Nepoten Herzog Braschi und dem Marchese Massimi, dem einflußreichsten politischen Vertrauten des Papstes. In

[1]) Novaes XVI, 2, 66.
[2]) Novaes XVI, 2, 72.

dem Beglaubigungsschreiben, womit Pius sie zur Unterhandlung eines dauerhaften Friedens ohne Einschränkung bevollmächtigte, sagte er dem General, daß er auf dessen Verheißungen im (ersten) Briefe an Mattei in Rom geblieben sei, woraus Bonaparte entnehmen könne, welch ein Vertrauen er auf ihn setze. So kam es, daß Bonaparte noch vor Ueberschreitung des Apennin und vor Ablauf der gestellten fünftägigen Frist die päpstlichen Unterhändler in Tolentino am 18. Februar vor sich hatte. Fast scheint es, daß er die Anerkennung der Zivilkonstitution ebenso wie die Abtretung von Land und Leuten hätte fordern können.

Allein er hatte schon seit mehreren Tagen die Friedensbedingungen in seinem Sinne festgestellt und war bei der gänzlichen Ausschließung der kirchlichen Fragen geblieben. Er teilte bereits am 15. dem Direktorium seine Absichten mit und entwickelte die Gründe, die ihn zum Abschlusse drängten, den Wunsch, große Geldsummen zu erhalten, die ihm mit der Flucht des Papstes und der römischen Großen verschwanden, den Vorteil eines anerkannten Besitzes der abzutretenden Provinzen, welche Frankreich dann beim allgemeinen Frieden verwerten könne, statt ihre künftige Erwerbung sich dabei anrechnen zu lassen, die Möglichkeit, die hier beschäftigten Truppenteile sofort gegen Oesterreich zu verwenden, endlich die Sicherheit, daß der Rest des Kirchenstaats, seiner besten Provinzen beraubt, ganz von selbst der revolutionären Auflösung verfallen würde. Gegen seine Umgebung verschloß er sich über den Inhalt seiner Forderungen in tiefes Schweigen und machte davon auch keine Ausnahme bei dem bisherigen französischen Gesandten in Rom, Cacault, der zur Mitunterzeichnung des Vertrags in dem Hauptquartier anwesend war. Dieser, ein gemäßigter und an diplomatisch korrekte Formen gewöhnter Mann, nahm einmal Anlaß, den Gegenstand zu besprechen; nach kurzer Weile aber unterbrach ihn Bonaparte mit der Bitte, in Abwesenheit eines Generalstabsoffiziers unter seinem Diktat einen militärischen Befehl niederzuschreiben, und schien nachher das vorausgegangene Gespräch völlig

vergessen zu haben. Die römischen Gesandten empfing er höflich, entließ sie aber ohne eine sachliche Mitteilung nach kurzer Begrüßung.

Deren Haupt, der Kardinal Mattei, war dem jungen Eroberer gegenüber in keiner mutigeren Stimmung als der Papst selbst.

Als er damals aus Ferrara nach Brescia vorgeladen und verhaftet worden, hatte Bonaparte ausgerufen: Herr Kardinal, wissen Sie nicht, daß ich Sie erschießen lassen kann? Mattei hatte geantwortet: ich weiß es und bitte nur um eine Viertelstunde, mich vorzubereiten — worauf dann Bonaparte erwiderte: nichts von alledem; seid nicht so reizbar; an Euerem Hofe hat man schlimme Vorstellungen von mir; enttäuscht Euch, ich bin Roms bester Freund. Trotz dieses guten Ausganges hatte der erste Schrecken den bejahrten Geistlichen tief erschüttert; auch jetzt konnte er einer nervösen Erregung nicht Herr werden, als er dem gefürchteten Manne wieder gegenüberstand; bei ihm selbst wagte er kein Wort, aber noch spät am Abend suchte er Cacault auf, mit der dringenden Bitte, sobald er etwas erfahre, es zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ihm mitzuteilen, damit er zuerst auf diese Art ihr Schicksal erfahre. Einige Stunden später, tief in der Nacht, ließ Bonaparte den französischen Gesandten rufen und eröffnete ihm die Bedingungen, die er für den Frieden festgestellt hatte. Cacault, seines Versprechens eingedenk, klopfte darauf an die Thüre des Zimmers, in welchem die römischen Botschafter schliefen, wurde aber von dem Herzog Braschi wegen der Störung seiner Nachtruhe so unhöflich angefahren, daß er zornig hinweggehen wollte. Da stürzte der Kardinal heraus, ihn zu halten, und als Cacault im ersten Augenblick noch ärgerlich blieb, fiel der Kardinal ihm zu Füßen, daß er sie nicht verlasse. Der gutmütige Cacault brachte ihn höchst erschrocken wieder zum Stehen, teilte ihm die Artikel mit und versprach, ihm durch eigenes Zögern einige Stunden Bedenkzeit zu verschaffen. Als er zu Bonaparte zurückkam, um den Vertrag in regelrechte Form zu bringen,

begann er deshalb mit dem Bedenken, daß er noch keine Vollmacht vom Direktorium als Friedensunterhändler erhalten habe; sogleich aber fiel ihm der General in das Wort: ich habe alle Vollmacht, die erforderlich ist, geht an das Werk. Als Cacault die Artikel redigiert hatte, wurden in der ersten Morgenstunde des 19. Februar die römischen Gesandten hereingerufen. Sie brachten ihre Vollmacht bei, ohne nach jener der französischen Vertreter zu fragen; Cacault las ihnen das Urteil vor, das über ihren Staat verhängt war, und sie gaben ihre Unterschrift ohne Widerrede[1]).

In diesem Vertrage trat der Papst von jedem Bündnis gegen Frankreich zurück, entließ seine neugebildeten Regimenter, schloß seine Häfen den bewaffneten Fahrzeugen der Frankreich feindlichen Mächte und erkannte die früher von Frankreich genossenen Ehrenrechte und Vorzüge der Republik zu. Sodann verzichtete er auf Avignon und Venaissin, trat der Republik die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna ab und überließ ihr Ancona bis zum allgemeinen Frieden. Außer den noch vom Vertrage zu Bologna rückständigen 16 Millionen zahlte der Papst weitere 30 im Laufe des März und April, während bis dahin mehrere seiner Provinzen von den Franzosen besetzt blieben. Endlich leistete der Papst Genugthuung für die Ermordung des französischen Diplomaten Basseville, der vor vier Jahren bei einem Auflauf des römischen Pöbels umgekommen war, und verhieß, alle wegen politischer Vergehen Angeklagte in Freiheit zu setzen.

Mattei hatte Grund, bei der Meldung des Abschlusses dem Papste zu schreiben: „Die Bedingungen sind äußerst hart und gleichen der Kapitulation eines belagerten Platzes. Ich habe bis zur Stunde gezittert für das Wohl Seiner Heiligkeit, für Rom, für den ganzen Staat. Rom ist jetzt sicher, sicher ist auch die Religion, freilich unter den schwersten Opfern."

---

[1]) Arnaud l. c. p. 19.

Derselben Meinung war auch der Papst und die Generalkongregation der Kardinäle, welche nach langer und gründlicher Erwägung den Vertrag annahm und bestätigte. Die moderne Theorie, daß die kirchlichen Pflichten des heiligen Vaters und insbesondere sein Krönungseid unter allen Umständen die Abtretung einer Provinz zur Todsünde machten, die Theorie des absoluten Non possumus, war Pius VI., dem Kardinal Mattei, dem gesamten heiligen Kollegium 1797 fremd. Die Religion war ihnen gefährdet erschienen, solange von der französischen Kirchenverfassung die Rede war: als sie erfuhren, daß es sich nur um den Kirchenstaat handele, waren sie zwar schwer betrübt, weil ihnen, aus den oben entwickelten Gründen, der Kirchenstaat eine wichtige Sache war; aber darüber hatten sie keinen Zweifel, daß es sich jetzt nicht mehr um eine religiöse Frage handele. So wurde am 23. Februar der Friede in Rom feierlich verkündet und den Einwohnern freundliches Verhalten gegen die Franzosen zur Pflicht gemacht. Im ersten Augenblick war der Jubel groß unter den Einwohnern; bald aber kam der Zorn und Kummer nach. Denn der Betrag der zu leistenden Kontribution von beinahe fünfzig Millionen Franken war bei der Armut des Staates und des Volkes fast unerschwinglich. Alle Kirchen, Leihhäuser, Goldschmiede und endlich alle Bürger mußten abliefern, was sie an Gold und Silber, sei es in Geld, sei es in Geräten, besaßen. Tag für Tag sah man die Franzosen lange Wagenreihen, teils mit diesen Schätzen, teils mit den schon früher abgetretenen Kunstwerken aus den Thoren hinwegführen. Der Grimm über die Beraubung war unendlich; zugleich aber rührte sich auch in weiten Kreisen ein Gefühl der Verachtung gegen das Priesterregiment, dessen Schwäche ein solches Unheil nicht abzuwenden vermocht hatte. In der That, es hätte nichts als die Flucht des Papstes und der Kardinäle bedurft, um zu einem günstigeren Ergebnis zu gelangen: die Ortschaften des Kirchenstaates hätten einige Wochen länger die Leiden des Krieges erdulden müssen; dann aber hätte der Kampf gegen Oesterreich alle Kräfte

Bonapartes in Anspruch genommen. In Wien, wo man eine weitere Beschäftigung Bonapartes durch die römischen Angelegenheiten als große Wohlthat für die eigene Kriegführung empfunden hätte, war jetzt bei der kläglichen Schwäche der Kurie der letzte Rest der Sympathie für das Oberhaupt der Kirche ausgetilgt. Thugut meinte: der Friede des Papstes ist gar kein großes Unglück für Oesterreich, wenn wir die militärische Ueberlegenheit in Italien für unsere Rechnung wiedergewinnen können.

Seinerseits wiederholte Bonaparte bei Uebersendung des Vertrages dem Direktorium die oben angeführten Gründe für die Abschließung desselben. „Es ist besser," sagte er, „die drei schönsten Provinzen des Kirchenstaates als festen Besitz unter Anerkennung des Papstes zu haben, als den ganzen Kirchenstaat einstweilen zu erobern, unter Vorbehalt der künftigen Bestätigung bei dem allgemeinen Frieden, bei dem wir schon so viele Fragen zu erledigen haben." Nachdem er auf die neapolitanische Einmischung und auf die Unmöglichkeit hingewiesen, nach der Flucht des Papstes eine große Kontribution aufzutreiben, betonte er, wie seine Anwesenheit bei dem Heere in Friaul unerläßlich, wie der päpstliche Vertrag vielleicht ein Schritt zum allgemeinen Frieden sei. Der Kirchenstaat werde sich nach dem Verluste seiner reichsten Landschaften von selbst auflösen; in den religiösen Fragen aber werde man am besten durch Ueberredung und freundliche Aussichten wichtige Ergebnisse für die innere Ruhe Frankreichs erlangen.

Er wußte sehr gut, daß auch dieses Mal das Direktorium die Verweigerung der Ratifikation nicht wagen würde. Der römische Krieg war für ihn beendigt; noch an demselben Abend des 19. Februar reiste er von Tolentino über Bologna zurück zur Armee, zum letzten Gange mit dem Kaiser.

Zweites Kapitel.

Der Feldzug in Oesterreich.

Nach der Niederlage von Rivoli waren die österreichischen Heerestrümmer in sehr geschwächtem Bestande und elendester Verfassung, 17 000 Mann nach Tirol, 14 000 nach Friaul zurückgekommen [1]. Sie waren, wie wir sahen, schon unsicher und vertrauenslos in den Kampf gegangen und nach der Katastrophe völlig zerrüttet und entmutigt. Dabei fehlte es an allem Nötigen in der Heeresverwaltung. Die Lazarette waren schlecht versorgt, die Brückenzüge bis auf kleine Reste vom Feinde genommen, das Fuhrwesen zum größten Teil zu Grunde gegangen. So war die Verpflegung der Truppen in dem ausgesogenen Lande kümmerlich; auf den endlosen Märschen bei strengem Winterwetter waren viele Gewehre und Kleidungsstücke unbrauchbar geworden und die Masse der Kranken und Marodeure erschreckend gewachsen. Unter solchen Umständen war an erfolgreichen Widerstand bei einem ernstlichen Angriff des Feindes nicht zu denken. Jeder General, klagte Thugut [2], hat den Befehl zum Kampf auf das Aeußerste, und jeder flieht auf allen Beinen bei der ersten Annäherung der Franzosen. Anfangs hatte Alvinczy Bassano an der Brenta und Calliano an der Etsch zu behaupten gewünscht; aber fast ohne Schwertstreich wich bei Jouberts Vordringen General Laudon über Roveredo und Trient hinter den Bach Lavis zurück, und bei Bassano fand sich General Köblös durch Massénas und Angereaus Uebermacht so bedroht, daß Ende Januar Alvinczy selbst ihm den Befehl zum Rückzug hinter die Piave gab. Hier kam man denn einstweilen zum Stillstand, nicht aus eigener Kraft oder nach der Stärke

---

[1]) Oesterr. milit. Zeitschrift 1835, I, 12.
[2]) An Colloredo 5. Februar.

der eingenommenen Stellung, sondern weil Bonaparte vor weiterem Angriff seine Verstärkungen abwarten wollte und diese Pause zur Unterwerfung des Kirchenstaats benutzte. Der alte Alvinczy war am Ende seiner Kraft und bat wiederholt um seine Entlassung; die Offiziere klagten und murrten; alles wich bei dieser unglücklichen Armee aus den Fugen.

Auch in Wien war die Niedergeschlagenheit groß, bei der Kaiserin, die von ihren Eltern in Neapel fort und fort um den Frieden bestürmt wurde, bei dem Adel, welcher längst der Kriegspolitik aus Haß gegen den Emporkömmling Thugut abgeneigt war, bei der Bevölkerung, welche die wachsenden Opfer des Kampfes mit Schrecken und Schmerzen ertrug. Thugut aber ließ sich nicht beirren. Auch er ersehnte das Ende des Krieges; aber er war stets noch entschlossen, nicht ohne Gewinn die Waffen niederzulegen [1]). Nach Rivoli schrieb er dem Grafen Colloredo: die Lage ist kritisch, aber das Schlimmste wäre, den Kopf zu verlieren, wie unsere arme italienische Armee. Nach dem Falle Mantuas sagte er: noch haben wir Mittel, aber es gilt, uns zusammenzunehmen. Der Kaiser war damit ganz zufrieden, wurde aber von allen Seiten her durch abweichende Einflüsse bestürmt und kam im einzelnen nur langsam zum Entschlusse, so daß zu Thuguts Jammer eine Menge kostbarer Zeit unnötig verzettelt wurde. Nach Englands letztem Verhalten hielt man sich von jeder Rücksicht auf die Wünsche in London entbunden: es sollte jetzt das Hauptgewicht nicht wie 1796 auf die Operationen am Rheine, sondern ganz ausschließlich auf den italienischen Krieg gelegt und demnach eine Macht von mehr als 20 000 Mann der siegreichen rheinischen Truppen gegen Bonaparte verwandt werden; leider aber dauerte es bei den Schwankungen des Kaisers bis tief in den Februar, ehe die Befehle dazu erlassen wurden, und so konnte der April herankommen, ehe

---

[1]) Auf die Einzelheiten der diplomatischen Lage komme ich im vierten Kapitel dieses Buches zurück.

diese Verstärkungen auf dem italienischen Kriegsschauplatz anlangten. An Alvinczys Stelle wurde der Erzherzog Karl zum Oberbefehl in Italien berufen; Thugut versprach sich viel von dem Eifer und der Pflichttreue desselben; sein Gedanke war, daß der Erzherzog möglichst viele Truppen in Tirol anhäufe und von dort rasch in die Lombardei vorbreche, während Bonaparte und ein Teil des feindlichen Heeres im Kirchenstaate abwesend sei.

Aber diesen Hoffnungen war kein langer Bestand gegönnt.

Der Erzherzog ging nicht mit leichtem Herzen an die neue Aufgabe. Er hatte es nicht vergessen, daß man sein Anerbieten, Mantua zu helfen, als es noch Zeit war, aus nichtigen Beweggründen zurückgewiesen hatte: jetzt wurde ihm zugemutet, unter fast hoffnungslosen Verhältnissen allen Ruhm des letzten Feldzuges auf das Spiel zu setzen. Indessen erklärte er sich ohne allen Rückhalt bereit und eilte nach Tirol hinüber zur Besichtigung seiner Streitkräfte. Hier aber fand er alles viel schlimmer, als er irgend hatte vermuten können. Reichlich die Hälfte der Linientruppen war soeben auf Alvinczys Befehl von dort an die Piave abgezogen zur Deckung Friauls; der Rest, kaum 8000 Mann, war eben über den Lavis zurückgegangen und wurde hier bei Salurn nur mit großer Mühe für einen Augenblick zum Stehen gebracht. Die Landesschützen, 10 000 Mann, deren Mitwirkung bei der Schwäche der Linientruppen im höchsten Grade unerläßlich war, schmolzen täglich wie Schnee vor der Sonne zusammen. Ihr Wille war gut und ihr physischer Mut unbestritten. Aber ihre Organisation war äußerst schwach, ihre Offiziere hatten nicht mehr militärische Bildung als sie selbst, und die Befehle derselben wurden so weit respektiert, wie die Mannschaft es eben für gut fand. Zum Raufen mit dem Feinde waren sie bereit, aber bei längeren Strapazen und Entbehrungen liefen sie auseinander. Vollends die Welschtiroler, deren Kriegsmut immer geringer als jener der Deutschen gewesen, und deren Thäler jetzt von dem Feinde besetzt waren, ließen sich nicht mehr zusammenhalten, als Joubert jedes Dorf zu verbrennen

drohte, dessen Bauern ferner im Kampfe betroffen würden. Es war mithin um die Verteidigung des Alpenlandes in jeder Hinsicht äußerst unzulänglich bestellt, so daß der Erzherzog im stillen alle Vorkehrungen treffen ließ, bei neuem Angriff des Feindes Bozen und selbst Brixen zu räumen[1]). Mit verdoppelter Sorge ging er dann hinüber zu dem Friauler Corps, jetzt ungefähr 23 000 Mann stark, welche der Piave entlang vom Gebirge bis zum Meere eine Linie von mehr als zehn Meilen verteidigen sollten. Hier trat er nun in die Mitte all jener Auflösung, Verbitterung und Zuchtlosigkeit; er fand keinen Menschen, der noch entfernt an die Möglichkeit der Herstellung geglaubt hätte, und was nicht weniger schlimm war, in seiner bedächtigen, regelrechten, vorsichtigen Natur selbst fehlte gerade das eine, was hier einzig not gethan hätte, die fortreißende Kraft, die aufrichtende Siegessicherheit. Je methodischer er zählte und abwog, desto unthunlicher dünkte ihm jeder kühne Entschluß. Er sandte in dieser Stimmung nach Wien ein langes Schreiben, dessen Inhalt, wie Thugut bitter ausrief, sich in den Wunsch zusammenfassen ließ, den Ruhm seiner Königlichen Hoheit schlechterdings nicht zu kompromittieren, also gar nichts zu wagen, auch wenn das Interesse des Landes noch so dringend ein Wagestück begehre. Ja noch mehr. Er beschloß, am 16. Februar nach Wien zu reisen, um dort persönlich die Anstalten zur Verstärkung und Verpflegung der Armee in rascheren Gang zu bringen: so sagte er es den andern, und ohne Zweifel auch sich selbst; schwerlich aber thut man ihm unrecht, wenn man ihm den Gedanken zutraut, daß sich in Wien vielleicht eine Möglichkeit zeigen würde, dieses unselige Kommando wieder los zu werden. Vor der Abreise erteilte er Alvinczy noch die Weisung, an der Piave nur einen schwachen Vortrab unter Hohenzollern stehen zu lassen, die Hauptmasse aber des Heeres weiter ostwärts hinter den Tagliamento in hoffentlich ungestörte Erholungsquartiere zurück-

---

[1]) Thugut an Colloredo 21. Februar.

zuführen [1]). Eine solche Bewegung konnte ebenso wie die Entfernung des gefeierten Oberfeldherrn auf die moralische Stimmung der Truppen nur äußerst ungünstig wirken.

Dies waren freilich trübe Aussichten für den Verlauf des bevorstehenden Feldzugs. Man trat in denselben ein, ohne klaren strategischen Plan, ohne festen Willen zum Zweck, ohne rasche Bereitschaft der Mittel. Je ungünstiger der Abschluß der letzten Kämpfe gewesen, desto drängender war die Mahnung, ohne Zaudern den leitenden Gesichtspunkt für die Zukunft zu ergreifen und nach dessen Forderungen so durchgreifend wie möglich zu handeln. Sobald man den großen Zusammenhang der Operationen in das Auge faßt, so wird man nicht bestreiten können, daß Thugut dieses Mal vollständig das Richtige gesehen hatte. Hätte man in Tirol die Hauptmacht versammelt, stark genug, um zum Angriff auf die Lombardei bereit zu sein, so wäre jeder Vormarsch Bonapartes nach Osten sofort unmöglich gewesen, da er damit ja dem Tiroler Heere Flanke und Rücken preisgegeben hätte. Die Mittel dazu waren vorhanden. An der Piave hätte bei diesem Systeme ein Beobachtungscorps von 10 000 Mann ausgereicht, und für Tirol wären dann 21 000 übrig geblieben. Dazu 21 000 Mann vom Rheinheer, 5000 Mann der Mantuaner Garnison, die man durch Auswechselung soeben befreite, 10 000 Mann aus dem Inneren, welche damals verfügbar waren, dazu 10 000 Landesschützen und ein Rückhalt von mehr als 13 000 in der Ausbildung begriffenen Rekruten: so hätte man in Tirol bis Mitte März 67 000, bis Ende April 80 000 Mann vereinigen und Joubert mit erdrückender Uebermacht anfallen können. Bonaparte erwartete nichts anderes, als der Erzherzog in Tirol erschien, und gab Joubert Anweisung, unter hartnäckiger Verteidigung langsam zum Gardasee zurückzugehen; er selbst beabsichtigte in einem solchen Fall, mit Massénas und Augereaus Divisionen von Bassano aus durch das Suganer Thal auf Trient zu mar-

---

[1]) Oesterr. milit. Zeitschrift 1835, I, 46.

schieren und dem Gegner hier in die Flanke zu fallen [1]). Von einem Vormarsche der Franzosen nach Osten, über Kärnten auf Wien, war dann keine Rede mehr [2]). Statt dessen aber, was war geschehen? Zuerst hatte Alvinczy nach der sinnlichen Wahrnehmung, daß die Berge Tirols leichter als die Ebenen Friauls zu verteidigen seien, die große Masse seiner Truppen aus dem Etschthale hinweg in das venetianische Flachland berufen, ohne irgend eine Erinnerung an die strategische Kombination, die östlichen Lande gerade durch eine drohende Aufstellung in Tirol zu sichern. Die so durch Alvinczy geschaffene Lage nahm dann der Erzherzog, wie es scheint, ohne Widerrede auf sich und fuhr in dem einmal gegebenen Geleise fort, die Verstärkungen der Armee nach Friaul zu richten. Damit verlor er nun die letzte Möglichkeit, den Feldzug zu beherrschen: er erschwerte sich die Aufgabe und verringerte sich zugleich die Mittel zur Lösung. Denn die weitaus wichtigste seiner Verstärkungen, die Abteilung des Rheinheeres, brauchte drei Wochen länger, um an den Tagliamento als auf die Brennerstraße zu gelangen; er war also gegenüber einem so rastlosen Feinde wie Bonaparte in Friaul drei Wochen länger als in Tirol auf eine Verteidigung mit halber Kraft angewiesen. Es war demnach höchst wahrscheinlich, daß er bei dem ersten Vorstoß des Gegners vom Tagliamento zurück, weiter nach Osten würde weichen müssen, und in diesem Falle drohte ihm nach der Beschaffenheit des Landes dann die besondere Gefahr, seine Rückzugsstraße nach Wien überhaupt einzubüßen, wie wir dies später bei dem thatsächlichen Verlaufe näher beobachten werden. War also an sich selbst die Aufstellung in Friaul von den schwersten Uebelständen begleitet, so kam noch im weiteren Zusammenhange des großen Krieges das üble Verhältnis hinzu, daß der Erzherzog am Tagliamento jede Berührung mit der österreichischen Rheinarmee verlor, während er in Tirol die

---

[1]) Bonaparte an Joubert 17. Febr. Montholon IV, 74.
[2]) So ist auch Marmonts Urteil I, 274.

Möglichkeit behalten hätte, zwischen den feindlichen Heeren operierend, das glorreiche Spiel des vorigen Feldzugs in größerem Maßstabe zu wiederholen. Offenbar waren es ganz die gleichen Stimmungen wie im Frühling 1796 am Rhein, welche den Erzherzog zu so unheilvollen Entschließungen veranlaßten: eine Offensivstellung in Tirol schien ihm ebenso unhaltbar, ebenso unzulässig wie das Jahr zuvor am Mittelrhein; er vermochte unter gewissen Verhältnissen mutig und klug zu sein, aber für den Gedanken, daß unter Umständen das Allerkeckste auch das Allerweiseste ist, war in seiner Seele kein Raum. Dieses Mal übrigens war er selbst nicht unempfindlich für die Gefahren seiner scheuen Defensive, was sich, bedauerlich genug, in Wien darin zeigte, daß er dort den eben erlassenen Befehl zum Rückzug an den Tagliamento nicht bloß verschwieg, sondern im Gegenteil versicherte, er werde in kürzester Frist von der Piave wieder in frischem Angriff westwärts gegen die Brenta vorgehen [1]). Indessen wurde bis zu Anfang März das Friauler Corps auf 27 000, das Tiroler auf 14 000 Mann nebst 10 000 Landesschützen gebracht. Eben damals erreichte die erste Division der rheinischen Verstärkungen die Tiroler Grenze, hatte aber von dort noch einen weiten Weg bis zur Vereinigung mit dem Hauptheer in Friaul.

Ebenso wie Thugut gedachte auch, nach Bonapartes Antrag, das französische Direktorium in dem bevorstehenden Feldzuge das Hauptgewicht auf den italienischen Kriegsschauplatz zu werfen und deshalb ansehnliche Truppenteile vom Rheine an die Etsch zu versetzen. Es waren, wie wir wissen, Bonaparte 30 000 Mann Verstärkung zugesagt, die Division Bernadotte vom Sambreheer, die Division Delmas vom Rheinheer, einige Halbbrigaden aus dem Innern. Hier wiederholte sich nun, was wir im Verlaufe des letzten Feldzuges so oft beobachtet haben: bei entsprechenden Entwürfen der beiden Gegner kamen in der Ausführung die Franzosen

---

[1]) Thugut an Colloredo 9. März.

den Oesterreichern stets zuvor. Obgleich die rheinischen Truppen auf der französischen Seite einen doppelt so weiten Weg zu machen hatten als die Oesterreicher, langten Bernadotte und Delmas schon Ende Februar an der Etsch an, zu einem Zeitpunkt, in dem die entsprechende österreichische Kolonne sich eben erst der bayerischen Grenze näherte. Allerdings blieb der wirkliche Bestand der Divisionen, nach dem Brauche der direktorialen Verwaltung, sehr erheblich hinter der ursprünglichen Verheißung zurück. Die Truppen waren schon bei ihrem Ausmarsch am Rheine schwächer, als die Sollstärke angab, und büßten bei der schwachen Zucht und der schlechten Verpflegung der damaligen französischen Heere auf dem weiten Zuge so viel an Kranken und Deserteuren ein, daß bei ihrer Ankunft Bonaparte statt 30 000 kaum noch 19 000 Mann zählte. Als er jetzt die verfügbare Heeresmasse musterte, ergab sich ihm ein Gesamtbetrag von 67 000 Franzosen [1]) und 7000 Italienern, der in einigen Wochen durch Heilung der Verwundeten und einzelnen Zuzug aus Frankreich vielleicht noch auf 80 000 Mann anwachsen mochte. Es ist deutlich, daß er mit so geringen Streitkräften nicht einen Schritt nach Osten hätte thun können, wenn der Erzherzog den gleichen Betrag damals in Tirol gesammelt und auf Joubert geworfen hätte.

Selbst aber, nachdem die Oesterreicher durch jenen Grundfehler ihrer Aufstellung ihm die Möglichkeit zu seinem Vormarsche gegen Kärnten eröffnet hatten, blieb das Unternehmen im höchsten Grade gewagt. Von seinen 74 000 Mann waren beinahe 9000 für die notdürftigsten Garnisonen in den piemontesischen Plätzen, Mailand, Mantua, Verona, erforderlich. Mit 6400 Franzosen und 4000 Italienern stand Victor noch in der Romagna und konnte voraussichtlich erst Ende März auf lombardischem Boden eintreffen. So blieben für den Angriff auf die Oesterreicher kaum 52 000 Mann, und auch diese konnten nicht in einer geschlossenen Masse verwandt werden. Denn wenn es aller-

[1]) Die Etats bei Masséna II, 431.

dings Anfang März sich deutlich genug herausstellte, daß die Hauptmacht des Feindes hinter dem Tagliamento zu suchen war, so blieb es auch dann noch unmöglich, die feindliche Stärke in Tirol genau abzuschätzen: es war fort und fort unerläßlich, einen ansehnlichen Heerhaufen nach dieser Seite hin zu verwenden, zur Verteidigung der Lombardei im Falle einer unvermutet starken Uebermacht der Gegner, zum Vorstoße die Brennerstraße hinauf bei entschiedener Schwäche der Oesterreicher, wenigstens bis zum Eingange in das Pusterthal, wo sich dann eine neue Verbindung mit dem Hauptheere in Kärnten eröffnen ließe. Hiernach wies Bonaparte von seinen Divisionen drei, Joubert, Rey und Dallemagne dieser Bestimmung zu, im ganzen 18 000 Mann, deren Oberbefehl in Jouberts Hand gelegt wurde. Dann blieben noch vier Divisionen, Masséna, Augereau (augenblicklich unter Guyeux Führung), Serrurier und Bernadotte, für die große Operation gegen Innerösterreich, also 34 000 Mann für die Invasion des weit ausgedehnten Kaiserstaats, eines Reiches damals von 23 Millionen Einwohnern, eines Weges bis Wien auf der kürzesten Strecke von 70 Meilen. Man braucht diese Ziffern nur auszusprechen, um zu erkennen, daß unter gewöhnlichen militärischen Verhältnissen der Gedanke wahnsinnig gewesen wäre.

Es kam dazu, daß Bonaparte fürs erste auf Unterstützung von keiner Seite zu rechnen hatte. Er hatte in Bologna ein Bündnis mit Sardinien unterhandelt, nach welchem der König gegen die Ueberlassung von Genua 10 000 Mann Hülfstruppen zum österreichischen Kriege stellen wollte: das Direktorium aber verwarf den Vertrag, weil es eine Republik nicht in die Hände eines Königs zu liefern Lust hatte. Carnot schrieb allerdings im Februar, daß gleichzeitig mit dem italienischen auch das Rhein- und Sambreheer zum Angriff schreiten sollte: Bonaparte wußte aber zu gut, wie weit dort am Rheine die Rüstungen bei dem elenden Geldmangel der Regierung noch zurück waren. Wenn er mit jenen Heeren zusammenwirken wollte, so mußte er

noch eine Reihe von Wochen hindurch deren Fertigstellung erwarten. Dann konnte freilich das Gesamtergebnis glänzend und sicher werden; aber für Bonapartes persönlichen Ruhm stellten sich die Aussichten mit jedem Tage des Aufschubs schlechter. Denn große Massen des feindlichen Rheinheeres waren ja auf dem Marsche nach Italien: Bonaparte mußte wünschen, den Erzherzog vor deren Ankunft zu schlagen. Wenn er dagegen den Beginn der Offensive verschob, so zog der Erzherzog diese Verstärkungen an sich, und Bonaparte kam schwerlich über eine mühsame Defensive hinaus, während Moreau gegen das geschwächte feindliche Rheinheer die entscheidenden Schläge führte und als Siegesheld und Friedensschöpfer die erste Stelle in der Republik errang. Mochte also das Spiel noch so gefährlich sein, Bonaparte war entschlossen, es ohne Zaudern zu beginnen. Kriegsruhm hatte er in Fülle: worauf es bei der jetzigen Stimmung der französischen Nation ankam, war Erlangung des Friedens; wer dies durchsetzte, war des mächtigsten Ansehens in Frankreich gewiß, und keinem andern als sich selbst gedachte Bonaparte diese höchste Palme zu gönnen. Also hieß es für ihn, alles an alles zu setzen und den Gewinn zu erringen um jeden Preis.

Vom ersten Tage seiner Laufbahn an hatte in seinem rastlos arbeitenden Geiste Politik und Krieg sich miteinander verschlungen. Wie hätte es in diesem Augenblick, wo er dicht vor die letzte Entscheidung gestellt war, anders sein können? Längst war er über die dienende Stellung des bloß militärischen Werkzeugs hinausgewachsen; er wußte genau, welch einen Friedensvertrag er schließen wollte, und nicht minder entschlossen war er über die diplomatischen Mittel, durch welche er Oesterreich für sein System zu gewinnen hoffte. Das Ziel, welches er im Sinne trug, war, wie wir wissen, ein anderes als das von dem Direktorium gewünschte: wenn diesem alles an Belgien und Rheinland und sehr wenig an Italien lag, so wollte er vor allem Italien diesseits der Etsch behaupten und stellte damals die deutschen Erwerbungen durchaus in die zweite Reihe.

Was die Stimmungen in Wien betraf, so hatten im letzten Jahre so viele Verhandlungen mit Gallo, Gherardini und den toscanischen Staatsmännern stattgefunden, daß Bonaparte, wie bei dem französischen Volke, so auch bei der österreichischen Regierung den entschiedenen Wunsch nach Frieden voraussetzen durfte; immer aber war Oesterreich, wenngleich besiegt, doch keineswegs überwältigt, und Bonaparte wußte, daß er auf raschen Abschluß nur dann rechnen konnte, wenn er für Belgien und Mailand dem Kaiser eine hinreichende und ansprechende Entschädigung zu bieten in der Lage war. Welches Angebot aber würde in Wien reizend erscheinen? Oft genug hatte das Direktorium auf Bayern, unter mannigfaltigen Wendungen, hingewiesen, jedoch niemals den gewünschten Erfolg gewonnen. Dann hatte es bei Clarkes Sendung verschiedene Kombinationen in Italien vorgeschlagen; Thugut aber war auch hier bei allen taub geblieben. Es war Bonapartes Scharfsinn vorbehalten, das lösende Wort zu finden: schon bei dem Beginne seines Vormarsches war er entschlossen, dem Kaiser Venetien anzubieten, und lebte der Ueberzeugung, damit den von ihm gewollten Friedensschluß zu erreichen. Kein Zeugnis belehrt uns, ob er von den geheimen russischen Verhandlungen Josephs und Thuguts aus den Jahren 1782 und 1795 eine bestimmte Kunde gehabt [1]) oder seinen Plan nur aus richtig zutreffender Anschauung der Verhältnisse geschöpft hatte. An der Sache selbst ist, wie uns der Verlauf des Ereignisses Schritt auf Schritt belehren wird, ein Zweifel nicht mehr möglich.

Es war dies allerdings eine Auskunft höchst besonderer Art, der Friedensschluß auf Kosten eines ängstlich neutralen

---

[1]) Noch weniger finden Angaben wie die der Mémoires d'un homme d'état und des Grafen de Maistre, daß die Beraubung Venedigs im voraus zwischen Thugut und Bonaparte abgekartet gewesen, irgend eine Bestätigung in den authentischen Akten. Dagegen sind Lallemants Berichte aus Venedig erfüllt von Notizen über die Sorgen, die der Senat seit langer Zeit wegen Oesterreichs Eroberungslust hatte.

Staates, der alle die Jahre daher kein höheres Streben gehabt hatte, als mit beiden kriegführenden Mächten in Eintracht und Freundschaft zu leben. Indessen eine solche Erwägung des Rechtes und der Moral war nicht geeignet, Bonaparte auch nur einen Augenblick von einem Schritte zurückzuhalten, den er im französischen und im eigenen Interesse für geboten erachtete, und Thugut — darüber durfte er sicher sein — würde zwar auf möglichst korrekte Formen dringen, die inkorrekte Sache aber sich zu bestem Nutzen gefallen lassen. Die wesentliche Schwierigkeit für Bonaparte lag nicht in Venedig und nicht in Wien, sondern ganz und gar in Paris. Es gab in Frankreich keinen Menschen, der im voraus dem Entwurfe seine Zustimmung erteilt hätte. Das Direktorium mit seinen Demokraten nahm, wie wir sahen, ursprünglich an Italien überhaupt kein Interesse und hätte die Lombardei sofort für die Anerkennung der belgischen und rheinischen Annexionen zurückgegeben. Nachdem aber Bonaparte durch die Gründung der lombardischen und cispadanischen Republik sie einmal in italienische Händel verwickelt hatte, wären sie gerne auch in Venetien die Gründer eines demokratischen Freistaats geworden; die ministerielle Presse kündigte im Februar in drohendem Tone den sicheren Fall der verrotteten Adelsherrschaft an, und das Direktorium drängte den General, in Venedig einige Millionen zu erpressen, und erkundigte sich wiederholt nach der Möglichkeit der Umwälzung der Terraferma. Wenn dies aber geschah, so wäre es ihnen unter allen Umständen undenkbar erschienen, den selbst geschaffenen Freistaat einem gekrönten Tyrannen auszuliefern. Auf der anderen Seite ersehnte die gemäßigte Partei den auswärtigen Frieden, vor allem deshalb, weil sie das Aufhören der revolutionären Gewalt im Innern begehrte und die Wechselwirkung zwischen Krieg und Revolution vollkommen begriffen hatte. Sie wäre bereit gewesen, zur Erleichterung des Abschlusses mit Oesterreich die Eroberungen auch im Norden erheblich zu beschränken, und verabscheute um so heftiger weitere Ausdehnung der demokratischen und militärischen Umwälzungen,

wie sie Bonaparte damals in Italien vollzog. So gebührt das dunkle Verdienst der Katastrophe Venedigs auf französischer Seite Bonaparte allein und ausschließlich [1]. Er übernahm damit die außerordentliche Aufgabe, zuerst, gegen den Willen des französischen und des venetianischen Volkes, Venedig und Frankreich in Krieg zu verwickeln und dann, gegen den Willen der französischen Regierung, Venedig der österreichischen Eroberung zu überliefern. Worauf er vielleicht rechnen konnte, war bei dem ersten Schritte die revolutionäre Neigung des Direktoriums und bei dem letzten die allgemeine Friedenssehnsucht des französischen Volkes. Immer aber blieb das Spiel für ihn ein höchst gewagtes; es galt, jede vorbereitende Maßregel in tiefes Geheimnis zu hüllen, die Entwickelung sich scheinbar aufzwingen zu lassen, sich selbst in eine Lage zu versetzen, die jeden Argwohn der eigenen Urheberschaft unmöglich erscheinen ließ. So ist es höchst begreiflich, daß kein geschriebenes Aktenstück den eben dargelegten Zusammenhang ankündigt: um so bestimmter aber wird sich uns zeigen, wie genau auf jeder Stufe die thatsächliche Entwickelung diesen Voraussetzungen entsprochen hat.

Auf der Rückreise von Tolentino hatte sich Bonaparte einige Tage in Bologna aufgehalten und dort für die lombardische Legion eine neue Organisation verfügt, welche diesem Heereskörper ein festeres Gefüge und eine größere Mannschaftszahl verleihen sollte. Dann war er nach Mantua gegangen, von wo aus er die letzten Vorbereitungen für den bevorstehenden Feldzug traf, und hatte dann am 9. März sein Hauptquartier nach Bassano, inmitten der aktiven Heeresabteilungen, verlegt. Sein Beschluß stand fest, die Offensive ohne den geringsten Zeitverlust auf allen Seiten

[1] Clarkes Korrespondenz widerlegt die Behauptung Bottas durchaus, daß er (Clarke) dem Marchese Gherardini Venetien angeboten habe, aber von Oesterreich abgewiesen worden sei. Der venetianische Gesandte Querini in Paris wurde im Januar durch solch ein Gerücht erschreckt; das Direktorium erklärte ihm, seinerseits mit voller Wahrheit, daß man solche Absichten nicht habe.

zu ergreifen und mit möglichstem Ungestüm vorwärts zu treiben. Zuerst sollte Masséna mit dem linken, nördlichen Flügel des Hauptheeres den Angriff gegen das obere Thal der Piave eröffnen und durch sein Vorgehen die unmittelbare Verbindung des Erzherzogs mit dessen Tiroler Divisionen abschneiden. Dann würden Serrurier, Guyeux und Bernadotte sich gegen die feindliche Aufstellung des Friauler Corps am unteren Tagliamento in Bewegung setzen, Joubert aber in Tirol das Etsch- und Eisackthal aufwärts drängen und hoffentlich die Oesterreicher über den Brenner hinüber bis nach Innsbruck zurückwerfen. Endlich würde in demselben Augenblick, wo diese raschen, allseitigen Schläge auf die Oesterreicher fielen, die Katastrophe Venedigs ihre Entwickelung beginnen, zunächst durch den Sturz der Adelsherrschaft in den Städten der Terraferma. Dann konnte den Oesterreichern zu gleicher Zeit durch das Vordringen des französischen Heeres die Notwendigkeit des Friedens und durch das Angebot Venedigs die Süßigkeit desselben anschaulich werden.

Der Ausbruch der venetianischen Wirren gerade im Augenblick des Abmarsches des Hauptheeres nach Deutschland hätte einem oberflächlichen militärischen Urteil höchst bedenklich dünken können. Venedig hatte etwa 15 000 Mann Linientruppen unter den Waffen und die Bevölkerung in ihrem wilden Zorne gegen die Franzosen war auf das erste Zeichen zur nationalen Erhebung bereit: wie drohend mußte eine solche Erschütterung im Rücken des Heeres erscheinen, wo der in der Lombardei zurückbleibende Kilmaine in Mailand, Mantua, Verona kaum über 6000 Franzosen und schwache italienische Formationen verfügte? Aber gerade die scheinbare Größe dieser Gefahr war für Bonapartes Pläne ein ganz unbezahlbarer Vorteil, indem sie von ihm für den Augenblick jeden Verdacht, die Unruhen selbst veranlaßt zu haben, auf das entschiedenste ablenkte. Denn völlig undenkbar schien es doch, daß ein solcher Meister der Kriegskunst die dringendste Regel derselben, den Rücken seines vordringenden Heeres zu sichern, in so gröblicher

Weise selbst verletzte. Bonaparte trug eifriger als je seine Ueberzeugung von der Unverbrüchlichkeit dieser Regel allerorten zur Schau, in seinen amtlichen Weisungen an Kilmaine, die venetianische Neutralität auf das strengste zu achten, in seinen Erklärungen an die venetianischen Behörden, nicht die leiseste Störung der Ruhe in seinem Rücken zu dulden. Bei diesen Versicherungen blieb ja kein Zweifel möglich, daß es für den General nichts Widerwärtigeres geben konnte als Empörung und Bürgerkriege in Venetien während seines deutschen Feldzugs [1]). Im stillen freilich war auch für diese Fälle vollkommen vorgesorgt. General Victor mit seinen 10 000 Mann stand, seit Tolentino durchaus verfügbar, in der Romagna, nur wenige Märsche von den venetianischen Grenzen entfernt. Die Besatzung von Livorno, 1200 Mann, war im Begriffe, gegen eine starke Geldzahlung des Großherzogs den Platz zu verlassen. Aller aus Frankreich noch erwartete Nachschub, sowie die Rekonvaleszenten der Lazarette, mehrere tausend Mann in den nächsten Wochen, waren Kilmaine zugewiesen, so brauchbar sie Bonaparte auch zur Verstärkung seines kleinen Angriffsheeres gewesen wären. Endlich blieb, gerade wenn man eilig losschlug, für den Notfall die Möglichkeit, einen Teil von Jouberts Truppen mit rascher Wendung aus Tirol nach Venetien herüberzuwerfen. Es war kein Gedanke daran, daß diesen Streitkräften Venedig hätte Widerstand

[1]) Auch später, bei französischen Angriffen auf seine venetianische Politik, blieb dies Bonapartes Hauptargument. Le simple bon sens, sagte er zu Bourrienne (vgl. dessen mémoires I, 142, édit. Stuttgart 1849), devait faire juger que son projet étant de se porter sur les versants du Danube, il n'avait aucun intérêt à voir ses derrières inquiétés par des révoltes. Cette combinaison, disait-il, était absurde et ne pourrait venir dans la tête d'un homme à qui ses ennemis même ne peuvent pas refuser un certain tact. Ebenso schreibt Bonaparte im Juli 1797 in einer note sur les événements de Venise (Correspondance III, 156): Bonaparte entrait en Allemagne, lorsque les insurrections se manifestèrent dans les états de Venise; donc elles étaient contraires aux projets de Bonaparte, donc il n'a pas pu les favoriser.

leisten können, zumal, wie Bonaparte nur zu gut wußte, in der morschen Republik keine andere Stimmung als Furcht und Friedensliebe vorhanden war, niemand an einen Kampf oder gar an einen Plan des Kampfes dachte und ein mutiger Entschluß, wenn er überhaupt zu stande kam, sicher zu spät gefaßt wurde. Der höchste Beamte der Terraferma, der Generalproveditore in Brescia, Battagia, hatte von jeher zu den Verfechtern einer französischen Allianz gehört und kannte auch in der Neutralität keine höhere Sorge, als durch Nachgiebigkeit gegen die Sieger seinen bedrängten Staat bis zum endlichen Friedensschluß zu fristen. Soeben erst hatte er den ihm untergebenen Vizepodesta von Bergamo, Ottolini, bei der Regierung verklagt, weil er überall feindselige Umtriebe der Franzosen wittere und dieselben durch seine Gegenmaßregeln thörichterweise reize [1]). Einen solchen Staatsmann zu behandeln und zu beherrschen, ihn abwechselnd zu streicheln und einzuschüchtern, war für Bonaparte ein behagliches Spiel. Noch am 10. März schrieb er ihm aus Bassano, beklagte, daß es in Brescia unruhige Auftritte gegeben hätte, die in Wahrheit freilich erst bevorstanden, und bat ihn, nicht zu strenge mit französisch gesinnten Bürgern zu verfahren, was ihm Battagia dann umgehend in der wärmsten Weise zusagte. Für einen Charakter von Bonapartes Schlag war die Versuchung groß, durch die That zu erproben, wie weit die Geschmeidigkeit dieser Leute gehen würde.

An demselben Tage, an welchem jener verbindliche Brief an Battagia geschrieben wurde, erließ der General das Manifest, worin er seinen Truppen den Beginn des neuen Feldzugs verkündigte. Er zählte die Thaten des vorigen Jahres auf, in dem zum ersten Male die französischen Fahnen am Adriatischen Meere geweht hätten, im Angesichte und in der Nähe des alten Macedonien; er pries die Friedensliebe des Direktoriums und klagte Oesterreich an, sich in den Solddienst der englischen Krämerpolitik begeben zu

---

[1]) Raccolta I, 391.

haben; so müßte man den Frieden in Wien selbst erzwingen und Oesterreich den Rang einer untergeordneten Macht zuweisen, wie derselbe einem Mietling Englands gebühre. Ein solcher Ton war nicht besonders friedeverheißend und nicht im Verhältnis zu der Geringfügigkeit der damals von Bonaparte geführten Streitkräfte: um so charakteristischer tritt darin die Richtung hervor, welche die vorwiegende Leidenschaft des Feldherrn schon damals genommen, und die von nun an den Gang seines gewaltigen Lebens bestimmen sollte. Der Blick über das Adriatische Meer hatte seinen Ehrgeiz auf die Ländermassen des Orients, auf das Vorbild des glänzendsten Helden aller Jahrhunderte gelenkt; über den kleinen europäischen Kontinent hinaus strebten seine Entwürfe in die ungemessene Weite des Ozeans, und als der letzte, der einzige seiner würdigen Gegner erhob sich ihm hier das seebeherrschende England. Der Kampf gegen Oesterreich hatte ihm nur noch Bedeutung, insofern er in Wien den dienstwilligen Genossen der britischen Macht zu Boden warf; so schnell wie möglich wünschte er jetzt dieses Nebenwerk abzuthun, um dann die eigene und die volle Kraft seines Landes auf die Hauptsache zu wenden und mit der Ueberwältigung Englands seine Macht über alle Teile des Erdballs auszudehnen. Mit verdoppeltem Ungestüm ging er vorwärts; ein anderes Zeitmaß der Kriegsbewegung als das Jahr zuvor bei Moreau und Jourdan sollte Erzherzog Karl hier kennen lernen.

Karl hatte bei dem allgemeinen Rückzug seines Heeres hinter den Tagliamento zwei Abteilungen als Vortrab an der Piave stehen lassen, den Prinzen Hohenzollern mit 3700 Mann in der Ebene bei Conegliano, den Obersten Lusignan mit 3200 Mann stromaufwärts im Gebirge zwischen Feltre und Belluno. Es war Lusignan, der zuerst am 10. März durch Massénas Stoß beinahe mit vierfacher Uebermacht getroffen wurde; an Widerstand war nicht zu denken; unter steten Gefechten wich er, die Verbindung mit Hohenzollern aufgebend, weiter nach Norden in das Gebirge hinein: schon am 11. rettete sich ein Teil des Corps über die Berge

nach Tirol; am 12. wurde Lusignan mit seiner Hauptmasse bei Longarone ereilt und in dem hier engen und felsigen Thale von allen Seiten umfaßt; mit 700 Mann wurde er selbst gefangen; der völlig zertrümmerte Rest seiner Mannschaft flüchtete auf schwierigen Bergpfaden nach Cortina in Tirol. Für den Erzherzog war die ganze Abteilung verloren. Nach diesem Erfolge wandte sich Masséna darauf wieder stromab nach Belluno und zog von dort, am Fuße des Gebirges entlang, dem oberen Tagliamento zu, nach Spilimbergo und Osoppo. Unterdessen vermied Hohenzollern ein ähnliches Mißgeschick, womit ihn Guyeux und Serrurier bedrohten, durch eiligen Rückzug auf das österreichische Hauptheer hinter dem Tagliamento, wo auf seine alarmierenden Nachrichten der Erzherzog seinen Divisionen eine neue Aufstellung zur Abwehr des nahenden Feindes gab. Den rechten nördlichen Flügel bildete mit nahe 5000 Mann General Bayalitsch, zwischen Osoppo und Carpacco. Von dort stromabwärts bis Codroipo und Varmo, auf einer ungefähr drei Meilen langen Linie standen die Divisionen Reuß, 6200, und Schulz, 3500 Mann, hinter ihnen als Reserve General Spork mit 4900 Mann. Endlich deckte den unteren Lauf des Flusses bis Latisana die Division Seckendorf, 2900 Mann. Die ganze auf diese Art besetzte Strecke, von Osoppo bis Latisana, betrug sieben Meilen; die österreichische Aufstellung war also äußerst dünn und die Aussicht auf einen erfolgreichen Widerstand um so geringer, als der in breitem und flachem Rinnsal dahinströmende Fluß damals wasserarm und fast allerorten zu durchwaten war. Am 16. morgens erreichten die Franzosen das rechte Ufer des Flusses, gegenüber Codroipo; Bonaparte selbst war an ihrer Spitze, um den passendsten Ort des Uebergangs auszusuchen. Gegen 11 Uhr war ihr Aufmarsch vollendet, Guyeux links, Bernadotte rechts, Serrurier in Reserve, im ganzen ungefähr 22 000 Mann. Jede Division sandte als Vortrab ein leichtes Infanterieregiment voraus, in Linie entwickelt, ein Grenadierbataillon in geschlossener Kolonne auf jeder Flanke; es folgten dann die

vier Infanterieregimenter der Division, eins hinter dem andern, bei jedem das zweite Bataillon in Linie, das erste und dritte in geschlossener Kolonne auf den Flanken. Einige Reiterschwadronen deckten die Verbindung zwischen den einzelnen Massen. Auf Bonapartes Signal setzte sich alles mit größter Regelmäßigkeit und Raschheit in Bewegung; das Wasser ging den Soldaten kaum bis zum Gürtel; völlig geordnet betraten die Divisionen das linke Ufer und eröffneten sofort ihren übermächtigen Angriff auf Reuß und Schulz, denen auch Sporks Unterstützung keine durchgreifende Hülfe zu bringen vermochte. Schon nach wenigen Stunden gab der Erzherzog den Befehl zum allgemeinen Rückzug auf Udine, Cividale, Palmanova, welche Festung vor einigen Wochen General Alvinczy den Venetianern mit ähnlicher Ueberlistung entrissen hatte wie einst Liptay Peschiera und Baraguay d'Hilliers Bergamo [1]).

Lange zu halten war übrigens auch diese Stellung nicht, da Palmanova in keiner Hinsicht gerüstet war, einem ernstlichen Angriffe länger als einige Tage zu widerstehen. Der Erzherzog erließ also schon am 17. März die Weisungen an die Truppen, auf welche Art demnächst der weitere Rückzug hinter die letzte der Friauler Flußlinien, den Isonzo, vorgenommen werden sollte. Hier dachte er noch einmal einen Halt zu machen, noch einmal das Vordringen des Gegners zum Stehen zu bringen und dadurch seinen rheinischen Divisionen die Zeit zum Herankommen zu gewinnen. Die

---

[1]) Die österr. militärische Zeitschrift 1835, III, 49 ff., stellt dies zur Entschuldigung Alvinczys so dar, als seien die Venetianer, in ihrem Hasse gegen Frankreich, im stillen einverstanden gewesen, und giebt diese Versicherung in einer Form, welche die Meinung erweckt, daß auch dieser Teil der Erzählung auf österreichischen Akten beruhe. Er enthält aber nichts als die subjektive Ansicht des Verfassers, und diese ist völlig unbegründet. Der Protest der Venetianer war ernst und ehrlich, und Thugut schrieb auf die Nachricht von der Besetzung Palmas an Colloredo: „Alvinczy ist stolz, die offenen Thore Palmas eingestoßen zu haben; dieser Erfolg beweist nur, daß die Venetianer noch schwächer sind als wir." — Wie Palma war übrigens auch Osoppo eingenommen worden.

erste derselben, unter General Mercandin, hatte jetzt Tirol durchzogen und war auf dem Marsche von Brixen ostwärts durch das Pusterthal nach Kärnten, und der Erzherzog erließ an sie dringende Befehle, so rasch wie möglich sich zu nähern und die Deckung seiner nördlichen Flanke im Hochgebirge zu übernehmen. In der That, nicht weniger als alles hing hiervon ab. Die Friauler Straße von Verona nach Wien geht zuerst nach Osten, indem sie nacheinander die von den Alpen südwärts zum Meere strömenden Flüsse Piave, Tagliamento, Isonzo überschreitet. Im Isonzothal aber wendet sie sich, fast im rechten Winkel, scharf nach Norden, steigt hier dem Flusse entgegen die Abhänge der Alpen hinan, passiert die Engen des Flitscherpasses und erreicht, an den Quellen des Isonzo vorüber, die Kammhöhe des Gebirges auf dem Predil. Von hier aus senkt sie sich in scharfen Windungen nach Tarvis, passiert weiter abwärts bei Villach den Ausgang des Pusterthals und setzt sich dann in ebenem Gelände nach Klagenfurt, der Hauptstadt Kärntens, fort. Für ein Heer, welches seine wesentliche Rückzugslinie nordwärts nach Wien hat, ist also die Stellung hinter dem Isonzo unter allen Umständen mißlich; ein siegreicher Stoß der Feinde auf seinen nördlichen Flügel reicht hin, alle anderen Teile des Heeres von der Verbindung mit der Heimat abzuschneiden. Nun findet sich einige Meilen westlich vom Predil eine andere noch bequemere Paßhöhe bei Saifnitz, zu welcher vom Tagliamento durch das Fellathal eine Fahrstraße über die venetianische Klause nach Pontebba hinaufsteigt, um dann bei Tarvis in die Isonzostraße einzufallen. Nachdem Bonaparte die Linie des Tagliamento gewonnen, lag das Fellathal den Franzosen offen: wenn sie von hier aus nach Tarvis gelangten, war dem Erzherzog die gerade Straße nach Innerösterreich verlegt; es blieb ihm kein anderer Rückzug übrig als in weiten Bogen südöstlich um die Abhänge der Julischen Alpen herum, durch Krain über Laibach, wo es immer höchst fraglich war, ob er jemals wieder den auf der kürzesten Linie über Tarvis vordringenden Franzosen sich würde vorlegen

können. Mit Recht hat man also gesagt [1]), daß die Stellung hinter dem Isonzo ohne vollständige Sicherung von Tarvis gar keinen Sinn hatte; das Natürliche wäre gewesen, mit entschlossener Preisgebung des Südens die österreichische Hauptmasse geradezu zur Deckung von Tarvis als des einzig wesentlichen Punktes zu verwenden. Der Erzherzog hatte nun allerdings einige Vorkehrungen zu diesem Zwecke getroffen. Vom Tagliamento aus war die Brigade Ocskai durch das Fellathal in die wichtige Stellung abgerückt; schließlich aber hatte Ocskai nicht mehr als 1500 Mann dorthin gebracht. Mit zwei anderen Bataillonen war Major Zettwitz den Tagliamento hinauf gesandt worden, um die Reste der Lusignanschen Schar an sich zu ziehen und dann ebenfalls nach Tarvis zu führen. Er hatte aber dort nur einzelne Flüchtlinge angetroffen und von diesen so arge Schilderungen ihrer Niederlage erhalten, daß er es für das sicherste hielt, anstatt ostwärts nach Tarvis zu rücken, lieber nach Nordwesten in die entlegenen Alpenthäler von Degano zu entweichen. Endlich war auch Mercandin im Pusterthal durch die Gerüchte von Lusignans Niederlage ereilt worden, und hatte sich dadurch in seinem Marsche so gründlich aufhalten lassen, daß er nicht, wie der Erzherzog gehofft, am 20. März nach Tarvis, sondern drei Tage später erst nach Villach gelangte. In Tarvis blieb einstweilen Ocskai mit seinen wenigen Kompanien ganz allein.

Bonaparte war nicht der Widersacher, bei dem man sich ungestraft solche Fehler erlauben durfte. Alle Vorbereitungen zum Angriffe auf Tarvis waren längst getroffen; es war wieder Masséna, dem wie an der Piave so auch am Isonzo die Ueberflügelung der nördlichen, dieses Mal alles beherrschenden Flanke des Gegners zufiel. Mit seiner etwa 11 000 Mann starken Division war er gleich nach der Ueberschreitung des Tagliamento durch das Fellathal gegen die venetianische Klause und Tarvis in Marsch gesetzt worden, während Guyeux auf das feindliche Zentrum unter

[1]) Rüstow, Feldzüge Napoleons S. 471.

Bayalitsch bei Caporetto heranzog, Serrurier und Bernadotte aber den unteren Lauf des Flusses bei Görz und Gradisca bedrohten. Bei ihrem Vorgehen räumten die Oesterreicher ohne Widerstand das nutzlos besetzte Palma und gingen hinter den Isonzo zurück; die Brigade Augustinetz warf sich nach Gradisca hinein und schlug am 19. März einen kecken Ansturm Bernadottes blutig ab. Gleich nachher aber durchwatete Serrurier ganz in der Nähe den Fluß und schloß die Stadt auf allen Seiten ein; nachdem ein Entsatzversuch der nächsten österreichischen Kolonne scharf zurückgewiesen worden war, verlangte Augustinetz zu kapitulieren und streckte mit seiner ganzen Abteilung, 2500 Mann, die Waffen. Damit war bereits die Linie des Isonzo für die Oesterreicher unhaltbar geworden, und der Erzherzog hatte zu erwägen, auf welcher Straße er den weiteren Rückzug nach Deutschland antreten wollte. Er hatte Nachricht, daß gegen sein Zentrum bei Caporetto feindliche Massen im Anzuge seien; es schien ihm also bedenklich, ob er hier auf der Isonzostraße so viel Zeit noch frei haben würde, um seine sämtlichen Divisionen durch die schmalen Pässe hindurchzubringen; er befahl demnach dem Fürsten Reuß, mit dem größeren Teile der Armee den Umweg durch Krain zu nehmen und so rasch wie möglich von dort auf Villach zu marschieren. Nur den General Gontreuil sandte er mit vier Bataillonen und der großen Artilleriereserve den Isonzo hinauf zu Bayalitsch, um mit diesem vereinigt durch den Flitscher Paß nach Tarvis zu ziehen. Er selbst eilte Reuß voraus über Laibach nach Villach. Wie bedenklich sich schon jetzt bei Tarvis die Dinge verwickelt hatten, wußte er noch nicht.

In denselben Stunden, in denen Augustinetz in Gradisca bedrängt wurde, hatte Masséna am 19. März die vorgeschobenen Posten Ocskais aus der venetianischen Klause hinausgeschlagen, den Oesterreichern 600 Gefangene abgenommen und sie zum Rückzug auf Pontafel genötigt. Bei der gewaltigen Uebermacht des Feindes war aber auch hier kein Halten; Ocskai zählte, nachdem noch zwei Bataillone

aus dem Innern zu ihm gestoßen, kaum 1900 Mann: so ging er am 20. nicht bloß nach Tarvis, sondern mit Preisgebung der Isonzostraße die Höhe abwärts bis Wurzen zurück. Bayalitsch, Gontreuil, der Artilleriepark, alles wäre verloren gewesen, wenn Masséna mit raschem Nachdringen seine ganze Division bei Tarvis aufgehäuft hätte. Man darf ihm zutrauen, daß es zwingende Gründe gewesen sein müssen, die ihn abgehalten haben: genug, er blieb mit der Hauptmasse noch in Pontafel auf der Fellastraße stehen und begnügte sich, durch seinen Vortrab Tarvis besetzen zu lassen. Am 21. kam die Hiobspost hinüber zu den Oesterreichern, zunächst zu dem Artilleriepark, der eben zur Flitscher Klause heranzog, und wurde von hier schleunigst an Bayalitsch nach Caporetto weitergegeben. Dieser befahl sofort dem General Gontreuil, in möglichster Schnelligkeit über den Predil nach Tarvis vorzugehen und die Straße wieder zu eröffnen; er selbst blieb in verkehrtem Zaudern einstweilen bei Caporetto stehen. Gontreuil gelangte noch an demselben Abend auf den Predil und jagte mit entschlossenem Angriff am 22. die Franzosen aus Tarvis hinaus; so konnte der große Park, von Gontreuil zu unablässiger Eile getrieben, Tarvis passieren und die Straße nach Villach gewinnen. In der Nacht kam auch Ocskai auf besonderen Befehl des Erzherzogs wieder nach Tarvis zurück; immer aber hatte man nur 4400 Mann auf dem wichtigen Punkte zusammen, da Bayalitsch mit seinen 3000 am 22. in bedächtigem Zuge erst bis Flitsch gelangt war, hier die Brigade Köblös zur Deckung der Klause wieder stehen ließ und am Morgen des 23. nur mit 1700 Mann in schleppender Langsamkeit sich bergauf zum Predil bewegte. So konnte Masséna von Pontafel her gegen Gontreuil immer noch eine mehr als doppelte Uebermacht entwickeln; er nahm im Laufe des Vormittags zuerst die Paßhöhe bei Saifnitz unter heftigem Gefechte, und als darauf Gontreuil gegen Tarvis hinabzuweichen begann, fand es Ocskai für gut, ohne erst seinen Genossen abzuwarten, den Ort im voraus aufzugeben und eine deckende Stellung weiter rück-

wärts zu suchen. In dieser vorsichtigen Beschäftigung wurde er jedoch in unerwarteter Weise gestört. Erzherzog Karl hatte auf seiner Fahrt von Laibach nach Villach die Bedrohung von Tarvis in Krainburg erfahren und erschien jetzt persönlich mit einiger Reiterei auf dem Kampfplatz, wo er den General Ocskai sofort umkehren und zu erneuertem Widerstande vorgehen ließ. Aber diese Bataillone zeigten sich völlig mürbe und haltungslos, so daß der Erzherzog sich zuletzt selbst an die Spitze seiner Husaren setzte und trotz des Glatteises, womit auf dieser Höhe [1]) die Straße bedeckt war, mit einem Reiterangriff den Tag zu wenden suchte. Das französische Fußvolk hielt jedoch stand, und als dann einige Schwadronen Dragoner heranbrausten, lösten sich die Kaiserlichen in wilder Verwirrung auf und mit knapper Not entkam der Erzherzog durch die Aufopferung einiger Offiziere aus dem Getümmel.

Damit war denn Tarvis vollständig in Massénas Hand und die Division Bayalitsch rettungslos zwischen ihm und Guyeux eingeklemmt. Zuerst Köblös bei Flitsch und dann Bayalitsch selbst auf dem Predil überlieferten sich nach kurzer Gegenwehr der Gefangenschaft. Die beiden Tage hatten dem kaiserlichen Heere mehr als 3000 Mann Verlust gebracht; seit der Eröffnung des Feldzugs betrug der Abgang an Toten, Verwundeten und Gefangenen über 14 000 Mann, also die größere Hälfte der vorhandenen Streitkräfte. Was noch übrig war, befand sich in schlimmer Verfassung. Unmittelbar in seiner Nähe hatte der Erzherzog nur die Trümmer von Gontreuils und Ocskais Brigaden, zu denen jetzt in Villach die ersten Bataillone Mercandins stießen. Fürst Reuß war aber noch drei Tagemärsche weit entfernt; es war nicht daran zu denken, gegenüber den nachdrängenden Masséna und Guyeux, ihn in Villach abzuwarten; man mußte also die Verbindung mit

---

[1]) Etwa 2500 Fuß über dem Meere. Bonaparte in seinem Berichte an das Direktorium schmückt aus: die Schlacht sei inmitten der Gletscher, hoch über den Wolken geliefert worden.

Tirol durch das Pusterthal aufgeben und weiter rückwärts, in Klagenfurt, die vereinzelten Divisionen zu sammeln suchen. Dies hatte dann die weitere Folge, daß die sonstigen rheinischen Verstärkungen nicht mehr auf dem geraden Wege durch Tirol zur Armee gelangen konnten; der Erzherzog ließ sie vielmehr auf Salzburg marschieren, um sie von dort nach Bruck an der Mur auf seine Straße heranzuziehen. Einstweilen hatte er, als am 25. und 26. März die Divisionen Mercandin und Reuß sich in Klagenfurt vereinigten, General Seckendorf aber mit etwas über 4000 in Krain zur Deckung Slavoniens zurückgeblieben war, noch ungefähr 13 000 Mann unter der Fahne. Von wirklichen Kämpfen konnte für diese Armee nicht mehr die Rede sein: der Krieg war entschieden zehn Tage nach Beginne des Feldzugs.

Nicht besser war in derselben Zeit für die Kaiserlichen der Verlauf der Dinge in Tirol gewesen. Dort hatte Joubert die ersten Tage sich in berechneter Unthätigkeit gehalten und die Oesterreicher an unbedeutende Vorpostenplänkeleien gewöhnt, bis Bonaparte an die Isonzolinie gekommen und somit ungefähr ebenso weit von dem östlichen Ausgang des Pusterthals entfernt war, wie Joubert von dem westlichen. In diesem Augenblick, während Masséna Pontafel besetzte, brach Joubert durch die feindliche Stellung hinter dem Lavis hindurch, am 20. März, mit solchem Geschick und Ungestüm, daß er den Gegner völlig überraschte und ihn mit einem Verluste von nahe 4000 Mann zu eiligem Rückzug nötigte. General Kerpen ließ die Brigade Loudon westwärts in das obere Etschthal nach Meran ausweichen; er selbst folgte, unter mehreren blutigen Gefechten, bei Klausen, an der Ladritscher Brücke, in der Plattner Klause, der Brennerstraße, über Bozen, Brixen, bis Sterzing. Damit hatte Joubert sein nächstes Ziel, den Eingang in das Pusterthal, und zugleich die Möglichkeit erreicht, jederzeit über Lienz und Spittal mit dem französischen Hauptheer in Kärnten die Verbindung zu eröffnen. Ein österreichisches Corps unter General Spork, 8000 Mann, welches die Trümmer Lusignans an sich ge-

zogen, stand noch in diesen Thälern, fand aber seine Lage inmitten des Vordringens der beiden feindlichen Heere so bedenklich, daß es, nordwärts abziehend, über die Gletscherpässe bei Gastein sich den Weg nach Salzburg suchte. Damit war das letzte Hindernis beseitigt, welches Joubert die Straße nach Villach zu Bonaparte hätte sperren können. Seine Tiroler Gegner hatte er auf das übelste zugerichtet; General Kerpen hatte wie der Erzherzog die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt; er selbst stand mit 5000 Mann bei Sterzing, Loudon mit 2000 Mann bei Meran; von den 10 000 Landesschützen hatten sich bei dem Vordringen der Franzosen über 5000 verlaufen. Einige Verluste hatte natürlich auch Joubert gehabt, verfügte aber immer noch über mehr als 15 000 Mann schlagfertiger und siegesbewußter Truppen, mit denen er einstweilen, Bonapartes Befehle erwartend, gleich bereit zum Marsche nach Kärnten oder zur Erstürmung des Brenners, bei Brixen und Bozen Stellung nahm.

General Bonaparte selbst hatte gleich nach der Einnahme der Isonzolinie sein Hauptquartier nach Görz verlegt und hier die zunächst dringenden Maßregeln zur Ausbeutung des Sieges und Besetzung der gewonnenen Landschaften ergriffen. Er traf die schärfsten Vorkehrungen zur Herstellung strenger Mannszucht unter seinen Truppen; Bernadottes Bataillone wetteiferten bisher mit den alten italienischen Brigaden in der Mißhandlung des Landes [1]; Bonaparte aber wollte vor dem Einmarsch in Deutschland sicher sein, daß die Bevölkerung nicht durch Gewaltthätigkeit der Soldaten zum Aufstande veranlaßt würde. Er ordnete die Verpflegung des Heeres, welche nach wie vor ohne irgendwelche Schonung aus den venetianischen Bezirken eingetrieben wurde. Er ließ zur Deckung seiner Rückzugslinien Palma

[1]) Bonaparte an Bernadotte 26. März. Bottas entgegenstehende Angabe kann gegen die amtliche und sehr eingehende Erörterung nicht in Betracht kommen. Die Truppen des Sambreheers betrugen sich in Italien wie das Jahr zuvor in Deutschland.

und Osoppo und gleich nachher auch Görz und Gradisca mit neuen Verschanzungen und Kriegsvorräten aller Art versehen. Er sandte seine Reiterreserve unter General Dugua zur Einnahme von Triest und die Division Bernadotte nach Laibach zur Besetzung von Krain. Er meldete dem Direktorium die rasch errungenen Vorteile, drängte aber um so mehr auf die Eröffnung des Feldzugs auch am Rheine, da im entgegengesetzten Falle der weitere Vormarsch nach Innerösterreich ihn der Gefahr aussetzen würde, von allen Heeren des Kaiserreiches angefallen und erdrückt zu werden. Diesen Vormarsch selbst aber beeilte er auf jede Gefahr aus allen Kräften, um den Erzherzog nicht zu Atem und nicht zur Vereinigung mit seinen rheinischen Verstärkungen kommen zu lassen.

Inmitten dieser vielseitigen, unausgesetzten Thätigkeit empfing er dort in Görz die für alles Weitere entscheidende Nachricht: die venetianische Revolution stand in voller Entfaltung. In demselben Augenblick, in welchem er das österreichische Heer zertrümmert hatte, wurde ihm die dem Kaiser anzubietende Entschädigung verfügbar. In jeder Hinsicht war der Zeitpunkt zum Beginne der Friedensverhandlung gekommen.

Um den Verlauf der venetianischen Ereignisse richtig aufzufassen, muß man von der späteren bonapartistischen Legende völlig absehen. Diese knüpft an die Vorwürfe an, welche der General im April 1797 der venetianischen Regierung zur Beschönigung seiner Angriffe zu machen für gut fand: Venedig habe im stillen gerüstet und die Bevölkerung aufgewiegelt, um das französische Heer durch heimtückische Erhebung im Rücken zu fassen und zu vernichten. Es sei also, werden wir belehrt, nur ein Akt gerechter Notwehr gewesen, wenn Frankreich dieser venetianischen Insurrektion eine Gegeninsurrektion der demokratischen Partei in den venetianischen Provinzen gegenübergestellt hätte. Zur Widerlegung dieser Ansicht wäre schon die Bemerkung ausreichend, daß keiner ihrer Vertreter einen thatsächlichen Beweis dafür hat beibringen können. Die Regierung des Dogen ebenso wie die höchste Behörde der Terraferma reden in ihren zahl-

reich vorliegenden Verfügungen immer nur von Geduld und Neutralität; alle militärischen Vorkehrungen sind völlig bedeutungslos; die amtliche Korrespondenz bezeugt überall den elendesten Mangel an Mut, Geld und Streitkräften. Nichts kann weiter entfernt als diese Haltung von den Vorbereitungen eines Offensivkriegs auf Tod und Leben sein. Dies wird denn auch in vollem Maße von dem Vertreter Frankreichs in Venedig, dem Gesandten Lallemant, anerkannt: wiederholt bezeugt er, daß die Bevölkerung die Franzosen hasse, was bei den endlosen Erpressungen und Mißhandlungen allerdings kein Wunder war, daß die Regierung aber alles aufbiete, den Frieden zu erhalten. Ausführlich erörtert er im Januar und Februar die Beschwerden des Direktoriums gegen Venedig und beweist, daß sie keine thatsächliche Begründung haben. Und schließlich hat Bonaparte selbst, nach Erreichung seines Zweckes, nicht mehr daran gedacht, die vorher ersonnenen Anklagen aufrecht zu halten. Als er den Krieg mit der Republik suchte, griff er allerdings zu dem ersten besten Vorwande, wie er ihm unter die Hand fiel. Später aber, als er in seinen Diktaten auf St. Helena der Nachwelt das von ihm gewünschte Bild seiner Thaten zu zeichnen suchte, als er nicht bloß die letzten Anlässe zum Bruche, sondern die inneren Ursachen des Gegensatzes erörterte: da sagte er keine Silbe von gefährlichen Umtrieben der venetianischen Regierung, sondern begnügte sich mit der Behauptung, daß der Streit zwischen Aristokraten und Demokraten dort wie anderwärts in der Luft gelegen, daß der Ausbruch desselben ohne sein Zuthun und sogar sehr gegen seine Wünsche mit Naturgewalt erfolgt sei, und daß er dann freilich nicht umhin gekonnt, die Sache der französisch gesinnten Demokraten zu begünstigen [1]. Der einzige Vorwurf, den er der venetianischen Regierung macht, ist ihre beharrliche Ablehnung der französischen Allianz und einer Verfassungsänderung in Venedig selbst. Das mochte unklug gewesen sein: offenbar

[1]) Montholon IV, 118 ff.

aber enthielt es für Frankreich keinen gerechten Titel zur Kriegserklärung.

Nach Bonapartes eigenem Zeugnis also hat die venetianische Regierung keine Angriffspläne gegen Frankreich geschmiedet: und nicht leicht wird jemand gerade dieses Zeugnis in seinem Munde für verdächtig erklären. Andererseits leugnet er dort in gleicher Weise jeden eigenen Schritt zur Offensive gegen Venedig, jede Beteiligung an dem Aufstande der Demokraten gegen die venetianische Regierung. Hier kann offenbar seine Aussage zu seinen eigenen Gunsten nicht so schwer wiegen wie vorher zu Gunsten Venedigs, und, wie wir gleich sehen werden, steht sie mit den schlechthin beglaubigten Thatsachen in schneidendem Widerspruch. Vielmehr war sein Verhalten gegen Venedig so beschaffen, daß seine Anhänger allen Grund hatten, die Fabel einer vorausgegangenen Feindseligkeit Venedigs auszubilden: es gab keinen anderen Weg, um Bonapartes Maßregeln gegen die wehrlose Republik auch nur einigermaßen in milderes Licht zu rücken.

Wir erinnern uns, daß Bonaparte im Dezember 1796 das Kastell von Bergamo unter anderem auch deshalb in Besitz nahm, weil, wie er dem Direktorium schrieb, gerade in dieser Gegend der Haß der Einwohner gegen Frankreich am allergrimmigsten sei. Seitdem war nichts geschehen, diese Stimmung zu bessern: die Requisitionen und Plünderungen waren ihren Weg gegangen; die Bevölkerung war jeden Tag bereit, die Waffen gegen die Unterdrücker zu ergreifen, und ihr tüchtiger Podesta, Ottolini, hatte sie zum Teile militärisch organisiert, freilich nicht um loszuschlagen, was ihm Battagia und die Staatsinquisitoren um die Wette verboten, sondern um sie sicherer im Zügel zu haben. Zugleich aber hatte er seine Kundschafter bei den französischen Behörden und vornehmlich in Mailand, wo sich nach Bonapartes Befehlen eine demokratische Regierung und unter deren Schutze eine Anzahl revolutionärer Klubs aus Mitgliedern aller Zungen Europas gebildet hatte. Seit dem Februar kam von dort an Ottolini eine Nachricht nach der andern, welche drohende Umtriebe gegen die venetianische

Herrschaft ankündigte; er sandte endlich seinen Sekretär nach Mailand hinüber, der am 9. März dort von dem Advokaten Serpieri wichtige Enthüllungen erhalten sollte. Serpieri empfing den Agenten mit geheimnisvoller Vorsicht; er führte ihn in ein entlegenes Zimmer, wo bald nachher ein junger französischer Offizier von kleiner Statur und lebhaftem Benehmen eintrat, der Adjutant des Generals Kilmaine, Namens Landrieux, und dem erstaunten Venetianer in ausführlicher Erzählung die Kunde gab, daß nach zehn Tagen ein Aufstand in Brescia bevorstehe, unter Beihülfe der französischen Behörden und der Führung einiger brescianischer Edelleute, welche er dem Agenten namhaft machte. Er erklärte, daß er, um die Ehre der französischen Nation zu retten, sich entschlossen habe, diesen Schurkenstreich durch seine Mitteilung zu vereiteln. Der Agent eilte mit der wichtigen Nachricht so schnell wie möglich zu Ottolini zurück, mit dem Eindrucke, daß schlimme Dinge jedenfalls bevorständen, aber allerdings Landrieux' Zuverlässigkeit ihm höchst verdächtig erscheine. Ottolini gab die Meldung weiter an Battagia, der sich nach seiner Weise zweifelnd und unthätig verhielt.

Jenes Mißtrauen gegen Landrieux war in der That nur zu gerechtfertigt. Er hatte dem Agenten lediglich deshalb von Brescias Bedrohung erzählt, um die Aufmerksamkeit von Bergamo abzulenken; er selbst hatte die Fäden der Verschwörung in der Hand und war der Leiter der kleinen Insurrektionspartei, die in den venetianischen Städten nur vereinzelte, über die Alleinherrschaft der Hauptstadt mißvergnügte Notabeln zu Anhängern hatte. Diese hatten nach französischem Muster politische Klubs gebildet, deren Anstrengungen General Kilmaine im stillen zu unterstützen beauftragt war, immer unter Bewahrung des äußeren Scheines einer höchst gewissenhaften Neutralität. Kilmaine hatte sich dann zu diesem Geschäfte seinen Adjutanten Landrieux als einen gewandten und anschlägigen Kopf erlesen und ihm Weisung gegeben, mit den Klubs in Verbindung zu treten, ihre Leitung zu übernehmen, immer aber in solcher Weise aufzutreten, daß er im Falle des Mißerfolgs

von seinen Vorgesetzten völlig verleugnet werden könnte [1]). Er hatte jetzt seine Vorbereitungen beendigt, und am 12. März empfing Ottolini eine Botschaft des französischen Befehlshabers im Kastelle, Lefaivre, der sich über die verstärkten venetianischen Patrouillen beschwerte und dagegen seine Batterien schußfertig machte [2]); gleich nachher stürzten zahlreiche Bürger in das Gemach des Podesta, Lefaivre habe sie aufgefordert, eine Insurrektionsakte gegen Venedig zu unterschreiben und sich einen souveränen Stadtrat zu wählen: was sie thun sollten? Ottolini bat sie, die Treue gegen den rechtmäßigen Fürsten zu bewahren, wußte aber freilich sonst ihnen wenig Trost zu geben. Im Laufe des Tages sammelten dann zwei französische Offiziere von Straße zu Straße unter Verheißungen und Drohungen Unterschriften zu der Akte; in der Nacht fing man einen Kurier Battagias an Ottolini auf, unter dessen Depeschen sich eine Namenliste der einheimischen Verschwörer vorfand, und diese beeilten sich darauf, mit Lefaivre zum Abschluß zu kommen. Am Morgen des 13. März wurde der neue Stadtrat eingesetzt, die Freiheit Bergamos ausgerufen und auf Lefaivres Befehl Ottolini aus der Stadt gewiesen. Die Kanonen des Kastells beherrschten den Ort; Ottolini, bei den Bürgern wegen seines privaten Lebenswandels wenig beliebt, hatte nur einige Kompanien slavonischer Truppen bei sich; er verzichtete auf den Widerstand und floh nach Venedig [3]).

Dort fiel die Kunde wie ein Donnerschlag in den Senat. Man wandte sich an Lallemant, der auf das bestimmteste das Benehmen der französischen Offiziere für unverantwortlich und der Gesinnung des Direktoriums widersprechend erklärte. Man wies dann den venetianischen Gesandten in Paris, Querini, an, beim Direktorium Abhülfe zu begehren; dieser antwortete, Gott werde hoffentlich Venedig vor weiterem Unheil bewahren, er selbst aber sei überzeugt, daß

[1]) Mémoires de Masséna II, 368.

[2]) Dies gesteht Lefaivre in seinem spätern Bericht über das Ereignis selbst ein; seine weitere Beteiligung leugnet er ab.

[3]) Ottolinis Bericht an den Senat.

Venetien als Entschädigung für Oesterreich bestimmt sei; jedenfalls werde die Entscheidung nicht von dem Direktorium, sondern ganz ausschließlich von Bonaparte gegeben werden. An diesen hatte der Senat schon am 20. März zwei seiner bedeutendsten Staatsmänner, Franz Pesaro und Johann Corner, abgeordnet, gleich nach ihrer Abreise aber die weitere Schreckenskunde empfangen, daß auch Brescia dem Aufstande verfallen sei. Dorthin hatte Battagia einige Truppenverstärkung aus Verona heranziehen wollen, dann aber aus Furcht vor größerer Aufregung den Marsch derselben wieder abbestellt. Die Bürger der Stadt waren kleinmütig, weil sie die Rebellen der französischen Unterstützung sicher und dann den Widerstand hoffnungslos erachteten. Die umliegenden Dörfer waren kampflustig im höchsten Maße, aber ohne Waffen, ohne Führer, ohne Organisation. So kam Battagia zu keinem Entschluß, und auf die Nachricht von dem Heranrücken einer aufständischen Kolonne aus Bergamo begnügte er sich, eine Reiterabteilung auf der dortigen Straße patrouillieren zu lassen. Diese stieß jedoch am 17. auf einige Kompanien der lombardischen Legion, welche angeblich Befehl hatten, über Brescia nach Peschiera zu marschieren, kam mit ihnen zum Gefecht und wurde auf Brescia zurückgeworfen. Als die Verfolger sich der Stadt näherten, hielt es Battagia für angemessen, ihnen zur Verhütung von Blutvergießen den Eingang ohne weiteres zu gestatten. Kaum hatten sie darauf das Thor passiert, so besetzten sie den Markt, verhafteten zuerst den Podesta der Stadt und gleich nachher den Generalproveditore selbst, welchen sie dann am 19. aus der Stadt auswiesen. Darauf wurde auch hier durch einen kleinen Haufen Mißvergnügter ein demokratischer Stadtrat und die Unabhängigkeit Brescias ausgerufen: die Masse der Bevölkerung sah verblüfft und schweigend zu, unter derselben noch eine Menge gut venetianisch gesinnt, aber nicht mutig genug, damit hervorzutreten [1]).

---

[1]) Romanin X, 28. Raccolta II, 34 ff.

Die französische Garnison nahm in Brescia keinen unmittelbaren Anteil an der Bewegung, und Kilmaine sandte sogar der venetianischen Regierung die Abschrift eines Briefes ein, in welchem er dem Kommandanten Lefaivre in Bergamo mit scharfem Tone die Hoffnung aussprach, daß die gegen ihn erhobene Anklage wegen Unterstützung der Rebellen unbegründet sei. Wie viel aber auf diese schönen Worte zu geben war, zeigte sich sofort auf die grellste Weise, indem die neu befreiten Städte Bergamo und Brescia ohne Zaudern ihre Volksbewaffnung zur weiteren Bekämpfung der venetianischen Tyrannei einrichteten und zum Oberbefehlshaber derselben eben jenen Generalstabschef Kilmaines, den Adjutanten Landrieux, ernannten, welcher darauf die neue Würde ohne Einsprache seines Vorgesetzten anzunehmen in der Lage war. Am 20. März schrieb er seinem Freunde Augereau, welcher damals in Paris dem Direktorium die mantuanischen Trophäen zu überreichen hatte, daß das Volk von Venetien, des aristokratischen Joches müde, sich an ihn gewandt habe; ich habe ihnen, fuhr er fort, einige Ratschläge gegeben, sie haben sie befolgt, sie sind frei, sie haben mich darauf zum Führer ihrer Truppen gemacht. Er bat ihn, die Nachricht dem Direktorium mitzuteilen und demselben anzugeben, auf welche Weise das Ereignis darzustellen sei, um den Vorwurf des Neutralitätsbruches abzulehnen. Beeilt Eure Rückkehr, schloß er den Brief; man kämpft, man siegt, und Ihr seid entfernt! [1]) Mit dem größten Eifer ging man vorwärts. Die Absicht war, zunächst Salo am Gardasee und Crema zu revolutionieren und damit der Herrschaft des Dogen westlich der Etsch vollständig ein Ende zu machen. Die Mailänder Regierung schaffte Geld, um die dortige Abteilung der lombardischen Legion auf 2000, eine sogenannte polnische Legion, zumeist aus österreichischen Gefangenen und Deserteuren polnischer Zunge gebildet, auf 1500 Mann zu bringen; wenn diese gegen Venedig kämpften, so ließ sich

[1]) Masséna II, 536.

immer noch in offizieller Sprache sagen, daß die Franzosen unbeteiligt geblieben, obgleich freilich jedermann wußte, daß alle jene Truppenteile von Bonaparte begründet, organisiert und befehligt waren und gegen seinen Willen kein Mann derselben sich zu rühren wagte. Die Geschütze, welche die Insurgenten in den nächsten Tagen zum Vorschein brachten, hatten kaiserlichen Stempel; es waren also keine französische, aber allerdings eroberte österreichische Kanonen, welche jenen durch die französische Behörde überliefert worden waren. In Paris sagte Carnot dem venetianischen Gesandten, das Direktorium habe gegen die Unterwerfung der Rebellen nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß dabei die französischen Garnisonen nicht verletzt würden. Als darauf aber der Senat einige kleine Truppenteile über die Etsch hinübersenden wollte, erklärten umgekehrt die französischen Kommandanten in Verona und Legnago, daß sie solche Durchmärsche als bedenklich für die Sicherheit ihrer Garnisonen nicht verstatten könnten. Der Senat war außer sich vor Schrecken und Kummer, brachte es aber zu keinem Entschlusse und war entblößt von allem Notwendigen. Die Bauern in der Umgegend von Brescia, Salo, Verona, die kräftige Bevölkerung der Val Sabbia und Trompia, waren in der höchsten Erregung; auf eine Ansprache Battagias, der jetzt in Verona seinen Sitz genommen, strömten binnen wenigen Tagen an 30 000 Mann zusammen, und Battagia bat dringend den Senat, zur Organisierung dieses Aufschwungs ihm eine Verstärkung von 3000 Mann Linientruppen, möglichst viele Offiziere und Geschütze, vor allem aber Geld zur Ernährung des Landsturms zu schicken. Im Senat wurde zunächst über die an Battagia zu erteilende Vollmacht beraten. Er solle, schlug jemand vor, Verona unbedingt verteidigen, im Notfalle auch gegen die Franzosen. Da verwahrte sich ängstlich die Mehrheit, weil Bonaparte darin einen beleidigenden Argwohn finden könnte und der Ausdruck unbedingte Verteidigung an sich auch jenen Fall in sich schließe. So wurde die Weisung festgestellt, dann aber am folgenden Tage eine zweite Depesche erlassen, welche

den Proveditore dringend zur Vorsicht, Mäßigung und Neutralität ermahnte. Noch schlimmer war es, daß man die Sendung der begehrten Linientruppen nicht wagte, in der Sorge, die Hauptstadt dadurch zu stark zu entblößen; Gewehre und Munition waren nicht vorhanden, man schickte endlich vier Geschütze, die in halb unbrauchbarem Zustande waren, und hatte bei der Erschöpfung des Schatzes keinen Dukaten für Battagia übrig. Der unglückliche Beamte war darauf genötigt, den größten Teil des begeisterten Landvolks in seine Dörfer zurückzuschicken und ungefähr 3000 Mann, die er bei Verona zusammenhielt, durch freiwillige Beiträge der Veroneser zu ernähren. In so unruhig wühlender Thätigkeit auf der einen, in so elender Schwäche und Stumpfheit auf der anderen Seite ging das venetianische Land den kommenden Katastrophen entgegen.

General Bonaparte war von diesen Dingen Schritt auf Schritt in Kenntnis erhalten worden. Ueber Bergamos Aufstand hatte er am Tagliamento sowohl von den Empörern als von Battagia Nachricht empfangen; dann gab ihm Lallemant Meldung über Brescia, und am 23. März trafen Pesaro und Corner in seinem Hauptquartiere Görz ein. Er empfing sie mit großer Freundlichkeit, aber gab ihnen nichts als schöne Worte. Es war, schrieb er nachher dem Direktorium, ein delikates Gespräch, da unter den augenblicklichen Umständen mir viel daran liegen mußte, einen offenen Bruch mit Venedig zu vermeiden und doch die gewaltsame Unterdrückung der französischen Partei in den insurgierten Städten zu verhindern; allerdings tadele ich deren Beginnen und halte es zur Zeit eher für schädlich; aber ihre Widersacher sind zugleich unsere grimmigsten Feinde und würden uns bei völligem Obsiegen in Krieg mit der ganzen Bevölkerung verwickeln. Pesaro klagte über das Auftreten Lefaivres in Bergamo; Bonaparte sagte, das sei ihm unglaublich, aber wenn es sich so verhalte, werde er den Offizier vor ein Kriegsgericht stellen. Auf Pesaros Klagen, daß der Aufstand immer weiter um sich greife, fragte der General, was der Senat zu thun gedenke; Pesaro

erklärte die Notwendigkeit militärischen Einschreitens, und Bonaparte erwiderte sofort, daß er nichts dabei zu erinnern habe, da die französische Regierung sich nicht in innere Fragen anderer Staaten einmische. Als teilnehmender Freund warf er nur die Bemerkung hin, ob es nicht gefährlich sei, das Waffenglück zu versuchen, da bei einem Mißlingen doch die Lage der Regierung sehr viel schlimmer werden müsse? Ob man nicht die Vermittelung Frankreichs anrufen, überhaupt die Beziehungen zu Frankreich enger ziehen wolle? Als die Gesandten höflich ablehnten, wiederholte er, Venedig müsse am besten wissen, was ihm fromme: das eine bedinge er sich aus, daß seine Garnisonen nicht durch den Kampf berührt würden. Hierauf sprach ihm Pesaro die Bitte aus, die französischen Besatzungen aus den Schlössern von Bergamo und Brescia zurückzuziehen, da dieselben die Rebellen ermutigten und die Operationen der Regierung hinderten, für Bonapartes militärische Zwecke aber bei der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Kärnten doch nicht mehr in Betracht kommen könnten. Aber der General belehrte ihn mit wohlwollender Ueberlegenheit, daß es unter allen Umständen die erste Kriegerpflicht sei, die Rückzugslinien für den Fall einer schlimmen Wendung besetzt zu halten, und lenkte das Gespräch von diesem für Venedig wichtigsten Punkte hinweg auf andere Dinge, welche den Gesandten an dieser Stelle ebenso unbequem wie überraschend waren. Wenn er nur sicher wäre, sagte er, über eine echte Freundesgesinnung bei dem Senate! Aber jahrelang habe dieser den Prätendenten in Verona beherbergt; jetzt gebe er dem Herzog von Modena in der Hauptstadt selbst seinen Schutz und verwahre dessen reiches Vermögen und außerdem noch große Kapitalien des Königs von England und anderer Feinde Frankreichs. Pesaro erläuterte nach Kräften die Unmöglichkeit, hieran etwas zu ändern, und sprach dann die Hoffnung aus, daß mit dem Einrücken der Franzosen in Kärnten die entsetzliche Aussaugung der venetianischen Landschaften aufhören werde. Hier aber fiel ihm Bonaparte heftig in das Wort. Daran

sei nicht zu denken; sein Heer sei verstärkt, er bedürfe also vermehrte Lieferungen; wolle der Senat die einzelnen Bewohner von dieser Last befreien, so möge er monatlich aus der Staatskasse eine Million Franken vorschießen. Pesaro schrie auf, das sei unmöglich, der Schatz sei leer, worauf Bonaparte lächelnd meinte, an eine solche Armut der reichen Republik möge er nicht glauben, übrigens könnten sie ja die Gelder des Herzogs von Modena nehmen. Noch wagte Pesaro die Einwendung, dann würde Oesterreich eine gleiche Forderung erheben; sofort aber nahm der General wieder einen hohen Ton an: die Oesterreicher habe ich für immer aus Italien verjagt; alle eure Städte, alle eure Plätze sind jetzt in meiner Hand allein. Es war deutlich, schrieb Pesaro nachher dem Senate, was er uns sagen wollte; er ist der Herr und kann der Republik seinen Willen diktieren, Gott errette die Republik. Bonaparte aber berichtete dem Direktorium am 24. März: wir trennten uns als gute Freunde, sie schienen ganz zufrieden zu sein; die Hauptsache hierbei ist, Zeit zu gewinnen; ich bitte euch, mir genaue Weisung zur Richtschnur meines Verhaltens zu geben.

Bonaparte sah, wie rüstig seine Agenten in den venetianischen Landen arbeiteten, wie unsicher die Haltung des Senates war, wie die schwache Republik rettungslos in den Bürgerkrieg und damit in den Streit gegen die französischen Besatzungen hineintrieb. Bereits am 20., gleich nachdem er Lallemants Bericht empfangen, hatte er einen vorläufigen Befehl an Victor erlassen, seine Truppen staffelweise aus der Romagna der venetianischen Grenze anzunähern, und diese Bewegung in Rom durch Cacault als ein Zeichen der freundschaftlichen Gesinnung Bonapartes gegen den Papst darstellen zu lassen. Am 25. schrieb er an Carnot, mahnte zu möglichst baldigem Beginne der Operationen am Rheine und deutete an, wie wünschenswert die Einheit des Oberbefehls für alle kämpfenden Heere sein würde. Er eilte darauf seinen Truppen über das Gebirge nach, kam den 28. März über Tarvis nach Villach, ließ die Divisionen von dort auf Klagenfurt vorgehen, von wo die schwachen öster-

reichischen Heerestrümmer ohne Kampf nach St. Veit zurückwichen, und gelangte persönlich am 30. in die Hauptstadt Kärntens.

Von hier aus schrieb er dann am 31. März an den Erzherzog [1]): „Die tapfern Soldaten führen Krieg und wünschen Frieden. Dauert dieser Krieg nicht sechs Jahre? Haben wir genug Menschen getötet, genug Uebel der Welt zugefügt? Wie dieser Feldzug schließen möge, wir werden beiderseits noch einige tausend Menschen umbringen; einmal muß man doch mit einem Verständnis endigen, denn alles hat seine Grenzen, selbst die Leidenschaft des Hasses. Müssen wir uns um des englischen Interesses willen weiter erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe und so hoch über allen kleinen Leidenschaften stehen, wollen Sie den Ruhm eines Wohlthäters der Menschheit, eines Retters Deutschlands verdienen? Ich meine damit nicht, daß Ihnen die Rettung durch die Waffen unmöglich wäre, aber auch im günstigsten Falle würde Deutschland verheert werden. Was mich betrifft, wenn diese Eröffnung einem einzigen Menschen das Leben retten könnte, ich würde stolzer auf die so verdiente Bürgerkrone sein als auf allen traurigen Ruhm der kriegerischen Erfolge."

Es ist unmöglich, ohne Widerwillen diese berechnete Biederkeit und Menschlichkeit aus dem Munde eines Man-

---

[1]) Auf St. Helena hat er erzählt, er habe damals eine Depesche aus Paris vom 26. empfangen, daß die Armeen am Rheine noch nicht marschieren könnten, und, darob besorgt und entrüstet, den ersten Schritt zum Frieden gethan. Diese Angabe ist in jeder Hinsicht unzulässig. Eine Depesche vom 26. hätte in fünf Tagen nicht den Weg von Paris bis Klagenfurt (150 deutsche Meilen) zurücklegen können. Zwei Depeschen des Direktoriums vom 26. sind in der Correspondance inédite mitgeteilt; sie sagen kein Wort von den Rheinheeren. Endlich bemerkt Bonapartes Brief an das Direktorium vom 1. April ganz ausdrücklich: le Rhin est sans doute passé dans ce moment-ci. J'en attends la nouvelle avec la plus grande impatience. Er hat also sicher nicht am 31. die offizielle Nachricht von dem Aufschub der erhofften Operation bekommen.

Was ihn zu dem Briefe an den Erzherzog am 31. bestimmte, war nicht eine Pariser Depesche, sondern die venetianische Revolution.

nes zu vernehmen, der im voraus den Gimpel verachtete, bei welchem diese Klänge irgend einen Eindruck erzielen würden. Der Erzherzog antwortete, daß er keine Vollmacht zu Unterhandlungen besitze und das Schreiben des französischen Feldherrn nach Wien eingesandt habe. Der echte Bonaparte erscheint dann in einem Briefe, den er einige Tage später an Clarke nach Turin abschickte [1]: „Was ich vorausgesehen und euch in Bologna gesagt habe, ist geschehen; wir sind Herren von drei Provinzen des Hauses Oesterreich und nur dreißig Stunden von Wien entfernt. Aber ich höre noch nicht, daß der Rhein überschritten ist, und ich gestehe, daß dies mich stark beunruhigt. Hätte ich 20 000 Mann mehr, so stände ich dicht vor Wien. Uebrigens ist zur Stunde der Rhein befreit, alle Streitkräfte des Hauses Oesterreich richten sich hierher. Berthier hat euch verschiedene Proklamationen geschickt, die ich hier im Lande gemacht habe. Das alles wird mit Eifer gelesen, unsere Truppen haben sich leidlich aufgeführt, und der Einwohner scheint nicht sehr unzufrieden zu sein. Ich habe dem Erzherzog einen sehr philosophischen Brief geschrieben, worauf er mir geantwortet hat wie ein Kind, welches fürchtet von Thugut Schelte zu bekommen, oder vielmehr wie alle diese Menschen, die um so mehr Sklaven sind, je näher sie dem Throne stehen." Nach einer kurzen Reflexion über das Bündnis mit Piemont fährt er fort: „Der Erzherzog hat ohne irgend eine Uebertreibung an Toten, Verwundeten und Gefangenen 25 000 Mann, an Toten, Verwundeten und Kranken habe ich höchstens 1000 Mann verloren. Täglich erwarte ich mit Ungeduld Nachricht vom Rheine; man wird von mir nicht fordern, daß ich mit 50 000 Mann Italien decke und das Haus Oesterreich umstürze."

Es war unter allen Umständen für ihn wünschenswert, daß die Heere am Rhein in Bewegung kamen: dadurch mochte eine letzte Ansammlung der österreichischen Streitkräfte verhütet werden, ohne daß, wie die Verhältnisse jetzt

[1] Scheifling 16. Germinal (5. April).

lagen, ihm die erste Rolle bei dem bevorstehenden Triumphe noch entgehen konnte. Dem Direktorium schickte er am 1. April seinen Briefwechsel mit dem Erzherzog und erklärte seine Absicht, im Falle einer ungünstigen Entscheidung des Kaisers beide Schreiben zur Erbauung der Wiener drucken zu lassen; wenn sich aber, sagte er, in Wien Entgegenkommen zeigen sollte, so würde ich es auf mich nehmen, einen Präliminarfrieden zu zeichnen, dessen Bedingungen unter den jetzigen Verhältnissen viel günstiger sein müßten als alles, was in Clarkes Instruktionen vorgeschlagen worden. Zu diesen trefflichen Aussichten paßte es freilich nicht ganz, wenn er dann wiederholt die Mißlichkeit seiner scheinbar so glänzenden Stellung betonte: die Gefahr, bei längerer Unthätigkeit des Rheinheeres erdrückt zu werden. Mit höchster Spannung erwarte er die Nachricht vom Rheinübergang; nur dies könne eine dem Beginn entsprechende Vollendung des Feldzugs sichern. In acht Tagen könne er Wien erreichen, wenn nicht diese Ungewißheit über den Marsch des Rheinheeres wäre. Oder auch, schließt er, hätte ich 20000 Mann mehr, so brauchte ich nicht auf das Rheinheer zu warten; dann könnten meine Truppen wie im Postwagen nach Wien reisen.

In Wahrheit war dies alles in hohem Grade übertrieben: er war noch für lange Wochen auf alle Fälle vor jeder ernstlichen Gefahr gesichert, aber freilich auch bei weitem nicht stark genug, um allein durch Waffengewalt dem Wiener Hofe seinen Willen zu diktieren. Um zum Abschlusse zu kommen, war ein den Kaiser verlockendes Angebot unerläßlich, und Bonaparte wußte, daß sein darauf gerichteter Plan nicht nach dem Sinne seiner Regierung war. So setzte er seine bisherigen Erfolge in das farbigste Licht, um bei dem Direktorium unbestimmte Hoffnungen auf einen herrlichen Frieden zu erwecken. Zugleich aber steigerte er die Größe der ihn bedrohenden Gefahren: konnte dann das Direktorium sich wundern, wenn er durch so drückende Verhältnisse zur Annahme irgend einer unerwarteten oder unliebsamen Bedingung gezwungen wurde?

Drittes Kapitel.

Neuwahlen in Frankreich.

Während der siegreiche Feldherr draußen von Fortschritt zu Fortschritt eilte, kam im Innern das Direktorium an keiner Stelle der Lösung seiner Aufgabe näher.

Wir haben oben [1]) seine Thätigkeit bis zum Spätsommer 1796 verfolgt und dort wahrgenommen, wie durch die Entdeckung der kommunistischen Verschwörung das Direktorium fast wider Willen den gemäßigten Mittelparteien angenähert und dadurch eine gewisse Festigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten erlangt worden war. Aber nicht einmal die äußersten, dem ganzen bisherigen Bestande feindlichen Faktionen wurden dadurch entmutigt. Die Männer von 1793 waren durch die Verhaftung Babeufs und seiner Freunde für einen Augenblick zersprengt, aber nicht gebändigt und noch weniger vernichtet. Bald genug nahmen sie ihre Umtriebe in der Hauptstadt wieder auf, und der Prozeß, welcher das Leben ihrer Führer bedrohte, war für die Genossen ein Antrieb mehr, an dem Sturze der jetzt doppelt gehaßten Regierung zu arbeiten. Nachdem sie vergebens versucht hatten, einen Straßenauflauf zur Befreiung Babeufs und zur Verhinderung seiner Abführung nach Vendome zu veranlassen, bildeten sie einen neuen leitenden Ausschuß, in welchem der frühere General Fion, der ehemalige Maire von Lyon, Bertrand, und einige Mitglieder der konventionellen Linken, Hugues, Cusset und Javogues die Hauptpersonen waren. Ihr Augenmerk richtete sich zunächst auf Gewinnung der zum Schutze der Hauptstadt versammelten Truppen, von denen ein ansehnlicher Teil dicht bei Paris in der Ebene von Grenelle ein stehendes Lager unter dem Befehl des Generals Foissac-Latour bezogen hatte. Als ihre Agenten dem Ausschusse berichtet hatten, daß ein früher

[1]) Buch XIII, Kapitel 4.

zur Polizeilegion gehöriges Dragonerregiment und ein Bataillon des Departements Gard zum Aufstand bereit seien, beschloß man, in der Nacht vom 9. September das Unternehmen zu wagen. Eine Bande von etwa sechshundert Patrioten sammelte sich abends in verschiedenen Schenken in der Nähe des Luxemburg, um gegen Mitternacht die Direktoren durch plötzlichen Anfall zu überrumpeln und niederzumachen. Erst im Beginne der Ausführung erhielt die Polizei Kunde von dem beabsichtigten Meuchelmord, so daß General Chanet die Kaserne der Direktorialgarde nur wenige Minuten vor dem Erscheinen der Banditen alarmieren konnte [1]). Als diese die Wache auf ihrer Hut fanden, verschwanden sie eilig im Dunkel, und eine rasche Beratung der Führer lenkte sie zum Lager von Grenelle. Auch Drouet, bisher vergeblich von der Polizei gesucht, hatte sich eingestellt und bewegte sich hoch zu Roß an der Spitze des Zuges. Sie richteten ihren Marsch auf die Stelle des Lagers, wo das Bataillon des Gard seine Quartiere gehabt hatte, ohne zu wissen, daß es wenige Stunden vorher an das entgegengesetzte Ende des Lagers verlegt worden war. So gab es bei ihrem Erscheinen auf der Stelle Alarm; auf ihr meuterisches Geschrei antwortete die Truppe mit Flintenschüssen, und die Dragoner selbst wurden durch die rasche Energie ihres Kommandanten Malo zum Angriff auf die Rebellen fortgerissen. In wenigen Minuten war alles vorbei und die patriotische Bande teils niedergehauen, teils gefangen oder verjagt. Die Untersuchung warf bedenkliche Schatten auch auf Tallien und Fréron, so daß der letztere auf längere Zeit zu verschwinden für gut fand; selbst gegen den Direktor Barras erhob sich üble Nachrede, teils wegen befremdlicher Weisungen, die er dem Kommandanten Malo hatte zukommen lassen, teils nach dem Umstande, daß er mit seinem Freunde Rewbell während der Nacht nicht im Luxemburg, sondern in sicherer Zurückgezogenheit auf dem Lande gewesen war. Indessen sah man darüber hinweg

[1]) Carnot-Feulins, Histoire du directoire p. 39.

und beeilte sich, den Prozeß der verhafteten Empörer in summarischer Weise zu Ende zu bringen. Der gesetzgebende Körper gab auf Antrag des Direktoriums seine Zustimmung, unter einer freilich gewaltsamen Umdeutung der einschlagenden Gesetze, die Angeklagten dem ordentlichen Richter zu entziehen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches dann in fünf Sitzungen 31 Gefangene, darunter Hugues, Javogues und Cusset, erschießen ließ und eine weitere Anzahl zur Deportation verurteilte.

Während diese neue Probe demokratischer Verwilderung Paris und Frankreich in Zorn und Schrecken versetzte, gab es doch eine Gruppe von Politikern im Lande, welche mit stillem Jubel jedes Symptom der Zerrüttung und Zersetzung in der Republik begrüßten, die Agenten der bourbonischen Prinzen. Wir haben diese Männer bei der unseligen Expedition von Quiberon bereits kennen gelernt und brauchen hier nur zu sagen, daß sie seitdem unverändert die alten geblieben waren. Es gab damals drei Agenturen Ludwigs XVIII., eine für den Osten, eine zweite für den Süden, eine dritte in Paris für den Rest des Landes; sie alle empfingen ihre Weisungen von dem Herzog von La Vauguyon, welcher in dieser Zeit der erste Minister des länderlosen Königs in Blankenburg war und seinen politischen Scharfsinn hinreichend durch die eine Thatsache bekundete, daß er unter allen europäischen Mächten den König von Spanien für die wichtigste Stütze der Ausgewanderten hielt und diesem erhabenen Vetter seines Monarchen, ohne Rücksicht auf dessen französisches Bündnis und Godoys französische Gesinnung, alle seine Pläne zum Sturze des Direktoriums anvertraute [1]). Seine französischen Agenten trieben es nicht besser. Sie rührten sich mit leidenschaftlicher Unruhe, hatten geheime Gespräche mit Beamten und Deputierten, wechselten Briefe nach allen Richtungen und lieferten schon dadurch der Postpolizei des Direktoriums ihre gefährlichsten Geheimnisse in die Hände. Ihre einsichtigeren Freunde warnten

[1]) Barante, Notice sur le comte de St.-Priest.

sie dringend, sich durch keine tollköpfige Uebereilung zu verderben; das Volk wolle keine revolutionäre Erschütterung weiter; alles komme darauf an, der Unfähigkeit des Direktoriums und dem Zorne der öffentlichen Meinung ihren natürlichen Gang zu lassen, die große Masse der gemäßigten Liberalen allmählich in das royalistische Interesse zu ziehen und zu diesem Zwecke sich vor allem auf die bevorstehenden Wahlen vorzubereiten. Die Agenturen des Ostens und Südens ergriffen in der That diese letzte Aufgabe mit lebhaftem Eifer, allerdings ohne von ihrer wesentlichen Bedeutung eine Ahnung zu haben. Auch ihre Mitglieder lebten der Meinung, daß es nur einer geschickten Intrigue zur Umwälzung der politischen Stimmungen und Zustände bedürfe. So ließen sie sich von dem englischen Gesandten Wickham in Bern große Geldsummen auszahlen und suchten sich damit Anhänger in den Departements zu kaufen: es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß die Menschen, die ihr englisches Geld nahmen, täglich bereit waren, gegen französische Zahlungen zum Direktorium zurückzutreten. Noch schlimmer aber war das Verhalten der Pariser Agentur. An ihrer Spitze stand noch immer der Abbé Brottier, jener heillose Verderber von Quiberon. Jetzt wie damals war er fanatisch und leichtgläubig im höchsten Grade. Er wollte nicht abwarten, bis eine monarchisch gesinnte Mehrheit der beiden Räte den Thron wieder aufrichtete und dann vielleicht mit konstitutionellen Schranken und liberalen Beratern umgäbe; wenn die Bergpartei von 1793 ihm verrucht erschien, so erklärte er die Liberalen von 1790 geradezu des Rades würdig; überhaupt meinte er, daß die Herstellung der Monarchie nicht durch langwierige Verhandlung, sondern durch rasche That erfolgen müsse. Er erfüllte seine beiden Genossen, den Marineoffizier Duverne du Presle und einen früheren Gerichtsbeamten, Laville d'Heurnois, mit der gleichen Gesinnung, und gerade das Fehlschlagen des kommunistischen Aufstandversuchs schien ihnen ein treffliches Vorzeichen für das Gelingen ihres eigenen Handstreichs. Der Herzog von La Vauguyon ging auf ihre Anträge in

jeder Hinsicht ein; sie begannen darauf einige Waffen zu kaufen, etwas Mannschaft zu werben und vornehmlich unter den Linientruppen Anhänger zu suchen. Ihr Schlachtplan machte wenig Anspruch auf neue Erfindung: zur günstigen Stunde sollten durch plötzlichen Angriff die Barrieren und Hauptplätze besetzt, die Direktoren und Minister erschlagen, die beiden Räte eingesperrt werden; dann würde ein Ministerium im Namen des Königs die Regierung in die Hand nehmen; Brottier hatte die Liste desselben fertig und wunderlicherweise die jetzigen Minister Cochon und Benezech und mehrere Abgeordnete der gemäßigten Partei darauf gesetzt, die keine Ahnung von der ihnen zugedachten Ehre hatten. Was dann weiter geschehen würde, war nicht allzu klar. Einer ihrer Genossen erklärte später, die bevorstehenden Wahlen hätten abbestellt, eine königliche Amnestie durch das Parlament hinterher kassiert und die Liberalen von 1790 als die echten Volksverführer auf das grimmigste verfolgt werden sollen. Dazu stimmte freilich nicht ein Brief La Vauguyons an Brottier, worin die Reinigung der Behörden, die Leitung der nächsten Wahlen und die Gewinnung der Mittelpartei als die höchsten Ziele der Bewegung eingeschärft wurden. Die Verschworenen hielten sich überzeugt, daß bei dem Erscheinen Ludwigs XVIII. im Jura 12 000 Mann unter die Waffen treten und die Lyoner unzögerlich die weiße Fahne aufstecken würden. Für Paris aber setzten sie ihr ganzes Vertrauen auf den Kommandanten Malo, der, wie sie meinten, sich durch seinen tapferen Widerstand gegen die Demokraten als einen trefflichen Royalisten bewährt habe, und überließen sich einer noch schöneren Hoffnung, als sie die Notiz erhielten, daß selbst der neuernannte Befehlshaber der Direktorialgarde, Ramel, ein geheimer Anhänger der Bourbonen sei. Brottier versuchte demnach bei diesen Offizieren sein Heil. Sie hörten seine Eröffnungen freundlich an, machten aber sofort der Regierung Anzeige und nahmen den Auftrag über sich, durch scheinbare Teilnahme die Verschwörer in das Garn zu locken. Demnach gingen ihre Gespräche ungefähr einen

Monat hindurch ihren Gang; die Offiziere gaben die besten Verheißungen über die Gesinnung ihrer Truppen, forderten aber endlich, gegen Ende Januar 1797, ehe sie losschlügen, die Vollmachten und Instruktionen Ludwigs XVIII. zu sehen. Die Agenten willigten ein, die entscheidenden Papiere in Malos Wohnung zu bringen; dort war die Polizei zu ihrem Empfange vorbereitet, und am 30. wurden die drei mit ihren Dokumenten in Verhaft genommen.

Die Thatsache der Verschwörung war hier ebenso unumstößlich festgestellt, wie acht Monate früher bei Babeuf [1]). Auch dieses Mal aber traute das Direktorium den ordentlichen Gerichten keineswegs und griff also, unter Zurückstellung des Hauptvergehens, den Nebenpunkt der versuchten Verführung der beiden Offiziere heraus, um daraufhin die Angeklagten vor das ständige Militärgericht zu verweisen. Die Verteidigung legte gegen dieses Verfahren um so entschiedener Widerspruch ein, als der Text des Gesetzes bei dem vorliegenden Vergehen es sogar zweifelhaft ließ, ob auf französischem Boden überhaupt die Zuständigkeit der Militärgerichtsbarkeit Platz greifen könne. Pastoret verfocht bei den Fünfhundert diese Ansicht mit großem Nachdruck, aber ohne Erfolg, und das Kriegsgericht, der Aufforderung des Justizministers Merlin entsprechend, wies die Verwahrung der Angeklagten zurück. Darauf aber legte einer der Verteidiger Berufung an den Kassationshof ein, und diese höchste Gerichtsbehörde erließ nach kurzer Beratung einen Beschluß an das Kriegsgericht, die Angelegenheit ihrer Prüfung zu unterbreiten. Hier kam denn wieder in traurigster Weise die gewaltsame Rechtlosigkeit des ganzen Zustandes zur Erscheinung. Trotz aller Erklärungen der Verfassung über die Unabhängigkeit der Rechtspflege und in

[1]) Ludwig XVIII. suchte den üblen Eindruck durch ein Manifest zu verwischen, in dem er über Entstellung seiner wahren Absichten durch die bei Brottier angeblich gefundenen Papiere klagte. Indessen zeigt seine Korrespondenz mit St.-Priest, sowie jene Mallet du Pans, daß die vom Direktorium veröffentlichten Ueberführungsstücke vollkommen authentisch waren.

erster Linie des Kassationshofs trat das Direktorium mit einem Befehle an alle Beamte, die es anging, dazwischen, jener Verfügung des Kassationshofs den Gehorsam zu versagen. So war mit einem Schlage aus der Verfolgung einiger haltungsloser Intriganten ein staatsrechtlicher Streit erster Ordnung, ein Zusammenstoß der vornehmsten Staatsgewalten emporgewachsen. Alle Parteien desselben wandten sich an den gesetzgebenden Körper, wo dann während mehrerer Sitzungen der Fünfhundert in erregter Verhandlung das Recht der Revolution und die Heiligkeit des Gesetzes gegeneinander abgewogen wurden. Die Entscheidung war nicht lange zweifelhaft. Der Schreck vor den Kommunisten hatte einen Teil der alten Konventsmänner mit den Gemäßigten vereinigt; ein größerer Teil aber trat gegenüber den bourbonischen Anhängern wieder zu der Linken zurück. Die Beschwerde des Kassationshofs und die Bittschrift der Angeklagten wurde durch einfache Tagesordnung beseitigt.

Das Verfahren des Militärgerichts hatte darauf seinen Fortgang. Aber selbst hier sollte das Direktorium eine unangenehme Erfahrung machen. Das Gericht zeigte schlechterdings keinen Durst nach dem Blute der Angeklagten, erklärte sie endlich der verbrecherischen Werbung für überführt und deshalb todeswürdig, verwandelte aber wegen mildernder Gründe die Strafe in zehnjährige Einsperrung. Die Regierung griff darauf zu dem gehässigen Mittel, sich jetzt des früher zurückgeschobenen Hauptverbrechens der Angeklagten, der Verschwörung gegen die Republik, zu erinnern und die drei dem Kriminalgericht der Seine zu neuer Verfolgung zu überweisen.

So widerwärtig und herabwürdigend die Haltung des Direktoriums bei diesem Vorgange gewesen, immer blieb die Thatsache bestehen, daß binnen drei Monaten zwei regierungsfeindliche Faktionen ihren Aufstandsversuch gemacht und in kläglichem Mißlingen geendigt hatten. Jede andere Regierung der Welt wäre aus solchen Erfolgen mit doppelter moralischer Kräftigung hervorgegangen. Es ist im höchsten Grade bezeichnend für die Verfahrenheit des fran-

zösischen Staatswesens, daß dem Direktorium aus seinen Triumphen im Innern nicht die geringste Frucht erwuchs. Das französische Volk hatte eben ganz andere, bleibende Gründe für seine Verwerfung dieser Regenten, Gründe, bei welchen kein verkehrter Streich der Kommunisten oder Bourbonisten das geringste dazu- oder davonzuthun vermochte.

Die inneren Zustände waren Ende 1796 ganz in derselben Lage wie ein Jahr vorher. Die elementaren Bedürfnisse des Gemeinwesens wurden von der konstitutionellen Verwaltung ebensowenig befriedigt wie von der Diktatur des Konvents. Nicht einer der tiefen Schäden der revolutionären Jahre war geheilt, nicht einer der großen Verwaltungszweige that seinen Dienst. Die Sicherheit von Person und Eigentum, der religiöse Friede, die Ordnung der Gemeinden, die Pflege der Schulen, das Gedeihen von Ackerbau und Verkehr, alle diese Grundlagen des gesellschaftlichen Daseins waren nach wie vor in beispielloser Auflösung und Verwirrung. Für die meisten dieser Sorgen hatte das Direktorium überhaupt keinen Augenblick thätigen Interesses gefunden; bei mehreren verdarb es nach seinen jakobinischen Tendenzen die Herstellung geradezu; wo der gesetzgebende Körper hie und da die helfende Hand anzulegen suchte, kam bei endlosem Redestreit und Parteihader wenig Ergiebiges zu stande. Wurde endlich eine nützliche Einrichtung verfügt, so hinderte in der Regel die jämmerliche Finanznot ihre Verwirklichung.

Im Laufe des Herbstes 1796 häuften sich aus allen Departements die Klagen über die zunehmenden Raubanfälle. Im Norden und Westen zogen die Uebelthäter in großen Banden umher, brachen mit gewaffneter Hand in die Bauernhöfe ein und entrissen den Bewohnern durch furchtbare Torturen ihre Habe. In Paris wagte nach dem Dunkelwerden niemand ohne Waffen auszugehen, und es konnte vorkommen, daß bei hellem Tage einige Diebe, als Polizisten verkleidet, ein ganzes Haus ohne irgend eine Störung ausräumten. Aus einer Reihe von Departements erhielt die Regierung die Nachricht, daß die Gendarmerie-

brigaden wegen Ausbleiben des Soldes sich aufgelöst, die Mannschaft Pferde und Waffen verkauft und sich dann in die Heimat zerstreut habe. Es dauerte bis zum Januar, ehe neue Formationen verfügt wurden, und dann vergingen noch lange Monate, ehe sie wirklich in das Leben traten. Da das Direktorium sich aus politischem Mißtrauen gegen jede Art von Volksbewaffnung sträubte und deshalb die Nationalgarde zwar auf dem Papiere, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden war, so wurde mithin ein großer Teil des Reiches ein halbes Jahr lang ohne jeden bewaffneten Schutz jedem Treiben seiner sittenlosen Elemente preisgegeben. Dazu machte man die Bemerkung, daß der größte Teil der Uebelthäter entsprungene Verbrecher, die Gefängnisse also nicht besser als im Jahre 1795 verwahrt waren [1]).

Die Folgen einer solchen Ohnmacht des Staatsschutzes mußten um so massiver hervortreten, je tiefer nach den langen revolutionären Konvulsionen auf der einen Seite der Durchschnitt der öffentlichen Sittlichkeit und auf der anderen die Entwickelung des nationalen Wohlstandes gesunken war. Eine einzige Ziffer wird ausreichen, ein Maß dafür zu geben. Während damals die jährliche Zahl der Geburten in Frankreich sich auf ungefähr 800 000 stellte, war die Masse der ausgesetzten Kinder Ende 1796 auf 50 000 gestiegen, und mit Schrecken erfuhr der Rat der Fünfhundert am 17. Dezember, daß bei der elenden Verpflegung der Findelhäuser sieben Achtel dieser unglücklichen Wesen dem Tode verfallen seien. In schneidendem Kontraste dazu war die Zahl der Spielhöllen in Paris, für die Reichen im Palais National, für die ärmere Klasse in den Elysäischen Feldern, im Laufe des Jahres um mehrere hundert gewachsen; auf vielfache Botschaften, welche der Rat der Fünfhundert darüber an das Direktorium richtete, erfolgte keine Antwort, sondern bald nachher ein Antrag desselben, zur Hebung der Staatseinnahmen das Lotto wieder

[1]) Rat der Fünfhundert 25. Sept., 29. Okt., 2., 7., 17. Nov., 6. Dezember 1796.

einzuführen, da seine Aufhebung bei der unverbesserlichen Spielsucht des Volkes keine andere Wirkung habe, als den auswärtigen Lotterien den Gewinn zuzuwenden. Ebenso fruchtlos waren einige Versuche, die im Rate der Fünfhundert auf Einschränkung der wilden Ehescheidung gemacht wurden; sie begegneten bei der Mehrheit einer entschiedenen Abneigung und wurden auf die bevorstehende, aber nie eintretende Beratung des bürgerlichen Gesetzbuches [1]) vertagt.

Nicht besser als um die öffentliche Moral stand es um die geistige Bildung Frankreichs. Die Schwierigkeiten, welche jede Bemühung des Konventes zur Hebung des Unterrichtswesens vereitelt hatten, dauerten in ungeschwächtem Maße fort: die eigene Unfähigkeit der Machthaber, die entsetzliche Geldnot und die Feindseligkeit der Kirche ließen nirgend eine gedeihliche Entwickelung der Schule zu. Wenige Einzelheiten aus den Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers werden dies anschaulich machen. Am 3. September berichtete Mercier, ein geistreicher, aber charakterloser und oberflächlicher Schriftsteller, den Fünfhundert über einen Antrag des Direktoriums, an den Zentralschulen oder Gymnasien Professoren der lebenden Sprachen anzustellen. Er sprach sich mit größter Entschiedenheit gegen den Antrag aus. Die vielen Professoren, sagte er, bildeten nur Schwätzer heran; wer die alten Sprachen lernen wolle, möge sie sich kaufen, wer die neuen erstrebe, möge reisen; aber die Hauptsache für die menschliche Bildung sei die Forderung, daß es in Zukunft nur eine Sprache in Europa geben dürfe, und Frankreich sei wahrlich nicht zu stolz, wenn es erkläre, daß dies die französische sein müsse, die sonstigen Nationen möchten die Sprache des Siegers lernen. Dagegen erhob sich ein anderer Redner mit der Erklärung, daß an den französischen Gymnasien wenigstens die fünf Ursprachen, das Arabische, Griechische, Lateinische, Slavonische und Deutsche gelehrt werden müßten. Nach langer Verhand-

[1]) Ende Januar 1797 wurden einige Artikel desselben dekretiert. Dann aber blieb die Sache wieder liegen.

lung sprach endlich Fabre de l'Aude das Wort der Situation: man schlägt euch viele schöne Dinge vor, ohne euch die Art der Ausführung anzugeben: diese Zentralschulen, über deren Besetzung ihr streitet, existieren fast in keinem Departement; leider sind auch eure Elementarschulen nur auf dem Papiere vorhanden, sorgt also zunächst für deren Errichtung. Niemand widersprach, und der Gegenstand wurde ohne Beschluß verlassen.

Die hier empfohlene Sorge für die Elementarschulen bethätigte sich zwei Monate später in einer Resolution der Fünfhundert, welche den veräußerlichen Nationalgütern auch die bisher zurückgehaltenen Pfarrhäuser zuzählte. Es wurde gleich nachher darauf hingewiesen, daß diese seit ihrer Beschlagnahme den Schullehrern und Schulen als Amtswohnung überwiesen worden seien, und deshalb ihre Veräußerung wieder hinausgeschoben. Aber unaufhörlich kam die ministerielle Partei auf den Antrag zurück. Die Gebäude seien verfallen, die Lehrer zur Herstellung unvermögend, die Lokalitäten zu Schulzwecken ungeeignet; dazu sei der Verdacht begründet, daß vielfach die ehemaligen Pfarrer unter der Maske des Lehramts in den Wohnungen zurückgeblieben seien und von hier aus die Bauern mit freiheitfeindlicher Gesinnung vergifteten. Die Demokraten waren fest entschlossen, lieber alle Schulen des Landes zu zerstören, als ein solches Einschleichen der Geistlichen zuzulassen.

Die ökonomischen Verhältnisse des Landes wurden noch immer durch die Nachwehen der kommunistischen Papierwirtschaft in Verwirrung erhalten. Allerdings nahmen die Mandate ein rascheres Ende als ihre Vorgänger, die Assignaten; aber auch sie passierten nicht, ohne auf dem ganzen französischen Gebiete zahllose Wunden zu hinterlassen. Wir haben gesehen, wie plötzlich sie auf einen Kurs von fünf Prozent ihres Nennwertes gesunken waren: so entschieden war ihr Verruf, daß die Regierung schon im Juli auf die früher verfügte Maßregel zurückgreifen und jedem Gläubiger die Befugnis geben mußte, die Annahme einer fälligen Schuldzahlung zu verschieben. Dies war das Signal zu

einer völligen Verdrängung der Mandate aus dem Privatverkehr, der jetzt, in Paris zu großem Teile und in den Provinzen ganz ausschließlich, auf das bisher versteckte Metallgeld zurückkam und durch schweigende Uebereinkunft die Zettel der Regierung thatsächlich aus seinen Geschäften verbannte. Es war nach fünfjährigem Schwindel die Rückkehr zu gesunden wirtschaftlichen Grundlagen. Aber die revolutionären Parteien sahen diese Entwickelung mit Besorgnis und Kummer. Die geächteten Mandate strömten nach Paris zusammen, während die Hauptstadt den lebhaftesten Wunsch hatte, die gefährlichen Scheine den Provinzen zurückzuschieben. Die Regierung fand den Gedanken unerträglich, ein für allemal des unvergleichlichen Fortunatussäckels,. der Aneignung des Nationalreichtums durch beliebige Papieremission, beraubt zu werden. Um die Mandate im Umlauf zu erhalten, bestand man also eigensinnig auf der Klausel ihres Einführungsgesetzes, wonach der Kaufpreis für Nationalgüter nur in Mandaten bezahlt werden konnte. In den Departements trat darauf der unerhörte Fall ein, daß die Käufer, außer stande, das Papiergeld aufzutreiben, den Kaufpreis in Silber anboten, aber unerbittlich damit abgewiesen wurden: mit anderen Worten, der Staat wies Hundert in Silber zurück und zog Fünf in Papier vor, lediglich, um für die Zukunft die Möglichkeit neuer Papierflut zu erretten. Indessen bedarf es kaum der Bemerkung, daß eine solche Ungeheuerlichkeit nicht lange Bestand haben konnte. Im November verfügte der gesetzgebende Körper die Zulassung des Metallgeldes zum Güterverkauf und hob dann, durch die unvermeidliche Verkettung der Thatsachen gedrängt, im Februar 1797 den gesetzlichen Zwangskurs der Mandate auf, was bei der damaligen Lage mit der völligen Vernichtung des Papiergeldes gleichbedeutend war. Sie hatten zehn Monate bestanden und während dieser kurzen Zeit zu den früheren Katastrophen der Revolution einen neuen Bankerott von 2400 Millionen gefügt.

Dem Staate hatten sie für einige Wochen die Mittel geliefert, den öffentlichen Haushalt vor völligem Zusammen-

sturz zu bewahren. Er hatte diesen Dienst bezahlt, wie wohl niemals ein bedrängter Schuldner den wucherischen Helfer gelohnt hat: er hatte vermittelst der Mandate die kolossale Beute der Revolution, die Nationalgüter, für einen Spottpreis weggegeben. Der Wertbetrag der im Frühling 1796 noch verfügbaren Domänen war, wie wir uns erinnern, niemals genau bestimmt worden; während die Opposition ihn auf zwei Milliarden veranschlagte, rühmte der Berichterstatter der direktorialen Mehrheit, daß er mehr als fünfmal so groß sei. Habe er nun im April elf oder zwei Milliarden betragen, sicher ist, daß er durch die Verkäufe des Sommers in seinem ganzen Umfange fortgegeben wurde, ohne daß der Staat dafür etwas anderes als die im Februar 1797 auf Null reduzierten Mandate zurückerhalten hätte. Denn nachdem im August 1796 die früher vorhandene Gütermasse durch Einziehung der belgischen Klöster um 1100 Millionen vermehrt worden, erhielten im Oktober die Räte den amtlichen Bericht, daß zur Zeit noch Nationalgüter im Werte von 1150 Millionen unverkauft seien; der Bestand der alten großen Konfiskationen, abgesehen von den belgischen Klostergütern, war also bis auf einen kleinen Rest den Inhabern der Mandate überlassen worden.

Schlimmer aber als diese öffentliche Einbuße war die verlängerte Unsicherheit, welche die Mandate bei allen Geschäften des Privatverkehrs fortgeschleppt hatten. Schon beim Schlusse des Konventes gab es keine wichtigere Frage, als nach den ungeheueren Schwankungen der Assignaten die Regulierung der aus älteren Verträgen stammenden Forderungen. Es gab schlechterdings kein Lebensgebiet, auf dem diese Frage nicht in mannigfachster Anwendung unaufhörlich wiedergekehrt wäre, die Frage: welchen Realwert schuldet heute, wer vor einer gewissen Zeit einen gewissen Nennwert versprochen hat? Es ist einleuchtend, daß vor ihrer endgültigen Lösung kein Rechtsverhältnis im Lande sicheren Bestand gewinnen konnte; es war also ein nationales Unheil ersten Ranges, daß die Lösung durch das Experiment der Mandate um mehr als ein Jahr verzögert wurde. Nicht

früher als am 4. Oktober 1796 brachte der Abgeordnete Crassous den ersten Antrag darüber an die Fünfhundert, auf Anerkennung der beiden leitenden Grundsätze gerichtet: alle vor Neujahr 1792 geschlossenen Verträge haben die Vermutung für sich, daß sie Leistungen in Silbergeld, also zum vollen Nennwert, beabsichtigen, dagegen alle seitdem eingegangenen, daß sie Leistungen nach dem Kurse des Papiergelds am Abschlußtage zur Folge haben. Mit dem Jahre 1792 hatten die Schwankungen der Assignaten empfindlich zu wirken begonnen: daraus ergaben sich die beiden Sätze einfach genug. Aber sogleich zeigte sich, an welch bedenklichen Stoff man heranzutreten im Begriffe stand. Talot erklärte, nichts sei gerechter, als die Berechnung der seit 1792 verabredeten Leistungen nach ihrem Kurswert. Aber, fügte er hinzu, die gleiche Gerechtigkeit fordere die Anwendung dieses Satzes auch auf die schon geleisteten Zahlungen, auf die bereits abgewickelten Rechtsgeschäfte. Ueber 200 000 Familien seien durch den bisherigen Zustand in entsetzliches Elend gestürzt. Er führte einen Fall an, wo ein Bürger im Departement Corrèze früher 15 000 Livres Silber entliehen, dann zur Assignatenzeit für 15 Louisdor sich 30 000 Livres Papier gekauft und mit der Hälfte derselben seine alte Schuld zurückbezahlt hatte; er knüpfte daran den Antrag, daß alle zur Zeit des Papiergeldes gemachten Zahlungen nur als Abschlagszahlungen nach dem Maße des zu ihrer Zeit vorhandenen Kurses zu betrachten seien. Die Aufregung, welche das gutgemeinte Wort hervorrief, war ungeheuer. Gewiß, rief Lecointe, wir haben großes Unglück und vielfache Ungerechtigkeit erlebt. Aber der Antrag würde uns in noch bodenloseres Unheil verstricken. Die Assignaten sind in allen Arten von Rechtsgeschäften von Hand zu Hand gegangen; das alles würde zerrüttet und erschüttert; alles, was seit sechs Jahren geschehen, würde mit dem Fluche der Nichtigkeit getroffen, und zuletzt müßte der Staat den Nominalwert aller seiner Assignaten zurückerstatten. Unter lebhaftem Tumult wurde der unbequeme Antrag durch die Vorfrage beseitigt.

Erst nach vollen vier Wochen kam die Versammlung auf die wichtige Aufgabe zurück. Die damit beschäftigte Kommission hatte fernere Erwägung gepflogen und die Sache bei jedem Schritte immer dorniger, immer verwickelter gefunden. Sie blieb bei jenen leitenden Grundsätzen, Zahlung des Vollwerts bei den Verträgen aus der früheren und Reduktion auf den Kurswert bei denen aus der späteren Zeit. Aber sobald man nun einen Schritt vorwärts zur praktischen Anwendung der Grundsätze thun wollte, türmten sich die Sorgen und die Schwierigkeiten auf. Zunächst erwog man den Termin der Abgrenzung zwischen beiden Perioden und legte ihn zurück auf den 1. Juli und schließlich auf den 1. Januar 1791. Dann zog man die vor diesem Tage eingegangenen Rechtsgeschäfte in nähere Betrachtung, also jene Verträge, bei denen die Kontrahenten nur an Metallgeld hatten denken können, der Schuldner mithin jetzt die gleiche Summe Metallgeld zahlen sollte. Die Kommission hatte hier die Frage aufgeworfen, ob denn wirklich die gleiche Summe Silbers heute in der That denselben Wert wie 1790 bedeute, und hatte dieselbe entschieden verneint. Der Wert des Silbers, erklärte sie, sei in den letzten sechs Jahren wenigstens auf das Doppelte gestiegen, wie man zum Beispiel an dem noch stärker gesunkenen Preise der Landgüter deutlich erkenne; man würde also die wirkliche Leistung des Schuldners verdoppeln, wenn man ihn zur vollen Zahlung des 1790 verheißenen Silberquantums verpflichtete. Es wurde demnach beantragt, dem Gläubiger die Wahl zu lassen zwischen Herabsetzung der Summe auf die Hälfte oder Aufschub der Zahlung bis sechs Jahre nach dem Ende des Krieges, einem Zeitpunkte, meinte die Kommission, wo das Geld hoffentlich nicht mehr so selten wie heute sein wird.

Gegen diese Erörterung erhob sich Widerspruch auf allen Seiten des Hauses. Man bemerkte, wenn man freilich heute für die gleiche Geldsumme einen doppelt so großen Acker wie 1790 kaufen könne, so sei in Wahrheit nicht der Wert des Geldes gestiegen, sondern jener der Aecker gefallen, infolge der ungeheueren, plötzlich auf den Markt gewor-

fenen Gütermassen und der Zerrüttung des Ackerbaues durch die Stürme der Revolution. Man habe dafür den handgreiflichen Beweis in der Verteuerung der sonstigen Warenpreise und des Arbeitslohnes, in welcher eher ein Sinken als ein Steigen des Geldwertes sich darstelle; eine Herabsetzung der Geldschulden, wie die Kommission sie vorschlage, würde also eine wahre Plünderung der Gläubiger bedeuten. Diese Gründe machten so starken Eindruck, daß der Rat auf der Stelle die beantragte Halbierung der Schulden verwarf. Allein deren Anhänger beruhigten sich bei diesem Beschlusse keineswegs. Sie räumten ein, daß bei den mannigfachen Schwankungen der Warenpreise ein Schluß auf den Geldwert unsicher genug sei. Aber um so entschiedener wiesen sie auf die Erscheinungen des Geldmarktes selbst hin, auf die offenkundige Thatsache, daß der Zinsfuß, der 1790 durchgängig auf sechs Prozent gestanden, jetzt in ganz Frankreich auf fünfzig gestiegen war, ja bei kleinen Darlehen auf Faustpfand die unerhörte Höhe von sechzig und siebzig Prozent erreichte. Wie könne man, fragten sie, es wagen, dieser Thatsache gegenüber die Seltenheit des Geldes zu leugnen? Wie könne man die unbillige Begünstigung des Gläubigers bei Rückzahlung des vollen Nennwerts unter solchen Umständen beschönigen? Wenn nicht Herabsetzung des Schuldbetrags, so doch Aufschub der Zahlung könne der Schuldner mit vollem Rechte erwarten.

Diese Ausführung veranlaßte dann eine mehrtägige Verhandlung über die traurige Frage, ob die Finanzwirtschaft der Schreckenszeit den Gläubigern oder den Schuldnern schwerere Unbill zugefügt, ob demnach für die einen oder die anderen heute der Staat zur sorgfältigeren Berücksichtigung verpflichtet sei. „Niemals," rief Defermont, „haben Schuldner größere Rücksicht verdient; wer das Sinken der Assignaten nicht benützt hat, sich durch wertloses Papier seiner Verpflichtungen zu entledigen, ist entweder ein höchst gewissenhafter oder ein völlig armer Mensch." „Ihr preist die Schuldner," entgegnete Darraq. „Sie haben mit den geliehenen Kapitalien wohlfeile Landgüter gekauft, Börsen-

schwindel getrieben, Staatsrenten zu Spottpreisen erworben, ihren Kapitalzins mit lumpigen Assignaten berichtigt und das Kapital selbst nur deshalb nicht zurückbezahlt, weil sie immer noch auf stärkeres Sinken des Papiergeldes hofften. Wie viele Gläubiger wären völlig ruiniert, wenn ihr nicht die Suspension der Rückzahlungen verfügt hättet?" Defermont fragte zurück, wieviel Vorteil denn diese Schuldner von ihren Güterkäufen gehabt, während die Requisitionen und das Maximum allen Ertrag des Ackers zu Grunde richteten? Was ihnen die Erwerbung von Staatspapieren noch genützt, nachdem der Wohlfahrtsausschuß ihnen die auswärtigen Papiere mit Gewalt entrissen und dafür die französischen Renten ihnen zum fünffachen Betrage des wirklichen Kurswertes aufgenötigt habe? Die Wahrheit ist es, schloß er, daß es unter den Gläubigern und den Schuldnern Reiche und Bedrängte giebt; der Schiffbruch war allen gemeinsam, und gemeinsam muß auch die Herstellung sein; bei der unabsehbaren Masse von Unrecht und Gewaltthat, die sich über das Land ergossen, könnt ihr nicht jeden gerechten Anspruch befriedigen; es giebt kein anderes Mittel als möglichst billige Ausgleichung.

Am 30. November wurde dann beschlossen, daß ein Drittel der Schuld binnen einem Monat nach dem Verfalltag, ein Drittel nach einem Jahre, das letzte Drittel binnen zwei Jahren entrichtet werden solle.

Man wandte sich darauf zu den seit 1791 eingegangenen Verträgen, wo die Kommission, wie erwähnt, Herabsetzung des Nennwerts nach dem Papierkurs am Tage der Abschließung vorschlug. Auch hier erhoben sich nicht geringere Bedenken; auch hier eröffneten sich gleich schwindelnde Blicke in die Tiefe der revolutionären Zerrüttung.

Duprat erklärte sich mit höchstem Nachdruck gegen den Antrag. Es wäre, sagte er, ein rückwirkendes Gesetz. Zur Zeit des Vertragsschlusses habe sich der Gläubiger auf die Gesetze des Konventes verlassen müssen, die ihm den Vollwert des Papiergeldes sicherten. Wohin solle es führen, wenn der Staat selbst jetzt nachträglich sein Papiergeld für

einen schwankenden Wert erkläre und sich fort und fort in die Rechtsverhältnisse der Bürger einmische? „Ich habe," fuhr er fort, „vor einem Jahre einem dritten 100 000 Franken geliehen. Es war Papier, damals also nach dem Kurswert ein Betrag von drei- bis viertausend Franken. Aber was werdet ihr sagen, wenn ich euch urkundlich nachweise, daß diese 100 000 Franken der Preis eines vor zehn Jahren verkauften Grundstückes waren? Daß ich diese Summe damals in Silber bei einer Staatskasse niedergelegt und dann von ihr in Papier zurückempfangen hatte? oder gar, daß der Staat mir gewaltsam mein Silber weggenommen, mir Papier dafür gegeben und mich noch dazu für mein Widerstreben empfindlich gestraft hatte? Werdet ihr sagen, daß derselbe Staat jetzt dieses Papier auf drei Prozent seines ursprünglichen Wertes herabsetzen darf?"

Man sagte ihm aus guten Gründen gar nichts, denn der Einwand war unwiderleglich und die einzig gerechte Auskunft, die Entschädigung durch den Urheber des Verderbens, durch den Staat, thatsächlich unmöglich. Die Herabsetzung der seit 1791 eingegangenen Schulden auf den Kurswert wurde beschlossen.

Sofort aber verwickelte sich die Frage weiter. Wie ist der jedesmalige Kurswert für den Tag und Ort des Vertragsschlusses zu ermitteln? Der Staatsschatz hat eine Tabelle darüber geführt. Aber es ist bekannt, daß er bei den großen Summen Metallgeld, deren er für die Heere und für die Lieferanten bedurfte, das Silber stets mit Wucherpreisen bezahlt hat, daß also im Lande das Papier stets erheblich höher stand als im Lokale des Staatsschatzes. Draußen wieder waren die Schwankungen des Kurses in jedem Departement verschieden, je nach seiner Lage, seinen Handelsverhältnissen, dem augenblicklichen Auftreten der revolutionären Behörden. Es ergab sich also, eine Kurstabelle für jedes Departement anzulegen; sofort aber mußte man sich erinnern, daß ja der Konvent allen Assignatenhandel mit schwerer Strafe belegt und folglich kein Mensch die Kurse eines so verpönten Handels notiert hatte. Man

fand keine Auskunft; die Verhandlung schleppte sich durch lange Wochen hin, und bei jedem Schritt vorwärts erhoben sich neue Zweifel. Ein Bürger hatte im Jahre 1794, als die Assignaten etwa auf 30 Prozent standen, ein letztwilliges Vermächtnis gemacht und war dann 1795 gestorben, als das Papiergeld auf drei Prozent gesunken war; sollte die im Testamente bezeichnete Summe jetzt auf den Kurs des einen oder des anderen Zeitpunktes herabgesetzt werden? Tag für Tag wurden Zinsen, Mieten, Pachtgelder fällig, aus Verträgen, welche während der Schreckenszeit eingegangen worden: waren dieselben nach dem Kurs zur Zeit des Vertragsschlusses oder ihrer eigenen Erwachsung zu berechnen? Der Staat selbst hatte außer Assignaten und Mandaten eine Menge Schuldscheine verschiedener Art ausgegeben und, was das Uebelste war, zahlreichen Klassen zwangsweise aufgenötigt: war es billig, daß auch er, wie private Schuldner, von der Herabsetzung nach dem Kurse Nutzen zöge?

Die Aufgabe des Gesetzgebers war, wie man sieht, unermeßlich und zugleich ebenso drängend wie schwierig. Ehe sie auf irgend eine Weise zur Entscheidung gekommen war, gab es kein Vermögensverhältnis in Frankreich, welches irgendwie als gesichert betrachtet werden konnte. Größere Staatsmänner als die Fünfhundert hätten die Last erdrückend gefunden; sicher ist, daß damals der gesetzgebende Körper sich ihr nicht gewachsen zeigte. Die Fünfhundert schwankten unter dem Einfluß der streitenden Reden, faßten einzelne Beschlüsse in wechselnder Richtung, mußten schwere Kritik durch den Rat der Alten erdulden: genug, es verging Monat auf Monat, ohne daß jemand ein Ende hätte absehen können. So stockte das Werk der gesellschaftlichen Herstellung auf allen Punkten. Welche Klasse der Bevölkerung man befragen mochte, die Antwort lautete immer gleich kläglich. Eine Versammlung französischer Kaufleute, welche das Direktorium im Januar 1797 nach Paris berief, um Vorschläge zur Hebung von Handel und Industrie und Gründung eines großen Bankinstituts zu machen, erklärte in unverblümten Worten, daß in Frankreich das für ein öffent-

liches Bankgeschäft erforderliche Vertrauen nach allen Gewaltthaten der Revolution vollkommen fehle. Der Handel liege in Ruinen; seine Kapitale seien zerstreut, seine Werkstätten geschlossen, seine Verbindungen zerstört [1]. Am 29. Januar vernahmen die Fünfhundert ähnliche Klagen über den Zustand der Grundbesitzer. Die Geschäftsstockung sei allgemein und das bare Geld vom Markte verschwunden, infolge der Verzögerung der Gesetze über die Ausführung der Verträge, über die Hypothekenordnung und die Zahlung der Staatsrenten. Bei einer solchen Verarmung, Kreditlosigkeit und Rechtsunsicherheit war jede Bewegung auf ökonomischem Gebiete ein Hazardspiel; wie immer wuchs mit der Unsicherheit des Erwerbes die Spekulationsgier und mit der Unsicherheit des Besitzes die Genußsucht. Mallet du Pan schrieb damals: es giebt in Paris nur noch zwei Leidenschaften, Geld zu machen und Geld zu verprassen.

Je schneidender diese Uebelstände sich jedem einzelnen fühlbar machten, je greller der revolutionäre Zustand sich als die unheilvolle Brutstätte derselben herausstellte, desto weniger war eine innere Aussöhnung der Nation mit der Herrschaft des Direktoriums, des Fortsetzers der revolutionären Regierung, zu denken. Die Abneigung wurde nur geschärft, wenn man die Leistungen desselben auf dem technischen Gebiete der einzelnen Verwaltungszweige in das Auge faßte. Denn schlechterdings an keiner Stelle vermochte das Direktorium eine fruchtbare Wirksamkeit zu entfalten: bald durch Unfähigkeit und Mittellosigkeit, bald durch revolutionäre Leidenschaft und Gewaltthat ließ es die öffentlichen Interessen verkommen. Die Unordnung und Unredlichkeit in den Finanzen war grenzenlos. Oeffentlich wurde es im Rate der Alten ausgesprochen, daß der Staat die Verpflegung für 200 000 Mann bestritten habe, die niemals vorhanden gewesen. Die Forsten des Staates wurden nach wie vor in entsetzlicher Weise verheert. Die Landstraßen waren ruiniert und die Posten in völliger Auflösung. Der

[1] Moniteur 20. Januar.

Voranschlag für das Budget des kommenden Finanzjahres, wie ihn ein ausgesprochener Anhänger des Direktoriums, Treilhard, am 8. März den Fünfhundert entwickelte, ließ auf 1000 Millionen Ausgabe ein Defizit von 471 Millionen erkennen. Und unter solchen Umständen verbot man aus Haß gegen England nicht bloß jeden Handelsverkehr mit dem feindlichen Lande, sondern verfügte auch die Beschlagnahme jeder Ware englischen Ursprungs, gleichviel, ob sie durch Kaufleute neutraler Staaten oder als Beute französischer Korsaren eingebracht wäre. Und aus Aerger über einen Handelsvertrag, welchen die Vereinigten Staaten mit England geschlossen, erklärte das Direktorium die französisch-amerikanischen Verträge von 1778 für erloschen und nahm eine so feindselige Haltung an, daß der offene Bruch und der Beginn des bewaffneten Krieges nur noch eine Frage der Zeit schien. Die öffentliche Meinung in Frankreich selbst nahm den stärksten Anstoß an einem solchen Verfahren und erfüllte sich um so entschiedener für alle auswärtigen Fragen mit einer unaufhörlich betonten Friedensliebe. Man war weniger als gleichgültig gegen den Glanz der kriegerischen Lorbeeren geworden: nicht nach weiteren Siegen und Eroberungen begehrte man noch, sondern nach Recht und Wohlstand und Ruhe. Trotz aller Siege Bonapartes wandte sich die Masse der Bevölkerung heftiger als jemals von den Erben des Konventes, den Siegern des Vendémiaire, den revolutionären Machthabern hinweg. Die gesamte unabhängige Presse gab jeden Tag mit immer wachsender Energie und Erbitterung diesen Stimmungen Ausdruck.

Das Direktorium empfand die Gefahr seiner Lage im Innern um so bitterer, je greller sie mit den auswärtigen Triumphen kontrastierte. Eine Regierung, deren Gnade von den Fürsten Deutschlands, Italiens, Spaniens umworben wurde, deren Feldherren dem Kaiser den Frieden in Wien zu diktieren im Begriffe standen, vermochte in der Heimat sich nicht der allgemeinen Verachtung, der täglichen wütenden Angriffe zu erwehren. Ging dies so weiter, so war nichts gewisser, als bei den bevorstehenden Wahlen,

im März 1797, eine vollständige Niederlage der Regierung. Bis jetzt hatten im gesetzgebenden Körper, wie wir sahen, die beiden vom Konvente gelieferten Drittel dem Direktorium eine ziemlich sichere Mehrheit gestellt. Im März aber mußte eines dieser Drittel durch Volkswahlen ersetzt werden, und schon fünf Monate vorher hatte niemand einen Zweifel, daß neun Zehntel der Wahlbezirke entschiedene Gegner der Regierung senden, damit aber die Mehrheit beider Räte für die gemäßigte Partei gewonnen werden würde. Die herrschende Faktion bekannte sich mit fanatischem Eifer zu der Lehre der Volkssouveränität; in der Praxis aber verstand es sich ihr, wie den radikalen Demokraten allerorten, ganz von selbst, daß der Wille des souveränen Volkes nicht befugt sei, dem Interesse der demokratischen Partei zu schaden. In den Provinzen wurde diese Ueberzeugung höchst unbefangen durch die brutale Gewalt bethätigt: den ganzen Winter hindurch kamen die Nachrichten, vor allem aus dem Süden, daß die Jakobiner, wo sie sich bei einer Beamtenwahl in der Minderheit befunden, zur Waffe gegriffen und die Gegner unter schlimmer Mißhandlung auseinandergejagt hatten. So geschah es im November zu Toulouse, im Januar im Departement der oberen Loire, im März zu Avignon und Nevers [1]). Mehrmals kam es zu Blutvergießen und Totschlag; als in Autun die Gerichte eine Anklage gegen solche Missethaten annahmen, hinderte die Verwaltungsbehörde durch offenes Einschreiten die Verfolgung. Das Direktorium hatte dieselbe Gesinnung wie seine Anhänger. Es wollte die Macht behaupten, in jedem Falle, wenn möglich, auf dem Boden der Verfassung, wenn nötig, mit den Mitteln der Gewalt. Einstweilen strebte es in der Zeit vor den Wahlen, die Gegner so viel wie möglich zu schwächen und die politische Thätigkeit derselben zu lähmen. Seit dem September 1796 machte sich diese Tendenz nach allen Richtungen geltend, in entschiedenem Gegensatz

[1]) Verhandlungen der Fünfhundert 17. und 18. November 1796, 29. Januar, 15. Februar, 1., 2., 16., 28. März, 1. April 1797.

zu der gemäßigteren Haltung, welche Babeufs Unternehmen der Regierung während des Sommers hatte angemessen erscheinen lassen.

In erster Reihe hatten, wie kaum der Bemerkung bedarf, Emigranten und Priester diese Gesinnung der Machthaber zu empfinden. Die Priester galten wie 1795 als Feinde der Revolution. Die Mehrzahl war es vom Grund ihres Herzens; der Rest wurde zu derselben Gesinnung durch den feindseligen Argwohn gezwungen, mit welchem die Republik den ganzen Stand behandelte. Obwohl die Zivilverfassung des Klerus seit Jahren aufgehoben war, blieben die Eidweigerer der Verhaftung und Einsperrung ausgesetzt; das Direktorium traute aber auch den konstitutionellen Priestern so wenig, daß es am 22. Oktober eine Botschaft an die Räte sandte, worin es über hochverräterische Umtriebe der Geistlichen in allen Provinzen Klage führte und sich zu der Erklärung erhob, für die Ruhe des Landes nicht länger einstehen zu können, wenn nicht sämtliche Priester über die Grenze geschafft würden. Was die Emigranten betraf, so bot die Regierung alles auf, sie in möglichst großer Zahl unter dem Banne der furchtbaren gegen sie geschleuderten Gesetzgebung zu halten. Wie wir sahen, war die Streichung von der Emigrantenliste nach dem Gesetze vom 21. Februar nur bei dem Direktorium selbst zu erwirken, und in welchem Sinne dieses die Aufgabe behandelte, sprach es, gerade ein Jahr später, am 2. Februar 1797, in einer Botschaft an die Fünfhundert aus. Hiernach waren bis dahin 17 000 Gesuche um Streichung bei ihm eingegangen. Mit dem größten Teile derselben hatte es sich nicht beschäftigt, da die Bittsteller nichts weiter von sich hatten hören lassen; 4500 hatten aber ihr Gesuch weiter betrieben, davon waren 1500 zum Abschluß gekommen, 170 abschläglich beschieden, die andern bewilligt worden; bis zu welcher Zeit die übrigen 3000 Gesuche bereinigt werden könnten, darüber wußte man nichts Gewisses zu sagen. Unter den abgeurteilten Fällen war also bei fast neun Zehnteln die Unschuld der geächteten und beraubten Bürger

anerkannt worden; es lag nirgends ein Grund vor, bei den nicht entschiedenen ein anderes Verhältnis anzunehmen; dennoch aber freute sich das Direktorium der Geschäftsüberhäufung, die es ihm möglich machte, mehr als hunderttausend schuldloser Familien in Acht und Elend festzuhalten. Denn allerdings war ein Zweifel darüber nicht möglich, daß die Herstellung derselben die Zahl seiner Anhänger nicht vermehren würde[1]).

Wie mit den Emigranten selbst verfuhr die Regierung mit den Verwandten derselben. Ein Antrag der Linken auf Erlaß der längst verheißenen Amnestie für die politischen Vergehen der Revolutionszeit brachte natürlich auch das Gesetz des 3. Brumaire zur Sprache. Wenn man den blutigen Missethätern der Schreckenszeit Verzeihung gewährte, konnte man dann noch zahlreiche Bürger ihrer politischen Rechte berauben, deren einziges Vergehen darin bestand, Brüder oder Vettern eines Ausgewanderten zu sein? Die Kommission, welche über die Amnestie berichtet hatte, war der Meinung, daß durch dieselbe das Gesetz ohne weiteres beseitigt sei. Aber die Direktorialpartei bewegte sich sofort mit drohendem Ungestüm. Die Royalisten erheben überall ihr Haupt, klagte Villers am 9. September (es war der Tag des jakobinischen Putsches von Grenelle); was die Verfassung gegen sie zu schützen dient, kann nicht verfassungswidrig sein. Louvet, der jetzt unter dem Schutze des Direktoriums eine eifrig radikale Zeitung herausgab, hatte vergessen, wie er einst die politische Verfolgung seiner Partei durch Robespierre verflucht hatte: wollt ihr, rief er, die Royalisten bei allen Wahlen sich eindrängen, alle Aemter für sich erobern lassen? Mit Mühe setzte Larivière es durch, daß wenigstens noch einmal eine Kommission über das verruchte Gesetz, wie er zu großem Zorne der Linken es nannte, be-

[1]) Uebrigens erklärte Madier bei den Fünfhundert, 24. August: es ist öffentliches Geheimnis, was eine Streichung kostet, und wer das Geld einstreicht. Auch Mallet du Pan hat die Notiz, daß auf einem Bureau des Polizeiministeriums ein förmlicher Tarif für die Streichungen aufgestellt war.

richten sollte. Der Bericht erschien am 24. und gelangte nach scharfem Tadel gegen Larivière zu einem unbedingten Preise des Gesetzes, welches niemand verletze, niemand seines Rechtes beraube, sondern nur die Ausübung desselben zum notwendigen Schutze des Staates zeitweilig suspendiere. Die Verhandlung, von beiden Seiten mit großer Erregung geführt, zog sich hin bis zum Anfang des Dezember. Bei den Fünfhundert wiederholten Boissy d'Anglas, Thibaudeau, Pontecoulant die an sich unwiderleglichen Beweise für die Rechtswidrigkeit des Gesetzes [1]); der Eindruck ihrer Reden war unverkennbar, und die Entscheidung konnte in einzelnen Augenblicken zweifelhaft erscheinen. Da warf sich Bailleul am 19. Oktober mit brutaler Offenheit der Strömung in den Weg. „Die Royalisten," erklärte er, „gebrauchen jetzt alle taktischen Mittel der Jakobiner von 1793. Jede weise Maßregel wurde damals als royalistisch verlästert; heute brandmarkt man sie als revolutionär. Damals sollten nur Maratisten in die Aemter, heute beruft man überall Verwandte von Ausgewanderten. Damals wurden die gemäßigten Freiheitsfreunde des Royalismus angeklagt, heute verdächtigt man sie als Anarchisten. So treibt man es jeden Tag mit der höchsten Kühnheit. Nun denkt euch den weiteren Verlauf dieser Dinge. Die Käufer der Nationalgüter wegen elender Formfehler vor Gericht belangt, die Streichungen der Emigrantenliste dem Direktorium entzogen und den Gerichten überwiesen, dann nach Aufhebung des Brumairegesetzes die Verwandten der Ausgewanderten im Besitze der Richterstellen, die Priester nicht mehr unterdrückt, sondern durch die Verwaltungsbehörden begünstigt: seht ihr dann nicht die Auflösung und die Anarchie auf allen Seiten? Wird dann nicht das Direktorium, getrieben durch Vaterlandsliebe und Freiheitssinn, aber aller Hülfen in der bürgerlichen Verwaltung beraubt, wird es nicht genötigt sein, Truppen heranzuziehen, um eine gesetzgebende Versammlung zu bändigen, in welcher die Parteien

---

[1]) S. Band VI 255 ff.

so scharf gezeichnet sind? Werden nicht die begeisterten Patrioten aus Notwehr zu ungesetzlicher Erhebung schreiten müssen?"

Deutlicher konnte man nicht reden. Wenn man das französische Volk seinem freien Willen überläßt, so wird es alle Aemter und die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers den Gegnern der jetzigen Regierung überliefern. Indem der republikanische Redner diese Thatsache anerkennt und zur Grundlage seiner Erörterung macht, ergiebt sich ihm ohne Skrupel noch Zweifel als einzig möglicher Schluß die Forderung, den Willen des souveränen Volkes durch die revolutionäre Gesetzgebung zu brechen. Sollten die Räte es weigern, so wird der jakobinische Pöbel der großen Städte sich erheben und das Direktorium die französischen Bajonette gegen die französische Volksvertretung führen.

Zu der revolutionären Kriegsdrohung Bailleuls brachte Treilhard am 22. Oktober die revolutionäre Rechtsauslegung hinzu. Die Verfassung erkläre, daß alle Bürger zu allen Aemtern berufen werden können. Dies werde denn auch im Gesetze des 3. Brumaire keineswegs verletzt: die Verwandten der Ausgewanderten können zu allen Aemtern durch die Wähler berufen werden. Das Gesetz verbiete nur die Ausübung ihrer Amtsthätigkeit, eine von der Berufung doch ganz und gar verschiedene Sache!

Ein solches Auftreten der herrschenden Partei konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Das schließliche Ergebnis war überraschend auf allen Seiten. Während die Gemäßigten anerkannten, daß sie die Aufhebung des Gesetzes vom 3. Brumaire bei den Fünfhundert nicht erreichen würden, überzeugte sich die Direktorialpartei von der Unmöglichkeit, dann die Amnestie der revolutionären Verbrecher im Rate der Alten durchzubringen. So begann man im stillen zu unterhandeln, eine Auskunft in anderer Richtung zu suchen. Die Rechte hatte nicht erlangen können, daß man den Emigrantenfamilien ebenso günstige Gesinnung wie den revolutionären Missethätern zuwende: wenigstens so viel setzte sie jetzt durch, daß man diese nicht besser stellte

als jene, daß man ihnen die strafrechtliche Verfolgung erließ, aber sie von den Aemtern und Abgeordnetensitzen ausschloß. Am 6. November beschlossen die Fünfhundert die Amnestie für die politischen Vergehen der Revolutionsjahre, sowie den Fortbestand des Brumairegesetzes für die Verwandten der Ausgewanderten, sodann aber die Ausdehnung dieses Gesetzes auf solche Personen, welche erst durch die Amnestie vor peinlicher Anklage geschützt worden, und die Entfernung beider Klassen nicht bloß aus den durch Volkswahl, sondern auch aus den durch die Regierung zu besetzenden Aemtern. Endlich wurden die Führer der Vendéeer und der Chouans derselben Beschränkung unterworfen, dafür aber aus dem Brumairegesetz die gegen die Priester gerichteten Strafbestimmungen gestrichen. Die einseitige Begünstigung der Jakobiner wurde vermieden: das Einverständnis der beiden Parteien, welches zum Zwecke allseitiger Rechtsgewährung unmöglich gewesen, wurde erzielt zum Zwecke allseitiger Rechtsbeschränkung.

Auch in dieser Fassung errang der Gesetzentwurf nur mit Mühe im Rate der Alten die Mehrheit. Indessen hoben die Abgeordneten Girod und Blaux mit Nachdruck den Vorteil hervor, daß fortan das Direktorium nicht mehr die Aemter mit amnestierten Mördern und Banditen anfüllen könne; Portalis wies auf die immer noch fortdauernde Priesterverfolgung hin, welcher der Entwurf den gesetzlichen Vorwand entziehe, und so wurde der Beschluß der Fünfhundert am 3. Dezember genehmigt.

In denselben Wochen hatte das Direktorium die Aufmerksamkeit der Räte auf die ihm stets gleich widerwärtige Tagespresse gerichtet. Seine Botschaft vom 23. Oktober erging sich weitläufig über die giftigen Verleumdungen, den Uebermut und die Bosheit der Zeitungen; das Uebel, erklärte sie, ist auf seiner Höhe; ihr müßt gesetzliche Waffen zu seiner Bekämpfung finden. Die Rechte erklärte sofort durch Boissy d'Anglas, daß sie die Preßfreiheit als die wirksamste Garantie der Verfassung verteidigen würde. Die Zeit der Wahlen kommt heran, setzte Pastoret hinzu, da

wünscht man die freie Erörterung der Nation zu ersticken. Lecointe erwiderte, es handele sich nicht um die Freiheit der Presse, sondern um die Pamphletisten, welche hundertmal Bonapartes Niederlagen gemeldet und die Direktoren bald des Royalismus, bald des Einverständnisses mit Babeuf beschuldigt haben; das sei die einzige Frage, ob solche Abscheulichkeiten fort und fort straflos bleiben sollten.

An Uebelständen auf diesem Gebiete fehlte es in der That nicht. Hier so wenig wie anderwärts hatte die Revolution geordnete Freiheit zu schaffen vermocht. Zum Kampfe gegen Ludwig XVI. hatte sie alle wilden Leidenschaften auch in der Presse losgelassen; zur Behauptung der Schreckensherrschaft hatte sie jede Freiheit, auch der Presse, erstickt; seit 1795 war die Ungebundenheit wieder grenzenlos, nur daß sie sich nicht mehr gegen die Monarchie, sondern gegen die republikanischen Machthaber richtete. Man hatte kein anderes Gesetz zu ihrer Einschränkung, als jenes vom 16. April 1796, welches den Versuch zum Verfassungssturz mit dem Tode bedrohte: und welches Gericht hätte einen noch so frechen Zeitungsartikel mit einer solchen Strafe belegen mögen? Wenn dadurch die politische Polemik in jeder Form ihrer Freisprechung sicher war, so ging die persönliche Schmähung in der Regel ebenso unbehelligt durch, weil die Verletzten durch einen öffentlichen Prozeß das Aergernis nur zu vergrößern fürchteten und im allgemeinen die Gerichte geneigt waren, die Einrede der Wahrheit als bewiesen anzunehmen. Der Kommissionsbericht, der am 25. November durch Daunou erstattet wurde, nahm vor allem auf diese Verhältnisse Rücksicht. Ein vorausgehender Antrag, welcher den Zeitungshändlern verbot, außer dem Titel ihrer Blätter auch den Inhalt und damit oft die schlimmsten Verleumdungen in den Straßen auszuschreien, machte keine Schwierigkeit und wurde von beiden Räten genehmigt. Widerspruch aber erregte sogleich ein zweiter Vorschlag, den Berichterstattern der Zeitungen ihre gesicherten Plätze auf den Galerien des gesetzgebenden Körpers zu entziehen und dafür einen amtlichen stenographischen Bericht

über die Verhandlungen herauszugeben. Während die Linke über gehässige Entstellung ihrer Reden in den gegnerischen Blättern klagte, wies die Rechte auf die viel schlimmere Gefahr einer solchen Entstellung durch eine mit ausschließlichem Monopol versehene amtliche Zeitung hin. Nach langem Hader nahmen die Fünfhundert den Antrag an, mußten jedoch erleben, daß ihn der Rat der Alten mit raschem Verfahren beseitigte. Der Hauptkampf aber entspann sich über Daunous dritten und hauptsächlichen Entwurf, betreffend die Bestrafung der Preßvergehen durch die Zuchtpolizeigerichte. Wir wissen, wie eifrig damals die Presse das traurige Feld des persönlichen Skandals anbaute, und wieviel dankbaren Stoff die republikanischen Machthaber nach dieser Seite darboten. Der Entwurf hatte dann die hiergegen gerichteten Maßregeln mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet und erfuhr von den Gegnern an dieser Stelle auch die schärfsten Angriffe. Zu allen Zeiten ist es schwierig, die Grenze der erlaubten Kritik und der rechtswidrigen Schmähung nach allgemeinen Merkmalen festzustellen: wenn irgendwo, muß hier der gewissenhaften Einsicht des Richters für die Beurteilung des einzelnen Falles vertraut werden. Das Direktorium aber war in der unglücklichen Lage, den vom Volke gewählten Richtern eben durchaus nicht zu trauen, und so hatte Daunou freilich zu wunderbaren Mitteln greifen müssen. Wer durch die Presse, hieß es, einen Bürger einer strafbaren Handlung bezichtigt, ist verpflichtet, dieselbe Anklage auch vor dem Ortsrichter des Angegriffenen zu erheben. Wer einer Verleumdung durch die Presse angeklagt ist, sagte ein anderer Artikel, kann die Einrede der Wahrheit nicht auf Zeugenaussagen, sondern nur auf schriftliche Beweisstücke stützen. Eine gedruckte oder geschriebene Verleumdung, beantragte die Kommission am 29. Dezember weiter, soll vor dem Zuchtpolizeigericht verfolgt werden. Es war der gemäßigten Partei nicht schwer, die despotische Gefahr solcher Bestimmungen nachzuweisen und eine abermalige Prüfung des Entwurfes in der Kommission durchzusetzen.

In der Oppositionspresse, welche hiermit den Entwurf

für begraben hielt, war der Jubel groß über diesen Erfolg, und die Angriffe auf die herrschende Partei folgten sich mit unbarmherziger Schärfe und in immer wachsendem Maße. Das Direktorium knirschte, hatte aber kein Mittel dagegen, indem auch zweifellos royalistische Blätter sich hüteten, mit dem Gesetze vom 16. April in Berührung zu kommen, um so schärfer aber auf die Beseitigung der jetzigen Majorität und die Herabwürdigung der regierenden Personen arbeiteten. Unter diesen Umständen konnte dem Direktorium nichts erwünschter kommen als die royalistische Verschwörung des Abbé Brottier; hier war endlich ein greifbarer Versuch zum Verfassungssturz, und wenige Tage nach Brottiers Verhaftung, am 6. Februar 1797, wurde bei den Fünfhundert der Antrag gestellt, die Beratung des Preßgesetzes wieder aufzunehmen. Die Zeitungsschreiber, rief Darraq, sind nicht besser als öffentliche Dirnen, die Regierung sollte auch ohne Gesetz mit ihnen summarisch aufräumen. Großer Unwille ertönte hierüber von der Rechten: ja, der Zustand ist unerträglich, erklärte dagegen Lecointe; soeben nennt ein solches Schandblatt den General Bonaparte einen Scharfrichter, für den Samson der geeignete Nachfolger sei. Rouhier meinte, eine solche Nichtsnutzigkeit müsse doch auch jetzt zu bestrafen sein, und fragte, warum man den Verfasser nicht vor Gericht stelle. Ohne allen Zweifel, erwiderte Lecointe, würde er freigesprochen werden.

Am 7. Februar legte die Kommission einen neuen Gesetzentwurf vor, welcher an Strenge und Willkürlichkeit den früheren noch überbot. Dubois-Crancé empfahl dringend die Annahme. „Früher“, sagte er, „hat man wohl zweifelnd gefragt, ob es noch Royalisten gäbe. Wohlverstanden, nicht von der Klasse schwacher, ermüdeter Bürger rede ich, die, sonst wohlgesinnt, zum Kampfe für die Freiheit keine Kraft mehr haben, mit Schrecken an Robespierre denken und einer solchen Herrschaft das Königtum vorziehen. Aber es ist heute nur zu gewiß, es giebt wirkliche Royalisten, bittere Feinde der Freiheit, welche alle Republikaner ächten, die Nationalgüter zurückfordern, die Rechte des Adels, des

Klerus, der Parlamente herstellen möchten, Volksverderber, deren Gesinnung in dem Briefe La Vauguyons an Brottier zu Tage tritt. Niemand denkt daran, unter den Volksvertretern Mitschuldige dieses Treibens suchen zu wollen. Aber um so zahlreicher hat es seine Organe in der schlechten Presse gefunden. Ganz systematisch und mit erheblichen Mitteln wird die öffentliche Meinung von ihnen verdorben. Eine Zeitung, der Vorläufer, vergiftet den Süden, eine andere, der Blitz, den Norden. Große Massen gleichgesinnter Blätter werden täglich in Paris kostenfrei verbreitet." Nach diesen Erwägungen erwirkte der Redner eine Botschaft an das Direktorium mit der Anfrage, ob das Gesetz vom 16. April in der That gegen die Personen zur Anwendung komme, welche durch ihre Schriften strafbare Verschwörungen in das Leben rufen.

Die Verhandlung über das Preßgesetz setzte sich dann noch durch mehrere Sitzungen fort, und fast jeder Artikel wurde von der Rechten auf das lebhafteste bekämpft. Dieser Entwurf, sagte einmal Dumolard, erinnert an Figaros Wort: „wenn ich über König, Minister, Theater und Beamte nichts äußere, so kann ich unter der Aufsicht von drei bis vier Censoren alles drucken lassen, was ich will." Der Mut der Majorität begann allmählich zu sinken, so daß das Direktorium am 17. Februar zur Belebung der revolutionären Leidenschaft eine außerordentliche Maßregel ergriff und den Fünfhundert nicht weniger als siebzig Polizeiberichte aus einer ganzen Reihe von Departements übersandte, sie alle von höchst alarmierendem Inhalt, über die Verwilderung des öffentlichen Geistes, schamlose Umtriebe der Royalisten und der Verwandten der Ausgewanderten, unruhige Hetzereien und selbst aufrührerische Predigten eidweigernder Priester. Der Rat der Fünfhundert, hieß es in einem dieser Berichte, trägt die Verantwortung für seine Sorglosigkeit. Boissy d'Anglas erhob sich mit Entrüstung, warum man die bestehenden Gesetze, die für solche Vergehen völlig genügten, nicht ausführe? Er beantragte eine Botschaft an das Direktorium, den Regierungskommissar

zu bestrafen, welcher gegen jene Predigten nicht eingeschritten sei. Von der Linken brachte dagegen Hardy die Wünsche des Direktoriums zur Sprache. Nachdem er noch aus weiteren Departements verbrecherische Gewaltthaten der Royalisten gemeldet und ganz offen eine Partei des gesetzgebenden Körpers des Einverständnisses mit denselben bezichtigt hatte, schloß er mit der Erklärung, daß die Verfolgung einzelner Schuldiger nicht ausreiche, sondern allgemeine Gesetze erforderlich seien. Haltet euch also, sagte er, nicht mit Boissy d'Anglas' Vorschlag auf, sondern verfügt heute das Gesetz über die ehrlose Presse, morgen ein anderes gegen die eidweigernden Priester, übermorgen ein drittes gegen die zurückgekehrten Emigranten.

Aber so bereitwillig die Linke ihm zustimmte und den Beschluß des Hauses in seinem Sinne fortzureißen strebte, so lästig trat ihnen der Abgeordnete Duprat mit der festen Behauptung entgegen, daß die Polizeiberichte, mit welchen man das Haus in Aufregung zu setzen suche, unzuverlässig seien. Gerade jene Angaben aus dem Departement der Landes, über die aufrührerischen Predigten, seien lügenhaft; er könne versichern, daß das Departement sich der tiefsten Ruhe erfreue. So schmählich eine solche Anklage gegen die Behörden das Direktorium mittreffen mußte, so wagte die Linke keinen weiteren Kampf auf diesem Boden, sondern ließ Boissy d'Anglas' Antrag über sich ergehen. Am 28. wurde dann das Preßgesetz, im wesentlichen nach ihren Wünschen, festgestellt und ohne Zögern der Beratung des Rates der Alten unterbreitet.

Indessen war allen diesen Versuchen der Direktorialpartei, die öffentliche Meinung umzustimmen oder einzuschüchtern und dadurch den Ausgang der herannahenden Wahlen sich günstiger zu wenden, ein immer schärferes Mißlingen bestimmt. Der Rat der Alten überwies das Preßgesetz einstweilen einer Kommission zur Berichterstattung, und diese wurde erst nach den Wahlen mit ihrem ablehnenden Berichte fertig, so daß für den Verlauf der Wahlen selbst die heißersehnte Waffe in der Scheide blieb. Noch

schlimmere Folgen für das Direktorium entsprangen aber aus der Vorlage der Polizeiberichte. Am 3. März erhob der Abgeordnete Hermann die Klage auf Fälschung gegen den Bericht des Niederrheins, ganz wie vorher Duprat gegen jenen der Landes. Kein Mensch wisse dort von Unruhen; zahlreiche Behörden haben gegen die Angaben des Berichtes protestiert, kein dortiges Gericht habe irgend eine Anzeige erhalten, ja, der Unterzeichner des Polizeiberichts existiere überhaupt in dem Departement nicht. Das Direktorium suchte den beschimpfenden Eindruck dieser Mitteilungen zu verwischen, indem es am 6. März seine Antwort auf jene erste Botschaft der Fünfhundert über die Pariser Preßpolizei übersandte: es sei traurig, die Wahrheit zu sagen, aber der Patriotismus sei in Paris seit langer Zeit heruntergekommen und die öffentliche Meinung durch die Masse schlechter Schriften gründlich verdorben; die gerichtliche Belangung verbrecherischer Zeitungsartikel sei vielfach versucht worden, aber stets erfolglos geblieben, da die Tribunale ausnahmslos die Verklagten freisprächen. Die Linke forderte sogleich die Bildung einer Kommission, um allgemeine Maßregeln gegen das Unheil vorzuschlagen, wurde aber auf Thibaudeaus Antrag durch einfache Tagesordnung damit abgewiesen. Am 8. März kam eine neue Verwahrung gegen die Polizeiberichte aus dem Departement der Eure: „Bei uns", wurde dort erklärt, „herrscht Ruhe, Frieden, Bürgersinn," und die Abgeordneten des Bezirks waren einstimmig, diese Versicherung zu bestätigen. Vollends am 12. ließ das Departement der Landes erklären, daß der angebliche Polizeikommissar, der Verfasser des sogenannten Berichtes, gar nicht vorhanden sei und alle Ortsbehörden ihren Priestern das beste Zeugnis gäben. Darauf erklärte der Abgeordnete Delleville, daß unter den vom Direktorium eingesandten Akten nicht ein Stück sich befinde, welches von solchen Fehlern und Fälschungen frei sei. Er wolle keinen bösen Schein auf die Absichten des Direktoriums werfen, aber sicher sei, daß, wenn es den Plan verfolgt hätte, den Rat zu revolutionären Schritten zu verleiten, sein Benehmen

gar nicht anders hätte sein können. Auf diese vernichtende Aussage erfolgte von keiner Seite eine Erwiderung.

Die Lektion hätte, scheint es, für die Regierung deutlich sein können. Aber diese Männer des Nationalkonvents vermochten einmal den Gedanken nicht zu fassen, daß in der Nation ein anderer Wille gelten dürfe außer dem ihrigen, daß auch die Gegner der republikanischen Verfassung zum souveränen Volke gehören könnten. Wenn der gesetzgebende Körper nicht helfen wollte, diese Anschauung zu bethätigen, so war das Direktorium zu selbständigem Vorgehen entschlossen. Wenige Tage vor den Urwahlen erschien ein Regierungsdekret, welches alle auf der Emigrantenliste eingeschriebenen Bürger für unfähig zur Ausübung des Wahlrechts erklärte. Die Begründung dieser Maßregel durch den Justizminister war äußerst bündig: ein Gesetz vom 18. August 1795 verbietet jedem peinlich Angeklagten die Teilnahme an den Wahlen, die Emigranten aber sind nach den bestehenden Gesetzen auf ewig verbannt, und die Eintragung in die Liste vertritt die Stelle nicht bloß der Anklage, sondern der Verurteilung. Die praktische Bedeutung des Dekrets war ohne weiteres klar: nichts war leichter, als durch eine diensteifrige Polizeibehörde auf die Liste zu kommen, nichts weitläufiger, als nachher die Streichung zu erwirken; das Dekret wäre für das Direktorium ausreichend gewesen, um jeden mißliebigen Bürger von den Wahlen fernzuhalten. In diesem Sinne brachte Dumolard die Angelegenheit gleich nach der Veröffentlichung des Dekrets am 10. März bei den Fünfhundert zur Sprache. Es wurde hervorgehoben, daß nach der bestimmten Vorschrift der Verfassung über die politische Berechtigung eines Bürgers nur das souveräne Volk in seinen Urversammlungen, nicht aber das Direktorium, entscheiden könne, daß es ein Hohn gegen die Wahrheit der Thatsachen sei, durch die Eintragung in die Liste die Emigration als bewiesen anzusehen, daß das Gesetz vom 18. August durch die formell widersprechenden Sätze der Verfassung aufgehoben sei. Die Verhandlung war erregt, aber kurz; die direktoriale Mehr-

heit selbst zeigte wenig Neigung, am Vorabend der Wahlen sich auf offenen Kriegsfuß mit den Wählern zu setzen; sie griff mit Freude auf einen vermittelnden Vorschlag zu, daß angebliche Emigranten, welche ihre vorläufige Streichung im Departement erlangt hätten, wahlberechtigt seien.

So versagte den Machthabern alles und jedes. Rewbell und Barras waren längst überzeugt, daß, wie Bailleul gesagt, die Patrioten zur Notwehr getrieben, daß sie zur Rettung der Republik die Bajonette gegen das souveräne Volk zu gebrauchen verpflichtet sein würden. An die bisherige Stellung sich festklammernd, machten sie noch einen letzten Versuch. Alle Beamten der Republik hatten einen Eid auf Haß gegen Königtum und Anarchie leisten müssen; jetzt gab das Direktorium anheim, denselben Schwur auch den Wählern aufzuerlegen, da sie in dieser Eigenschaft ein öffentliches Amt ausübten. Der Antrag war sachlich noch viel unhaltbarer als alle früheren, und die Redner der Rechten hatten wenig Mühe, seine Ungesetzlichkeit und Verfassungswidrigkeit nachzuweisen. Die Linke warf sich in große Bewegung, grunzte und klatschte und suchte den Beschluß im Handstreich vorwegzunehmen. Der Tumult wurde endlich so arg, daß die Bedächtigeren beider Parteien sich rasch über ein Kompromiß verständigten, nach welchem die Wähler keinen Eid schwören, sondern lediglich die Erklärung des Gehorsams und der Anhänglichkeit an die Republik aussprechen sollten. Der Rat der Alten gab hierzu, weil eine Erklärung doch ganz etwas anderes sei als ein Eid, seine Genehmigung, und im Chorus ermahnte darauf die oppositionelle Presse die Wähler, diese Erklärung, die keinen Menschen für den folgenden Tag binden könne, ohne jegliches Bedenken abzugeben.

Unter so trüben Aussichten für die Regierungspartei kam der Tag der Urwahlen heran. Die Beteiligung der Bürger am Wahlakte war groß, und in den meisten Bezirken die Einmütigkeit im Sinne der gemäßigten Partei geradezu überwältigend. Aus einzelnen Departements erfuhr man von Gewaltthätigkeiten der äußersten Parteien, der

Jakobiner im Süden, der Bourbonisten in der Vendée. In Paris waren die ernannten Wahlmänner von so entschiedener Farbe, daß eine Zeitung klagte: im Jahre 1793 wurden die Kandidaten gefragt, was sie gethan hätten, um im Falle einer Gegenrevolution den Galgen zu verdienen; heute wird jeder ausgeschlossen, der sich bei irgend einem Akte der Revolution beteiligt oder auch nur Nationalgüter gekauft hat. Das Ergebnis der Abgeordnetenwahlen war vom ersten Augenblicke an vorauszusehen: mit verschwindenden Ausnahmen wurde die Ernennung des neuen Drittels von der gemäßigten Partei beherrscht. Seit dem Wahltage, dem 9. April, war es eine gewisse Thatsache, daß das Direktorium eine geschlossene und zahlreiche Mehrheit in beiden Räten sich gegenüber haben, daß in diese höchste Behörde selbst ein neues Mitglied der gemäßigten Farbe eintreten würde.

Es war mithin für das kommende Jahr die Mehrheit der gesetzgebenden Versammlung den Grundsätzen der Herstellung im Innern und des Friedens nach außen gewonnen. Ein Teil der neuen Abgeordneten war geradezu bourbonistisch gesinnt, so die neuen Vertreter von Paris und Versailles, so auch der in seiner Heimat gewählte General Pichegru, von dessen Talent und Thatkraft Freunde und Gegner die bedeutendsten Leistungen erwarteten. Die große Masse der Volksvertreter aber gehörte der das Land beherrschenden Stimmung an, welche ohne Vorliebe für irgend eine Verfassungsform oder Persönlichkeit sich der Sehnsucht nach Ruhe und gesichertem Rechte überließ, vor jeder revolutionären Gewalt erschreckte und deshalb Revolution und Gegenrevolution gleichmäßig verabscheute: Männer, wie sie Dubois-Crancé bezeichnet hatte, ermattet in den Stürmen der Revolutionszeit und lediglich aus Furcht vor neuem Terrorismus den monarchischen Ideen zuneigend. Für die Beziehungen zum Auslande hatten sie keinen anderen Gedanken als Frieden, raschen, allseitigen, dauernden Frieden, und hier stand die öffentliche Meinung mit seltener Einmütigkeit hinter ihnen. Mit Recht sagte damals ein Redner

der Fünfhundert: „Das Streben, welches heute das ganze Land erfüllt, ist die Sehnsucht nach dem Frieden; es ist ebenso allgemein und unwiderstehlich wie 1789 der Ruf nach Freiheit und 1795 der Haß gegen die Terroristen.“

Der Mann, der eben jetzt im Begriffe stand, diesen höchsten Wunsch seines Landes zu erfüllen und Frankreich den Frieden wenigstens auf dem Kontinent zu verschaffen, befand sich den heimischen Parteien gegenüber in besonderer Lage. Die Royalisten haßten den General Bonaparte wie die Sünde, weil sie seine Triumphe mit Recht als die Hauptstütze des Direktoriums betrachteten; wir haben bemerkt, mit wie schnöder Feindseligkeit ihre Presse den gefeierten und reizbaren Feldherrn behandelte. Den Gemäßigten würde er sich durch den Friedensschluß höchlich empfehlen; aber nichts war gewisser, als daß sie sein Friedensprogramm, die Unterdrückung Venedigs und die weitere Revolutionierung Italiens, auf das schärfste verdammen würden. Und nun vollends die weiteren Riesenpläne seiner ruhmesdurstigen Selbstsucht, der Seekrieg, die Invasion Englands, die Träume vom Orient und Indien! Es war kein Gedanke daran, für solche Dinge die freie Genehmigung der müden Nation und ihrer Vertreter zu gewinnen. Bonaparte hatte für die wüste Unordnung und kraftlose Tyrannei des Direktoriums das Gefühl der reinsten Verachtung: für jetzt aber war sein persönliches Interesse mit dem der revolutionären Regierung unlösbar verbunden. Allein je unsicherer in den inneren Fragen die Zukunft durch den Eintritt der neuen Abgeordneten geworden war, desto dringender wurde für Bonaparte die Notwendigkeit, auf allen Seiten sich deckend sein Spiel mit höchster Vorsicht weiterzuführen, bis endlich der Augenblick gekommen wäre, wo er, im Besitze entscheidender Ergebnisse, allen Parteien als Herr und Herrscher entgegentreten könnte.

Viertes Kapitel.

Die Friedenspräliminarien.

Bonapartes Brief an den Erzherzog Karl wurde am 2. April in Wien von einem Ministerrate in Erwägung gezogen. Die Verhältnisse lagen günstig für ihn nach jeder Seite, günstiger, als der General selbst hatte ahnen können. Es gab in Wien nicht viele Männer mehr, denen der Mut aufrecht geblieben war. Außer Thugut waren alle anderen Minister, erschreckt durch die Niederlagen und Opfer des Kampfes, von Friedenshunger erfüllt; soeben erst hatte Graf Trauttmansdorff in ihrem Auftrage dem Kaiser eine Denkschrift eingereicht, in welcher er die Unmöglichkeit längeren Widerstandes nach allen Richtungen erörterte; der Zorn dieser verzagten Magnaten war groß gegen Thugut, den sie als die einzige Ursache ihrer verlängerten Leiden betrachteten. Sie haßten ihn schon als ahnenlosen Emporkömmling, der in immer wachsendem Maße das Vertrauen des Kaisers und die Macht der Staatsgewalt für sich in Beschlag zu nehmen wagte, und dessen Eigensinn jetzt den Kern der Erblande den Kriegsgreueln preisgab und vielleicht alle Genüsse der Residenz lästig unterbrach. Sie nannten ihn, im Gegensatze zu dem spanischen Friedensfürsten, den Kriegsbaron, schmähten über seine frevelhafte Anhänglichkeit an das englische, fremde Interesse und waren jetzt in ihrem Grimme so weit gekommen, den Wiener Pöbel gegen Thugut aufzuhetzen, welcher allein an der Fortdauer der schlimmen Zeiten schuld sei, so daß der Polizeipräsident Saurau den Minister warnen ließ, er könne ihm gegen Straßeninsulte keinen sicheren Schutz versprechen [1]).

Der Adel aber wie der Pöbel hatten eine völlig falsche

---

[1]) Nach den Depeschen Sir Morton Edens, die sich hier eingehender und besser unterrichtet zeigen, als die des preußischen Residenten Cäsar.

Vorstellung von Thugut, wenn sie ihm blinden Kriegseifer oder gar unerlaubte Abhängigkeit von England zutrauten. Wir wissen, daß Thugut seit Jahren das Ende des auch nach seiner Meinung unseligen Krieges herbeisehnte. Aber er war ein kräftiger und mutiger Mensch und erfüllt von dem Stolze des Kaiserhauses, dem seine Dienste gehörten. Er wünschte Frieden, aber um keinen Preis einen schimpflichen und schädlichen Frieden. Das bisherige Waffenglück der Franzosen ertrug er ungebeugten Sinnes; noch meinte er militärische Mittel genug in Oesterreich zu besitzen, um eine zwingende Gefahr des Kampfes nicht anzuerkennen und also jeden übereilten Abschluß für unnötig und deshalb für verwerflich zu erklären. Mehr als Bonapartes Siege beschäftigte ihn die steigende Widerwärtigkeit der diplomatischen Lage, der Haß gegen Preußen, der Aerger über England, die Unthätigkeit der Russen. Diese Dinge waren es, die ihm einen Vertrag mit Frankreich, einen guten und nützlichen Vertrag, immer wünschenswerter erscheinen ließen und ihn jetzt auch zu erheblicher Herabminderung seiner Forderungen bestimmten. „Wir hätten", schrieb er schon am 14. Januar an Cobenzl, „nach all unsern Opfern höchst begründeten Anspruch auf Länderzuwachs; jedoch wird der Kaiser bei der jetzigen Lage nach seiner Friedensliebe zum Abschlusse bereit sein, wenn nur seine Monarchie denselben Umfang wie vor dem Kriege behält." Die Frage war nur, in welcher Weise dies Ziel sich erreichen ließ, ob durch Rückgewinnung der verlorenen Provinzen oder durch Erlangung angemessener Entschädigung, und weiter, ob das eine wie das andere auf der deutschen oder der italienischen Seite gefunden würde. Im Dezember hatte Thuguts Vorliebe, wie wir sahen, sich Italien zugewandt; im Januar bezeichnete er den Russen noch einmal die Erwerbung Bayerns als den erwünschtesten Ausweg, dem ja auch Preußen schon 1793 seine formelle Zustimmung gegeben habe. Seitdem war auf allen Seiten das mögliche geschehen, um dem Minister den Krieg und die Koalition immer tiefer zu verleiden: sobald Bonaparte irgend-

wie annehmbare Bedingungen entgegenbrachte, war Thugut mit tausend Freuden einzuschlagen bereit.

Vor allem entsprach der Wahrheit nichts weniger als jene Gerüchte, welche ihn als unbedingten Anhänger und Mietling Englands schilderten. Im Gegenteil war seine Stimmung gegen den Londoner Hof von Woche zu Woche gereizter geworden. Unaufhörlich forderte er Erhöhung und Beschleunigung der englischen Zahlungen und war entrüstet, daß England die Erfüllung dieser Wünsche endlos verschleppte. Er begehrte Zurücksendung der englischen Flotte in das Mittelmeer, sowie Bewilligung eines Geschwaders für die adriatischen Gewässer und hatte zu klagen, daß jene abgeschlagen, diese verheißen, aber nicht ausgeführt wurde. Ihrerseits fand sich die englische Regierung nach der einen wie nach der andern Richtung durch schlechthin zwingende Hindernisse in der Unmöglichkeit, so rasch, wie Thugut forderte, vorzugehen. Ihre Mittelmeerflotte trieb allerdings am 14. Februar durch den glänzenden Sieg von St. Vincent die spanischen Linienschiffe in den Hafen von Cadix zurück; der größte Teil der letzteren war jedoch völlig unversehrt, jeden Tag ein neues Auslaufen möglich, eine zweite für diese Stelle verfügbare englische Flotte nicht vorhanden: von einer Rückkehr des Admirals Jervis in das Mittelmeer konnte also keine Rede sein. Den regelmäßigen Dienst des Jahresbudgets hatte Pitt, wie wir oben sahen, geordnet; als er sich aber anschickte, das für den Kaiser bestimmte Anlehen in das Parlament einzuführen, trat, im Februar 1797, eine drängende Krisis für die Bank von England, dieses große Zentralorgan auch für den britischen Staatshaushalt ein, welche die Aufmerksamkeit von Volk und Regierung lange Wochen hindurch ausschließlich in Anspruch nahm und jede sonstige Finanzoperation von Bedeutung schlechthin zum Aufschub zwang. Unter diesen Umständen that Pitt für Oesterreich, was er konnte: auf die bevorstehende Anleihe hatte er bereits das ganze Jahr 1796 Vorschüsse von monatlich 150 000 Pfund Sterling geleistet und gleich nach Neujahr sich zu deren Erhöhung

auf 200 000 erboten. Thugut aber forderte eine Steigerung auf 300 000 unter der Drohung, daß entgegengesetzten Falles der Kaiser sich an den Allianzvertrag nicht länger gebunden halten, sondern möglichst rasch den Frieden mit Frankreich suchen würde. Ganz in demselben Tone redete er am 1. März zu Eden über die Mittelmeerflotte: ohne Kriegsschiffe in der Adria, ohne Zahlungen, rasche und große Zahlungen, könne Oesterreich den Krieg nicht fortsetzen. Lord Grenville meldete am 3. sein großes Bedauern, bei der Lage der Bank im Augenblick bestimmte Geldversprechungen nicht geben zu können, wiederholte aber den Ausdruck der höchsten Bereitwilligkeit, so schnell wie irgend möglich zu helfen, und hatte die Zahlung der rückständigen Vorschüsse angeordnet. Thugut blieb am 25. bei seinem Worte: ohne englisches Geld und ohne englische Flotte sind wir zum Friedensschluß gezwungen.

Es ist an sich klar, daß ein englisches Geschwader im Adriatischen Meere bei der damaligen Lage der Dinge auf den Kampf in Kärnten nicht den geringsten Einfluß üben konnte. Die Geldnot allerdings war damals in Wien so quälend wie immer, leider aber auch die sachlichen Gründe des englischen Zauderns weltkundig und unwiderleglich, und schon jetzt war ein monatlicher Vorschuß von zwei Millionen Gulden nach den Verhältnissen des österreichischen Budgets ein höchst ansehnlicher Beistand. Schwerlich also hätte Thugut seinem langjährigen Freunde, dem englischen Gesandten Sir Morton Eden, so häufigen Kummer durch die Ausbrüche seines Unwillens gemacht, wäre nicht ein dritter Umstand hinzugekommen, bei welchem es freilich für Thugut keine Möglichkeit der Versöhnung gab. Dies war, was er die empörende Parteilichkeit Englands für Preußen nannte, die Ansicht der englischen Staatsmänner, daß ein Zusammenwirken mit Preußen die wichtigste Förderung für die Ueberwältigung Frankreichs sein würde. Nachdem sie schon im Dezember Thugut im innersten Herzen durch den Vorschlag empört hatten, unter Umständen Belgien an Preußen zu überlassen, kamen immer wieder neue Ausdrücke dieser

allerverhaßtesten Gesinnung zum Vorschein, wie heftig auch Thugut dem Gesandten noch am 4. Januar erklären mochte, daß der Kaiser gegen jede preußische Friedensvermittelung und gegen jede neue Vergrößerung Preußens Protest einlege und bei dem geringsten Versuche solcher Art sich ohne irgend welche Rücksicht jede Maßregel vorbehalte, die sein Interesse gebieten könne. Und nur zu bald sollte dieser Fall sich verwirklichen!

Am 21. Februar berichtete Cobenzl aus Petersburg über wichtige Mitteilungen, welche Kaiser Paul persönlich ihm soeben gemacht hatte. Der junge Selbstherrscher hatte bisher in seiner heftigen und unsteten Weise keine ausgesprochene Richtung auswärtiger Politik erkennen lassen: da er aber fortfuhr, Truppensendungen gegen Frankreich zu weigern, so wurde er in Wien so ziemlich mit gleicher Stimmung wie Preußen und damit auch als ein Freund und Gönner Preußens betrachtet. Der Berliner Hof war derselben Meinung und beschloß, um die russische Freundschaft enger zu ziehen, dem Kaiser ein unbegrenztes Vertrauen entgegenzutragen; der König schrieb also an Paul und legte ihm den ganzen Stand seiner französischen Verhandlungen vor, den eventuellen Vertrag vom 5. August 1796, die Aussicht, das Bistum Münster für sich zu erlangen, falls im Reichsfrieden das linke Rheinufer verloren ginge, den Wunsch, dem Hause Oranien die Bistümer Würzburg und Bamberg, dem hessischen Landgrafen die Abtei Fulda zu verschaffen. Aber die Wirkung dieses Schrittes war eine andere, als der König erwartet hatte. Ueber alle Abneigung gegen den Krieg und über allen guten Willen für Preußen überwog doch bei Paul der innere Abscheu gegen Revolution und Jakobinertum; daß der König sich so weit mit den Franzosen eingelassen, daß er seinerseits zu einer Umwälzung der deutschen Reichsverfassung bereit sei, erregte die allerhöchste Entrüstung und warf den Kaiser für den Augenblick ganz auf die österreichische Seite hinüber. Ohne den vertraulichen Charakter der preußischen Mitteilung zu beachten, ließ er Cobenzl rufen, erzählte ihm in zürnenden Worten die ganze

Geschichte, donnerte über Haugwitz, der, einen solchen Vertrag in der Tasche, sich nicht entblödet habe, in London jede Unterhandlung mit Frankreich abzuleugnen, und erklärte, daß er gegen diese neuen Abscheulichkeiten in Berlin eine zermalmende Verwahrung einlegen werde. Cobenzl, im Innersten durch diese Wendung erquickt, sondierte sogleich über russische Truppenhülfe für Oesterreich; so weit aber ging der Eifer des Kaisers doch noch nicht; man muß ihn, schrieb Cobenzl, durch die Umstände forttreiben lassen, mit weiterem Drängen würde man ihn zum Widerspruche reizen und seinen Sinn verhärten. Indessen diese glücklichen Umstände blieben für jetzt und noch lange aus. Paul war so erbittert auf Preußen, daß er heimlich mehrere Offiziere über die Grenze schickte, um für den Fall eines Krieges Aufnahmen des Terrains zu machen, daß er auch wohl von der Aufstellung eines starken Beobachtungscorps an der ostpreußischen Grenze redete, um den bösen Willen des Berliner Kabinetts im Zaume zu halten. Aber an einen französischen Krieg wollte er nicht heran: im Gegenteil, bei jedem Anlaß wiederholte er dem Grafen von Cobenzl seinen Wunsch, daß Oesterreich Frieden schließe, freilich nicht ohne jede Entschädigung, aber im Notfall auch mit kleinen Verlusten. Als Cobenzl einige Wochen später ihm einmal den auf Pauls Selbstgefühl berechneten Vorschlag machte, sich mit Oesterreich über die Friedensbedingungen zu verständigen und diese dann den Franzosen unter Kriegsdrohung aufzuerlegen, schüttelte der Kaiser ganz freundlich, aber bestimmt den Kopf: „Ihr sollt mich nicht von meinen Grundsätzen abbringen," sagte er, „macht Frieden und scheut selbst einige Opfer nicht."

Die Wirkung, welche diese Berichte auf Thugut hervorbrachten, wird man leicht ermessen. Daß der preußische Vertrag vom 5. August nur ein eventueller war, daß Preußen fortfuhr, in Paris für die Unverletzlichkeit des Deutschen Reiches diplomatisch zu arbeiten, ließ ihn unberührt. Genug, was er stets vorausgesagt, er hatte es jetzt schwarz auf weiß vor Augen: der widerwärtige Nebenbuhler streckte die Hand nach weiteren Vergrößerungen im Reiche aus,

und der „intime Bundesgenosse" polterte darüber zwar mit dröhnenden Worten, war aber zu thätiger Hülfe nicht zu bringen. So kam alles darauf an, zunächst, daß Oesterreich durch eine Verständigung mit Frankreich die Hände frei bekomme, und dann, daß dieser französische Friede selbst durch keine seiner Bestimmungen den preußischen Gelüsten die Bahn eröffne. In diesem Zusammenhange wird es uns deutlich, warum trotz Thuguts Friedenssehnsucht die letzten, sehr gemäßigten Anträge Clarkes bei jenem schlechterdings keine Wirkung haben konnten. Nach dem Scheitern der irischen Expedition und dem Falle Kehls wollte das Direktorium sich mit den linksrheinischen Besitzungen Oesterreichs begnügen, dem Kaiser aber die Lombardei zurückgeben und für Belgien durch Bayern oder sonst in Deutschland entschädigen [1]). Jenem Grundsatze Thuguts, Frieden zu machen, wenn Oesterreich nicht geschwächt in seinem Bestande aus dem Kriege hervorgehe, wäre damit vollkommen genügt worden. Clarke, aufs neue an Gherardini gewiesen, besprach mit diesem den Antrag näher: Gherardini fragte, was dann aus dem Kurfürsten von Bayern werden sollte, und Clarke entgegnete, daß dieser ohne Schwierigkeit mit einigen säkularisierten Bistümern ausgestattet werden möchte [2]). Wie jetzt die Dinge lagen, war dieses Wort für Thugut entscheidend. Einmal Säkularisationen für Bayern bewilligt, wie sollte er dann entsprechende Säkularisationen für Preußen und die preußischen Trabanten, Oranien und Hessen, verhindern? Wenn er selbst noch kurz zuvor in Petersburg Bayern als das erwünschteste Tauschobjekt für den Kaiser angemeldet, wenn er vor drei Monaten bei Lord Grenville die Rheinlande als mögliche Erwerbung für Frankreich bezeichnet und an die Säkularisation des Bistums Lüttich für Oesterreich gedacht hatte: jetzt nach dem Bekanntwerden der preußischen Entwürfe war er entschlossen, diesem ganzen Systeme den Rücken zu kehren. Ebenso entschieden, wie er

[1]) Carnot an Clarke 16. Januar.
[2]) Thugut an Cobenzl 9. April.

im Frühling 1795 dem Kaiser geraten hatte, die elenden deutschen Reichsstände ihrem Schicksal preiszugeben und rein österreichische Politik in Osteuropa zu machen, ebenso nachdrücklich sagte er jetzt dem englischen Gesandten, daß der Kaiser die Erhaltung des Deutschen Reiches in seiner bisherigen Form vor allem wünschen müsse und deshalb für sich jede rechtsrheinische Entschädigung verschmähe, weil eine solche den Bestand der Reichsverfassung in Frage stelle. Es war dem Namen nach die Pflicht des Reichsoberhaupts, in Wahrheit aber auch hier der Gegensatz Oesterreichs gegen Preußen, was für seine Schritte den Ausschlag gab.

Diese Stimmung wurde im Laufe des März noch weiter geschärft, als Lord Grenville unter dem 3. März mit großer Genugthuung meldete, daß der Berliner Hof ihm den lebhaften Wunsch auf Herstellung herzlichen Einvernehmens mit Oesterreich zu erkennen gegeben, und zugleich die Hoffnung ausdrückte, daß auch in Wien der unendliche Vorteil einer solchen Annäherung nicht verkannt würde. Thugut antwortete dem Gesandten auf diese Botschaft mit der Vorlage des Petersburger Berichtes und forderte dringend eine Weisung an den hannoverschen Reichstagsgesandten, den unheilvollen Umtrieben Preußens mit aller Kraft entgegenzutreten [1]). Er sah in der Berliner Eröffnung lediglich einen neuen Beweis der preußischen Tücke, die sich durch heuchlerische Freundlichkeit die Unterstützung Englands für ihre verbrecherischen Pläne zu sichern suche. Er war völlig fest in seinem Hasse und ließ sich nicht träumen, daß er alle seine Erwägungen auf das gerade Gegenteil der thatsächlichen Wahrheit baute. Seit jenem schwachen Tage des 5. August war König Friedrich Wilhelm immer entschiedener in seiner Abneigung geworden. Er zürnte über die Mißhandlung seiner von den Franzosen besetzten clevischen Provinzen; er beklagte den Abschluß des Augustvertrags; er wünschte lebhaft, daß der dort vorgesehene Fall eines Reichsfriedens mit Abtretung des linken Rhein-

[1]) Eden an Grenville 15. März.

ufers nicht eintrete [1]). Seinen Ministern wie seinem Gesandten in Paris gab er den Auftrag, unablässig für die Integrität des Deutschen Reiches zu wirken, obgleich die Folge davon der Wegfall der Säkularisationen und der preußischen Vergrößerungen gewesen wäre. Als Carnot im Dezember dem preußischen Gesandten vorschlug, als Vermittler zwischen Oesterreich und Frankreich aufzutreten, und dieser Thätigkeit durch eine Truppenbewegung gegen die österreichische Grenze Nachdruck zu geben, lehnte der König das letztere mit Unwillen ab und genehmigte das erstere nur unter der Bedingung, daß Frankreich zuvor die Unverletzlichkeit des Deutschen Reiches anerkenne. Ohne Zweifel hing mit dieser Haltung Preußens jene Herabstimmung der Clarkeschen Forderungen an Oesterreich zusammen, während das Direktorium in Berlin die Erklärung abgab, die Rheinlande als Gegenstand einer offenen Verhandlung ansehen zu wollen. Nach reiflicher Erwägung erwiderte das preußische Ministerium am 18. März, daß man sich des Entgegenkommens freue, aber es nicht als ausreichend betrachten könne: man werde gerne den verbündeten Mächten von der friedfertigen Gesinnung des Direktoriums Kenntnis geben und für den erwünschten Zweck nach Kräften thätig sein; aber man müsse wiederholen, daß man die Stellung eines amtlichen Vermittlers erst dann in Anspruch nehmen könne, wenn Frankreich den großen Grundsatz der Integrität des Deutschen Reiches förmlich anerkannt habe. Immer beeilte man sich, gleich am 19. dem Geschäftsträger Cäsar in Wien die Weisung zu geben, daß er Thugut von dieser Sachlage unterrichte und demselben die Bereitwilligkeit des Königs ausspreche, auf der Grundlage der Reichsintegrität die Friedensvermittelung zu übernehmen. Cäsar entledigte sich dieses Auftrags am 26. März.

So wurde dem kaiserlichen Minister gerade der Teil seines Friedensprogramms, den er zur Abwehr preußischer Ungebühr sich festgestellt hatte, von Preußen selbst entgegen-

---

[1]) Das Ministerium an Sandoz-Rollin in Paris 10. April.

getragen. Es war noch einmal ein Augenblick, wo eine Vereinigung der beiden Mächte zur Abwehr, zur zweifellos erfolgreichen Abwehr der gegen Deutschland gerichteten Uebergriffe Frankreichs möglich erschien. Freilich, noch war man in Berlin zu einer Erneuerung des französischen Krieges wenig geneigt; um so mehr wäre es erforderlich gewesen, daß Thugut mit Eifer die ihm dargebotene Hand ergriffen, den König so tief wie möglich in die Friedensverhandlung hineingezogen und damit zugleich sein Ehrgefühl und seinen Patriotismus festgehalten hätte. Aber eine solche Entschließung war bei Thugut ein für alle Male unmöglich. Diese Preußen, grollte er, haben soeben erst den Turiner Hof bestimmt, die Insel Sardinien für Ueberlieferung Mailands den Franzosen in Aussicht zu stellen. Sie reden von der Integrität der Reichsgrenzen gegen außen; dahinter aber betreiben sie den Sturz der Reichsverfassung im Innern, um für sich im Trüben zu fischen [1]; sie haben zunächst keinen anderen Zweck, als sich bei England und den Reichsständen in schönes Licht zu setzen. Nur in einem Falle, sagte er zu Sir Morton Eden, könnte man sich auf ihre Worte verlassen, wenn sie nämlich Grund zur Furcht vor Rußland hätten. Wenn Rußland nicht ebenfalls als Vermittler an der Unterhandlung teilnimmt, hält der Kaiser es nicht für erlaubt, seine hohen Interessen der Fürsorge seines Erbfeindes anzuvertrauen. Sir Morton strebte vergebens, ihm die gute Seite der Sache anschaulich zu machen. Thugut blieb fest in der Gesinnung, wie er sie schon am 4. Januar dem englischen Freunde ausgesprochen: gegen jeden Versuch einer preußischen Einmischung muß der Kaiser sich alle Maßregeln vorbehalten [2]. Kaum hatte dieses Gespräch stattgefunden, als Bonapartes Brief an den Erzherzog in Thuguts Hände kam. Unter den jetzigen Verhältnissen, erklärte darauf Thugut dem englischen Gesandten, dürfen wir das Entgegenkommen des Generals nicht ablehnen; alles ruft hier nach

---

[1]) Eden an Grenville 25. März. Thugut an Cobenzl 9. April.
[2]) Eden an Grenville 1. April.

Frieden, für uns aber ist es besser, in eine Separatunterhandlung mit Frankreich einzutreten, als eine Vermittelung Preußens ohne Teilnahme der Russen anzunehmen [1]).

Das entscheidende Wort war damit ausgesprochen. Haß und Mißtrauen gegen Preußen trieb den kaiserlichen Minister zu dem Versuche, wie weit man mit Frankreich und dem Verfasser des biederen, menschenfreundlichen Briefes vom 31. März kommen würde. Die Generale Grafen Merveldt und Bellegarde wurden am 5. April an Bonaparte abgeschickt, um vor allem einen Waffenstillstand zu schließen und, wenn möglich, eine erste Andeutung über Bonapartes Friedensbedingungen zu erlangen. Sie hatten keine langwierige Reise mehr zu machen; der französische General war seit seinem Schreiben an den Erzherzog in ununterbrochenem und reißendem Vormarsch geblieben, so daß die österreichischen Unterhändler nur acht Poststationen zurückzulegen brauchten, um die feindlichen Vorposten bei Leoben zu erreichen. Trotz der Schwäche des französischen Heeres, welche eine Belagerung Wiens im Grunde völlig außer Frage stellte, war diese Nähe desselben für alle ängstlichen Gemüter natürlicherweise aufregend im höchsten Grade.

Ein so tiefes Eindringen in das feindliche Land mit so geringfügigen Streitkräften, wie es Bonaparte hier unternommen hatte, ist dagegen späteren Beobachtern höchst gewagt erschienen, bei der Länge seiner scheinbar auf allen Seiten bloßgestellten Rückzugslinie. Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß auch hier die geniale Kühnheit Bonapartes zugleich die größte Vorsicht, daß die so weit vorgeschobene Stellung bei Leoben an sich die beste Flankendeckung war. Seine Straße ging von Klagenfurt nordwärts bis Unzmarkt, wo sie das nach Nordosten ziehende Thal der Mur erreichte und dann in dieser Richtung bis zum Fuße des Semmering blieb, links neben sich die Abhänge des gewaltigen steierischen Hochgebirgs, dessen Felsenmassen und Gletscher nur an zwei Stellen bewaffneten Heereskör-

[1]) Eden an Grenville 5. April.

pern den Durchzug verstatteten, auf der Salzburger Straße, die bei St. Michael, und der Linzer, die bei Leoben in das Murthal einmündete. Wenn Bonaparte rechtzeitig Unzmarkt erreichte, so schnitt er den aus dem Pusterthal nordwärts ziehenden General Spork, wenn St. Michael und Leoben, die noch rückständigen rheinischen Divisionen von dem Heerhaufen des Erzherzogs ab. Er beherrschte mit der raschen Besetzung dieser Orte die Lage vollkommen und hielt die feindlichen Heeresteile auseinander, so daß sie erst unter den Mauern von Wien ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten. Zugleich wurde es, indem er selbst der Hauptstadt so dicht auf den Leib ging, äußerst wahrscheinlich, daß der Gegner alle Kräfte zu deren Rettung heranziehen und nicht etwa zu Operationen in Bonapartes Rücken verwenden würde [1]). Mit seinem durchdringenden Scharfblicke hatte er diese Lage sofort erkannt; mit rastloser Thätigkeit drängte er der Erfüllung zu. An demselben Tage, an welchem er dem Erzherzog geschrieben, am 31. März, hatte er bereits den General Masséna nach St. Veit und darüber hinaus vorgeschoben; am 1. April gab er ihm den Befehl, ohne den geringsten Zeitverlust auf die Pässe von Neumarkt loszugehen, indem er die Division Guyeux ihm unmittelbar folgen ließ und die Division Chabot (früher Serrurier) als Reserve nach Friesach heranzog. Als sich diese Bewegungen zu entwickeln begannen, erschien ein Parlamentär des Erzherzogs, mit dem Begehren eines vierstündigen Waffenstillstandes: ein Ansinnen, sehr begreiflich auf österreichischer Seite, um Zeit für die Verteidigung der Pässe zu gewinnen, aus demselben Grunde aber von Bonaparte, ebenfalls sehr begreiflich, gar keiner Antwort gewürdigt. Am 4. erreichte Masséna die ersten feindlichen Verhaue bei Neumarkt und warf den Gegner, unter hitzigen Kämpfen den ganzen Tag hindurch, von Posten zu Posten bis nach Unzmarkt zurück. Die Division Spork war indessen schon von Gmünd aus nordwärts auf schwierigen Gebirgspfaden

---

[1]) Vgl. Bonaparte an Joubert 3. April.

nach Salzburg ausgewichen; ihr Artilleriepark, für welchen es dort keine Straße gab, passierte glücklich noch Unzmarkt, vierundzwanzig Stunden vor Massénas Ankunft, die am 3. nachmittags erfolgte und noch zu einem hitzigen Gefecht mit der Brigade Brady führte. Der Erzherzog, der in den beiden Tagen wieder 1700 Mann, hauptsächlich an Gefangenen, eingebüßt hatte, verspürte keine Lust zu weiteren Kämpfen, sondern wich, sobald sich Massénas Spitze zeigte, von Ort zu Ort das Murthal abwärts, über Judenburg, Knittelfeld, Leoben nach Bruck, so daß Masséna ohne weiteres Zusammentreffen am 7. April in Leoben einrückte und damit die letzte Straße absperrte, auf welcher die Kaiserlichen, ehe sie in das Donauthal hinabstiegen, Verstärkung von Norden her hätten erlangen können. Von Leoben bis Wien sind nur sechzehn Meilen, während nach rückwärts die französischen Divisionen dort acht Meilen von Unzmarkt, sechzehn von Klagenfurt, dreiundzwanzig von Tarvis entfernt waren. Mit der größten Umsicht hatte übrigens Bonaparte alle Vorkehrungen getroffen, seine Kräfte zu sammeln, und die Gegend bis Tarvis zu decken. Schon am 3. April hatte er die Division Bernadotte aus Laibach und zwei Reiterregimenter aus Triest nach Klagenfurt beordert; er hatte an demselben Tage an General Joubert nach Brixen Weisung gesandt, sich zum Abmarsche nach Kärnten durch das Pusterthal bereit zu halten, und endlich an General Victor dringenden Befehl geschickt, so schnell wie möglich aus der Romagna nach Treviso zu rücken. So fanden sich an der ausgedehnten Straße von der Etsch bis zur Mur auf jeder Etappe schützende Heeresteile; bei jedem Schritte rückwärts war Bonaparte seiner Reserven sicher und konnte auch im ungünstigsten Falle seine Massen ungleich rascher als der Gegner die seinigen vereinen. Und wie jede in sich gute Stellung nach verschiedenen Seiten fruchtbar ist, so zeigte es sich auch hier. Dieselben Bewegungen, welche den Divisionen in Leoben den Rücken deckten, sicherten dem französischen Feldherrn zugleich die von ihm begehrte Entscheidung der venetianischen Wirren. Daß dieselben seit den ersten Schlägen von Bergamo

und Brescia im erwünschten Flusse geblieben, darüber empfing damals Bonaparte den Bericht des Kommandanten von Verona, General Balland, der unter dem 1. April meldete, die Revolution Venetiens gestalte sich immer ernster, der offene Bürgerkrieg sei vorhanden und auch eine Abteilung französischer Truppen von den Aristokraten angegriffen worden. Damit war für Bonaparte die Möglichkeit des Kriegsfalles gegen Venedig in nächster Aussicht und somit die Grundlage seiner österreichischen Unterhandlung ebenso wie die Unangreifbarkeit seiner militärischen Stellung gesichert.

Bonaparte hatte am 7. April sein Hauptquartier vorwärts nach Judenburg verlegt, als ihm die Ankunft Merveldts und Bellegardes gemeldet wurde. Auf ihr Begehren eines Waffenstillstandes antwortete er ihnen, daß jede Unterbrechung der Operationen dem Interesse des französischen Heeres zuwider sei; er könne sie also nur bewilligen, wenn er Gewißheit über den sofortigen Beginn einer ernstlichen Friedensverhandlung habe. Als die Oesterreicher forschten, auf welchen Grundlagen er in eine solche eintreten würde, erklärte er, sich darüber nur gegen die Personen äußern zu können, die auch zum Abschlusse Vollmacht hätten [1]). Indessen ging das Gespräch weiter, und Bonaparte erwähnte im Verlaufe desselben wie eine selbstverständliche Sache, daß er eine wirkliche Unterhandlung dann erst beginnen könne, wenn Oesterreich zur Abtretung des linken Rheinufers bereit sei. Dagegen weigerte er sich, über Italien irgend eine Aeußerung zu machen, so daß die Oesterreicher jede Hoffnung bereits aufgaben. Bei solchen Zumutungen, sagten sie, wird der Kaiser, selbst wenn Wien verloren würde, den Kampf auf das Aeußerste fortsetzen. Da überraschte sie Bonaparte durch die Wendung: wenn er die Rheingrenze abschließend fordere und über Italien einstweilen schweige, so heiße das ja nichts anderes, als daß er über diesen wesentlichen Punkt weitere Verhandlung zulasse [2]). Hiernach

---

[1]) Thugut an Cobenzl 9. April.

[2]) Bonaparte an das Direktorium 8. April. Thugut erwähnt in dem Briefe an Cobenzl vom 9. diese Einzelheiten nicht, bestätigt

meinten die Oesterreicher wieder auf den Stillstand zurückkommen zu dürfen, und nach langem Sträuben genehmigte endlich Bonaparte um Mitternacht eine Waffenruhe von sechs Tagen, innerhalb deren die Verhandlung über den österreichischen Separatfrieden beginnen müsse. Bei der Abgrenzung der beiderseitigen Stellungen während dieser Tage erprobte er nochmals die Friedenssehnsucht der österreichischen Generale, indem er die noch nicht besetzten wichtigen Punkte Graz, Bruck und Rottenmann in das Gebiet des französischen Heeres hineinzog. Mit diesem Ergebnis eilten Merveldt und Bellegarde am 8. April nach Wien zurück, wo sie am 9. eintrafen und Thugut Bericht erstatteten.

Thugut nahm Bonapartes Worte, wie sie gemeint waren, als eine erste Aeußerung, die zwar nicht besondere Aussichten eröffnete, aber zu weiterer Verhandlung eher einlud als davon abschreckte. Er hatte in den letzten Tagen mit der Angst der Friedfertigen um jeden Preis manche harte Sträuße bestanden: aus Ungarn war ein kläglicher Notruf des Warasdiner Komitats wegen drohender Angriffe der Franzosen gekommen; in Wien hatte Starhemberg dem Kaiser eine noch drängendere Denkschrift überreicht, als jene Trauttmansdorffs gewesen; der Erzherzog Karl berichtete immer kläglicher über die Zerrüttung seiner Bataillone und forderte als einzige Rettung die Heranziehung des ganzen Rheinheeres zur Verteidigung von Wien, und unter all diesen Einflüssen hatte der Kaiser selbst einen Augenblick geschwankt, ob es nicht ratsam sei, die Residenz von Wien hinweg nach Prag zu verlegen. Thugut war entrüstet über so viele Schwäche, zu der er an keiner Stelle ausreichenden Grund zu entdecken vermochte. „Das ganze Heer", schrieb er zürnend an Colloredo, „hat den Kopf verloren; die Staatsmaschine geht völlig aus den Fugen; hätten wir nur ein wenig Energie, so wäre durchaus noch nicht alles verloren." Eine überraschende Hülfe brachte ihm in diesem

sie aber indirekt in einer folgenden Depesche vom 30., indem er sagt, daß Bonaparte weiterhin seine ursprünglichen Forderungen gemildert habe.

Augenblick der von ihm sonst wenig geliebte General Mack, der, aus dem Lager zurückkehrend, die dortige Niedergeschlagenheit vollkommen bestätigte, übrigens aber der Ueberzeugung lebte, daß man Hülfsquellen genug habe, die Krisis erfolgreich zu bestehen. Bei diesen Worten schob Thugut allen alten Hader auf die Seite; er nahm rasche Abrede mit Mack und schrieb am 10. dem Grafen Colloredo, auf den Knieen möge er den Kaiser um schleunigen Erlaß der Befehle bitten, deren Notwendigkeit ihm Mack erläutern werde. Das Ergebnis war, daß die Truppen ihre bisherige Stellung am Rhein und in Salzburg behielten, daß der Kaiser in Wien blieb, der Erzherzog wieder die Führung des Rheinheeres und Mack die Verteidigung Wiens übernahm. Letzterer entwickelte sofort die lebhafteste Thätigkeit; die Bevölkerung, durch die Regierung kräftig aufgerufen und das Beispiel des Monarchen vor Augen, strömte zu den Waffen; allmählich sammelten sich in dem verschanzten Lager vor der Hauptstadt an 30 000 Mann, außer der hierher berufenen Division Seckendorf freilich meistens Rekruten, unfähig zu einem Angriff auf Bonapartes erprobte Divisionen, aber zur Verteidigung ihrer befestigten Linien völlig brauchbar. Auch aus Ungarn kamen bessere Nachrichten; aus guten Gründen ließ sich dort kein Franzose blicken; die am 1. April verfügte Insurrektion konnte sich ungestört entwickeln und gab Aussicht, bis zur Mitte des Monats die Zahl der Verteidiger Wiens zu verdoppeln. Vom Rheinheer kommend, hatte sich die Division Hotze in Salzburg mit Spork vereint, zusammen 19 000 Mann, welche von dort Bonapartes linke Flanke, freilich bei der Sperrung der Alpenstraßen mehr theoretisch als praktisch, bedrohten und besser nach Tirol geeilt wären, wo sich eben der Landsturm mit erfrischtem Eifer erhob und den General Loudon zu neuem Vordringen befähigte. Nach dem allem blieb Thugut fest in seiner Auffassung, daß eine drängende Gefahr keineswegs vorhanden sei; im Gegenteil hielt er sich überzeugt, man würde den Widersacher in dessen vorgeschobener und, wie Thugut glaubte, vereinzelter Stellung in

schwere Bedrängnis versetzen können[1]). In diesem Sinne sprach er dem venetianischen Gesandten Grimani mit treibenden Worten die Hoffnung aus, der Senat werde aus der treulosen Revolutionierung Bergamos und Brescias Anlaß zur Vereinigung mit Oesterreich nehmen; dann würde es leicht sein, die Alpenpässe zu sperren und mit einem Zuge die Franzosen matt zu setzen. Als Grimani, stets auf strengste Neutralität instruiert, dem heißen Gegenstande auszuweichen suchte, rief Thugut mit festem Händedruck: „Ich weiß, daß ihr zu solchen Dingen keine Vollmacht habt, ich sage es auch nur als meine private Ansicht, daß Venedig jetzt im stande wäre, das politische System Italiens zu erretten und die Habgier Piemonts und Spaniens niederzuhalten; glaubt es mir, der Kaiser ist entschlossen, dieses System zu schirmen und, soweit es irgend möglich, jede Berührung mit den feindlichen Mächten zu vermeiden; unser Interesse, Herr Botschafter, und das eurige sind heute ein und dasselbe“[2]). So schrieb er gleich nach Merveldts Ankunft auch nach Petersburg, forderte das vertragsmäßige Hülfscorps von 12 000 Mann und lud Rußland ein, als offizieller Friedensvermittler aufzutreten. Indessen so wenig er sich im Waffenkampfe für überwunden gab, so bestimmt war er doch entschlossen, den einmal angeknüpften Faden der Friedensverhandlung mit Bonaparte weiterzuspinnen. Er wollte den Frieden nur auf gute Bedingungen; aber was er wünschte, war der Friede. Allerdings, er erzählte das nicht einem jeden. Noch am 12. April versicherte er seinem englischen Freunde Sir Morton, daß General Merveldt nur deshalb zu Bonaparte zurückgesandt werde, um durch allgemeine Besprechungen über die Friedensgrundlagen Zeit zu gewinnen, und Zeitgewinn, setzte er etwas boshaft hinzu, ist für uns ja wegen der Verzögerung der englischen Subsidien eine wahre Lebensfrage.

---

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

[2]) Grimani an den Senat 10. April. Romanin X, 64. Der Senat belobte am 22. die weise Zurückhaltung des Botschafters.

In der That empfing Merveldt und der ihm als diplomatischer Mentor beigegebene Marchese di Gallo, der neapolitanische Gesandte, der alte Vertraute aus der Zeit der Baseler Unterhandlung, sehr viel genauere Instruktionen, sehr viel bündigere Vollmacht. Sie wurden angewiesen, die äußerste Grenze der französischen Zugeständnisse zu ermitteln [1]), die Rückgabe der Lombardei zu begehren, die Abtretung Belgiens aber unter der Bedingung zuzugestehen, daß der Kaiser dafür eine angemessene Entschädigung erhalte, diese Entschädigung aber nur in Italien und nicht in Deutschland anzunehmen, da der Kaiser die Erhaltung des bisherigen Standes für das Reich fordern müsse [2]). Wenn Bonaparte auf diese Punkte einging, so hatten die Gesandten die Befugnis, den Vertrag auf der Stelle zu zeichnen. Den Marchese hielt Thugut auf einen Tag zu eingehender Erwägung zurück; Merveldt reiste, da die letzte Stunde der Waffenruhe vor der Thüre war, am 12. allein voraus und langte am 13. in Bonapartes Hauptquartier, dem Schlosse Göß bei Leoben, einige Stunden vor dem Ablauf des Stillstandes an. Er kam im rechten Augenblick. Während der letzten Tage hatte Bonaparte weitere Nachrichten aus Italien erhalten, nach welchen er in Bezug auf Venetien völlig freie Hand zu haben glaubte und also in der Lage war, ohne längeres Zaudern mit Merveldt zur Sache zu kommen.

Vergegenwärtigen wir uns, was indes in Venetien geschehen war.

Landrieux und seine Helfer hatten in Brescia nicht lange geruht. Am 25. März erschien einer ihrer Haufen in Salo am Gardasee; es waren Brescianer Demokraten und eine Truppe der lombardischen Legion unter Major Fantuzzi [3]);

---

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

[2]) Die Instruktion selbst hat mir nicht vorgelegen; auch Hüffer macht keine Angabe über sie. Die oben erwähnten Punkte ergeben sich aus Merveldts Bericht vom 13. und Bonapartes Schreiben an das Direktorium vom 16. April.

[3]) Schreiben Fantuzzis in der Correspondance inédite de Napoléon, III, 23. Fantuzzi handelte nach Ordre des Generals Lahoz.

sie erfüllten die Straßen mit Freiheitsrufen, nahmen den venetianischen Beamten gefangen und setzten einen demokratischen Gemeinderat ein. Die Insurgenten hatten auch hier ein österreichisches, also von den Franzosen ihnen überwiesenes Geschütz; auch hier blieb die Bevölkerung passiv, und mehrere in den Gemeinderat berufene Bürger hielten sich hartnäckig versteckt. Noch offener als bisher trat dann die Teilnahme der Franzosen am Aufstand den 27. März in Crema auf. Eine Abteilung von vierzig französischen Reitern unter dem Kommandanten Goruf forderte Einlaß in die Stadt, angeblich, um den folgenden Tag nach Soncino weiter zu marschieren. Am Morgen aber des 28. folgten 200 Mann französischen Fußvolks; drinnen überfielen und entwaffneten die Reiter die Thorwache; die Infanterie drang in die Stadt und verhaftete den Podesta Contarini; dann wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt, der Löwe des heiligen Markus beseitigt und das Ende der venetianischen Tyrannei ausgerufen, alles unter der Führung und nach den Befehlen eines französischen Hauptmanns Lhermite. Bei einem so offenen Auftreten der französischen Einmischung, was konnte es zur Erhaltung des Friedens nützen, wenn der Senat in jedem seiner Erlasse [1]) die Unterthanen zwar zum Widerstande gegen die Rebellen, aber auch zur Beobachtung der Neutralität gegen die Franzosen ermahnte? Vor allem die Bauern, durch die lange Mißhandlung auf das äußerste erbittert, verstanden die Unterscheidung zwischen Rebellen und Franzosen nicht, da sie überall die Franzosen an der Spitze der Rebellen erblickten. Sie erhoben sich in Masse und erschlugen Lombarden und Franzosen, wo sie eines solchen habhaft wurden. Am stärksten war die Bewegung in den Alpenthälern der Provinzen von Bergamo und Brescia, der Val Sabbia, Serina, Trompia, Camonica. In die Dörfer der Val Sabbia kam die Nachricht, daß das Volk von Salo nach dem Abzug der Brescianer den revo-

---

[1]) Zirkularverfügung an alle Bezirke vom 20. März, Ausschreiben an die Behörden in Salo vom 22. u. s. w. Romanin X, 45.

lutionären Gemeinderat beseitigt und die Fahne des heiligen Markus wieder aufgepflanzt habe, daß dann aber, auf Befehl des Generals Lahoz, Major Fantuzzi mit 500 Mann Lombarden und einer Abteilung der polnischen Legion die getreue Stadt mit Waffengewalt bedränge: da ging der Alarm mit reißender Schnelle durch das ganze Thal; mehrere tausend Bauern strömten nach Salo, fielen dem Angreifer in den Rücken und sprengten ihn mit schwerem Verluste auseinander. Durch die Nachbarthäler verstärkt, wandten sie sich dann gegen Brescia selbst und blockierten alle Zugänge zu der Stadt. Nicht anders ging es in der Umgegend von Bergamo; jeder einzelne Lombarde oder Franzose, welcher den Wütenden in die Hände fiel, wurde unbarmherzig niedergemacht, und der Schlachtruf: Tod den Franzosen, Tod den Jakobinern, erfüllte das Land, obgleich noch einmal der Senat durch eine dringende Verfügung jede Feindseligkeit gegen die fremden Truppen verbot [1]. General Kilmaine hatte jetzt, was Bonaparte bedurfte, den offenen Kampf zwischen Franzosen und Venetianern: wer konnte in dem Getümmel noch die ersten Urheber desselben unterscheiden? Genug, der Rücken der französischen Armee mußte gegen den Fanatismus und die Treulosigkeit der Venetianer gedeckt werden. Er sandte Landrieux mit einer Abteilung reitender Jäger, um die Umgegend von Bergamo zu reinigen; ein anderer seiner Generalstabsoffiziere, Couthaud, zog 1500 Mann bei Crema zusammen; ein weiteres Detachement von beinahe gleicher Stärke führte General Lahoz aus Mailand heran, und bis zum 9. April wurden die Thäler unter blutigen Gefechten und schwerer Verwüstung der Dörfer bezwungen und zugleich Salo nach kurzer Beschießung wieder eingenommen oder, wie Landrieux das nannte, der Sache der Freiheit zurückgewonnen. Landrieux hatte zur Beschönigung des Verfahrens ein Manifest auf den Namen Battagias anfertigen lassen, worin im Na-

[1] Schreiben des Senats 3. April. Instruktion der Behörden der Val Sabbia 1. April. Romanin X, 58.

men des Senats das Volk zur Ausrottung der Franzosen aufgefordert wurde, und dann auf Grund dieses erdichteten Aktenstückes nach allen Seiten der Bruch der Neutralität durch die Venetianer verkündet. An Bonaparte erstattete Kilmaine den 3. und 5. April Bericht über den Ausbruch der Feindseligkeiten und die angebliche Proklamation Battagias; am 8. kam sein Kurier mit der ersten dieser Depeschen im Hauptquartier Judenburg an, und Bonaparte versäumte nicht eine Minute, um mit möglichst heftigen Maßregeln den Bruch unheilbar zu machen.

Gleich am 9. fertigte er eine amtliche Zuschrift an den Dogen von Venedig, Ludwig Manin, aus, die nach Form und Inhalt nur zwischen der schimpflichsten Unterwerfung und einem Kampfe auf Leben und Tod die Wahl ließ. „Vergeblich," hieß es, „leugnet ihr die Rottierungen ab, die ihr veranlaßt habt. Glaubt ihr, daß meine Legionen die Mordthaten dulden werden, zu denen ihr eure Bevölkerung aufhetzt? Mit der schwärzesten Treulosigkeit habt ihr unsere Großmut beantwortet. Ich sende meinen ersten Adjutanten, euch diesen Brief zu überbringen. Krieg oder Frieden. Wenn ihr nicht sofort eure Rotten entwaffnet und die Mörder der französischen Soldaten mir überliefert, so ist der Krieg erklärt. Wenn ihr, gegen den offenkundigen Wunsch meiner Regierung, mich zum Kriege zwingt, so glaubt nicht, daß meine Truppen das unschuldige Volk der Terraferma nach eurem Beispiel schädigen werden; ich werde es beschützen; es wird einst eure Verbrechen segnen, welche das französische Heer zur Zerschmetterung eurer Tyrannei genötigt haben." Um die Wucht dieser Schmähungen zu steigern, hatte der Adjutant Junot Befehl, Audienz bei dem Dogen im versammelten Senate zu begehren, was dem venetianischen Gesetze schnurstracks zuwiderlief, und dort den Brief öffentlich zu verlesen. Wäre nicht binnen zwölf Stunden jede Forderung des Generals genehmigt, nämlich alle wegen politischer Vergehen Gefangenen entlassen, die auf das Festland gesandten Truppen zurückberufen, die Entwaffnung der Bauern verfügt, die französische Vermittelung

für Bergamo und Brescia angenommen: so sollte Junot dem Senate den Krieg erklären und der französische Gesandte die Stadt verlassen. Es war nicht wohl denkbar, daß der Senat eine solche Selbsterniedrigung ohne weiteres auf sich nehmen würde: Bonaparte traf alle Vorkehrungen für den Kriegsfall, indem er gleichzeitig an General Kilmaine die Weisung schickte, sobald Junot ihn von dem Abbruch der Verhandlungen benachrichtige, dann sogleich mit Hülfe der bei Padua eingetroffenen Division Victor alle venetianischen Garnisonen an einem Tage zu überfallen und zu entwaffnen, die venetianischen Beamten zu verhaften und so mit einem Schlage die Terraferma seinen Waffen zu unterwerfen. Einige Tage vorher hatte Joubert Befehl erhalten, die Division Baraguay d'Hilliers durch das Pusterthal nach Lienz und Spittal marschieren zu lassen; am 11. April erließ Bonaparte an Joubert den weiteren Auftrag, nach Lienz die Division Delmas, die Division Baraguay aber in Eilmärschen nach Osoppo zu senden, von wo sie dann die östliche Hälfte der venetianischen Besitzungen überschwemmen würde. Bonaparte dachte so wenig an eine friedliche Lösung, daß er schon am 9. dem Direktorium meldete: wenn ihr diesen Bericht erhaltet, sind unsere Truppen Meister der ganzen Terraferma. Mit lebhafter Entrüstung redete er hier über die venetianische Arglist, welche mit einem Male das Volk aufwiegelte, um sein Heer hinterrücks zu verderben. Er schien, trotz einiger früherer Besorgnis, doch völlig überrascht durch einen so abscheulichen Verrat, jetzt aber allerdings höchst entschlossen, mit kräftigem Durchgreifen sein Heer vor dem plötzlich aufflammenden Unheil zu bewahren. So war alles auf das beste vorbereitet. Nicht eine Silbe seiner bisherigen Berichte hatte die leiseste Andeutung eines feindseligen Planes gegen Venedig enthalten. Jene früheren Märsche Victors und Jouberts hatte er sehr ausdrücklich mit der Notwendigkeit motiviert, sein Heer in Kärnten zu verstärken. Was die Friedensbedingungen betraf, so hatte er eben erst, am 8., dem Direktorium gemeldet, wie er von dem Grafen Mer-

veldt bei der Verhandlung des Waffenstillstandes die Rheinlinie mit Mainz gefordert, wie er, um dies zu erwirken, dem Kaiser Mantua und Mailand, ganz in dem oft ausgesprochenen Sinne des Direktoriums, herauszugeben gedenke. Bei einem solchen Systeme schien doch Venedig ganz und gar außer Frage und jeder hierhin zielende Argwohn gegen den General Bonaparte unmöglich zu sein. Wenn er jetzt freilich auf andere Wege gedrängt wurde, wer durfte einen Stein auf ihn werfen? Venedig hatte es allein der eigenen Treulosigkeit beizumessen, wenn das Verderben über sein schuldiges Haupt hereinbrach.

So sorgsam Bonaparte bis hierhin das Geheimnis seines Planes bewahrt hatte, so fand er es doch in diesem Augenblicke angemessen, für die Zukunft sich einen sachverständigen Vertreter desselben beim Direktorium zu sichern. Wir bemerkten, wie seit der Besetzung Anconas seine Gedanken über das Meer hinüber in den osmanischen Orient schweiften: eben damals kam ein früherer französischer Geschäftsträger bei der Pforte, Verninac, aus Konstantinopel zurück, und Bonaparte lud ihn in sein Hauptquartier, um mit ihm die türkischen Verhältnisse zu besprechen. Verninac kam in Judenburg gerade in dem Augenblicke an, in welchem Bonaparte den Waffenstillstand mit Merveldt und Bellegarde abschloß, und der General trat mit ihm in eine ausführliche Besprechung der Friedensgrundlagen ein. In denselben Stunden, in welchen er dem Direktorium die Rheingrenze gegen die Zurückgabe der Lombardei in Aussicht stellte, verständigte er sich mit Verninac über die Gründe, welche gerade umgekehrt die Behauptung Mailands zur unerläßlichsten Friedensbedingung machten[1]. Verninac war sofort überzeugt, daß Mailand nimmermehr zurückgegeben werden dürfe. Das hieße die opferwilligen Mai-

[1]) Verninac an Delacroix 4. Floréal (Auswärtiges Archiv in Paris). V. stellt die Sache so dar, als habe er alle jene entscheidenden Gründe suggeriert, Bonaparte sich überall einverstanden erklärt. Es würde sich der Mühe nicht verlohnen, mit ihm über das Verdienst der Urheberschaft zu streiten.

länder Patrioten der österreichischen Rache opfern, für alle Zukunft das Vertrauen der freiheitsdurstigen Völker verwirken, die cispadanische Republik (Modena und die Legationen) dem Erstickungstode zwischen Oesterreich, Venedig und Rom preisgeben. Es hieße, in der öffentlichen Meinung sinken, den Samen der Freiheit an den Ufern des Po wieder zertreten, Frankreich den herrschenden Einfluß in Italien rauben [1]). Bonaparte sprach ebenso wie Verninac die Ansicht aus, daß diese Gründe schlechthin entscheidend seien. Aber er meinte anfangs, die Hoffnung, ein so heilsames, so notwendiges Ziel zu erreichen und bei Oesterreich die Abtretung Mailands durchzusetzen, sei äußerst schwach. Darum, schrieb Verninac dem Direktorium, seien wir den Venetianern dankbar für ihre Verblendung, welche gerade im rechten Augenblick uns das Mittel in die Hand lieferte, unsere Interessen mit jenen des Kaisers auszugleichen. Mit anderen Worten, wie der Behauptung Mailands stimmte Verninac auch der Absicht Bonapartes zu, dafür Venetien den Oesterreichern anzubieten. Dies geschah gleich am 9. April; denn Verninac verweilte nicht länger in Judenburg: auf Bonapartes Wunsch begleitete er den Adjutanten Junot nach Venedig, um ihn dort mit seinem Rate zu unterstützen und über die venetianische Entwickelung dem General weiter zu berichten.

Mit diesen Vorsätzen sah Bonaparte der Rückkehr Merveldts entgegen. Jeder Tag bis dahin brachte ihm weitere gute Kunde für die bevorstehende Unterhandlung. Er erfuhr, daß Clarke am 4. April einen neuen Bundesvertrag mit Piemont geschlossen, in welchem der König für den Krieg gegen Oesterreich 9000 Mann und gegen angemessene Entschädigung auf dem italienischen Festlande die Insel Sardinien der Republik zur Verfügung zu stellen verhieß: für etwaige neue Kämpfe war es nicht gerade eine gewaltige Verstärkung, immer aber eine höchst erwünschte Reserve

[1]) Ganz in demselben Sinne, zum Teil mit denselben Worten wiederholt Verninac diese Dinge dem General Bonaparte schriftlich aus Mailand 20. April. Corresp. inédite III, 59.

und Rückendeckung. Dann kam ein Schreiben des Direktoriums vom 31. März mit der Meldung, daß zwar das Rheinheer, stets wegen Geldmangel, seine Vorbereitungen zur Offensive noch nicht völlig beendigt habe, das Sambreheer aber schlagfertig sei, seinen rechten Flügel zu Moreaus Unterstützung bis Mainz ausdehnen und den Strom zu überschreiten im Begriff stehe. Damit war für Bonaparte die Besorgnis beseitigt, eines Tages vielleicht von allen österreichischen Heeren auf einmal angefallen zu werden, während Moreaus Zaudern immer noch die Möglichkeit ließ, dem Direktorium eine ihm unangenehme Friedensbedingung als unvermeidliche Folge jener Langsamkeit darzustellen. In jeder Hinsicht also trefflich gerüstet, konnte Bonaparte am 13. April den Grafen Merveldt willkommen heißen.

Der österreichische Unterhändler war ein wackerer Offizier, aber mit Recht durchdrungen von dem Gefühle seiner diplomatischen Unerfahrenheit und Talentlosigkeit. Bonaparte schärfte ihm dies Bewußtsein gleich im Anfang des Gesprächs, indem er der Anmeldung des Marchese di Gallo einen nachdrücklichen Widerspruch entgegensetzte. Was solle es heißen, diese Teilnahme eines fremden Gesandten? Wie könne man der Geheimhaltung der Verhandlungen vertrauen, wenn Gallo, der zur Berichterstattung nach Neapel verpflichtet sei, sie führen helfe? Merveldt wußte nicht viel dagegen aufzubringen, als etwa die Verschleppung der Sache durch die Auswahl eines neuen Bevollmächtigten, und Bonaparte ließ sich endlich bewegen, unter einem gleichgültigen Vorwande die Anwesenheit Gallos bei den Verhandlungen zu gestatten. Merveldt brachte darauf die Verlängerung des Waffenstillstandes zur Sprache, und Bonaparte nahm davon ohne längeres Zaudern Anlaß, seinen neuen Standpunkt zur Sache klarzustellen. Nach seinen Instruktionen, sagte er, könne er fortan eine Unterbrechung der kriegerischen Operationen nur dann zulassen, wenn er Sicherheit des raschen Friedensschlusses auf annehmbarer Grundlage habe. So hatte er schon am 7. April geredet und dann als die einzig zulässige Grundlage die Abtretung des linken

Rheinufers bezeichnet. Jetzt erschien an dieser Stelle die neue Wendung. Der Friede, sprach Bonaparte weiter, könne unter folgender Alternative zu stande kommen: entweder der Kaiser überlasse Belgien und das ganze linke Rheinufer der Republik, dann werde ihm diese die Lombardei herausgeben und außerdem als Entschädigung für Belgien das venetianische Dalmatien, Istrien und Friaul bis zum Tagliamento; oder der Kaiser verzichte auf die Lombardei, dann werde die Republik die Rheinlande räumen und für Belgien den Kaiser mit ganz Venetien bis zum Mincio, ja mit Bergamo und Brescia entschädigen. Ueber die Venetianer redete er äußerst wegwerfend und machte sich ohne weiteres anheischig, ihre Landschaften militärisch zu besetzen und die österreichische Erwerbung Europa gegenüber zu garantieren. Merveldt bedauerte, vor Gallos Eintreffen zu amtlicher Verhandlung so wichtiger Dinge nicht im stande zu sein; heute aber könne er schon so viel sagen, daß der Kaiser die Rückgabe sowohl der Rheinlande als der Lombardei und außerdem für die etwaige Abtretung Belgiens eine Entschädigung und zwar in Italien begehre. Bonaparte rief aus, daß diese Bedingungen schlechthin unmöglich seien, mußte aber gutes Zutrauen zur Nachgiebigkeit der Gegenpartei haben, da er am Schlusse des Gesprächs eine Verlängerung des Stillstandes bis zum 16. April genehmigte. Merveldt beeilte sich, noch am selben Abend seine Erlebnisse an Thugut zu berichten und dringend um Ernennung eines anderen Unterhändlers an Gallos Statt zu bitten.

Das den Frieden in sich schließende Wort war damit auf beiden Seiten ausgesprochen: ausreichende Entschädigung Oesterreichs in Italien. Merveldts Bericht, welcher am 14. April in Thuguts Hände gelangte, machte jedem Zweifel ein Ende.

Wenn man Bonapartes Vorschläge erwog, so zeigte sich auf Thuguts jetzigem Standpunkt der erste — Verlust Belgiens und der Rheinlande, dafür Rückempfang Mailands und Gewinn des östlichen Friaul — in jeder Hinsicht unannehmbar. Oesterreich hätte dann für mehr als 1½ Mil-

lionen belgischer Unterthanen kaum 500 000 in Venetien erhalten; es hätte ferner in Deutschland nicht bloß einige Grenzstriche aufgegeben, was, wie wir wissen, bei Thugut „wenig Schwierigkeit" gemacht hätte, sondern durch die Abtretung der drei geistlichen Kurfürstentümer den Sturz der Reichsverfassung und damit neuen Anlaß zur Vergrößerung Preußens herbeigeführt: und dies alles in einem Augenblick, wo Preußen alle diplomatischen Mittel aufbot, um unter Verzicht auf jeden eigenen Gewinn das Reich vor Verlusten zu bewahren. An ein Betreten dieses Weges war für Thugut nicht zu denken. Aber völlig anders nahm sich Bonapartes zweite Alternative aus: Verlust Belgiens und Mailands und dafür Gewinn alles Landes von der Grenze Kärntens bis zum Oglio. Der alte Wunsch, dessen Erfüllung lange Jahre hindurch vor Joseph II. und Thugut stets täuschend zurückgewichen, jetzt wurde er dem Kaiser durch den gefährlichsten Widersacher selbst entgegengebracht. Hier empfing man für 1½ Millionen Belgier und 1 100 000 Mailänder etwas über 2 400 000 Venetianer; man gewann statt des entlegenen Belgien eine treffliche Abrundung der ungarischen, Kärntner und Tiroler Grenzen; man erwarb die fruchtbarsten Landstriche, eine stattliche Seeküste und ausgezeichnete Häfen. Das Deutsche Reich aber blieb im alten Stande; seine Integrität, von Preußen mit ohnmächtigen Wünschen erstrebt, wurde von Oesterreich thatsächlich durchgesetzt, und an Ehre wie an Landgewinn ging Preußen leer aus. Hier war nicht zu widerstehen: im Gegenteil, es galt diese zweite Alternative so rasch wie möglich zu verwirklichen. Gleichviel, daß Thugut erst am 10. dem venetianischen Gesandten nochmals Oesterreichs Bündnis angetragen und für das bisherige System Italiens geschwärmt, gleichviel, daß er vorgestern dem englischen Freunde die Bundestreue Oesterreichs versichert und als einzigen Zweck der Verhandlung den Zeitgewinn für fernere Rüstungen bezeichnet hatte: das alles sank in nichts bei dem Angebot Venetiens für Oesterreich, und schon vierundzwanzig Stunden nach dem Empfange von Merveldts Bericht ging, am

15. April, eine neue umfassende Instruktion an die beiden Unterhändler ab, welche ohne weiteres die Brücke zum Einverständnis schlug.

Thugut griff hier in der Sache vollständig auf die zweite Alternative des ungestümen revolutionären Feldherrn zu, unterließ jedoch nicht, als vorsichtiger Staatsmann eine Reihe von Deckungen und Verbesserungen in Bedacht zu nehmen. Die Abtretung des linken Rheinufers wurde von Bonaparte überhaupt nicht mehr gefordert, sobald Thugut außer Belgien auch die Lombardei den Franzosen überließ. Der Minister versagte es sich jedoch nicht, den Grundsatz der Reichsintegrität ausdrücklich hervorzuheben, teils wegen des Krönungseides, in welchem der Kaiser die Wahrung des Reiches angelobt, teils wegen des Widerspruchs der Reichsstände gegen jede Abtretung, wie denn insbesondere Preußen, setzte er schlau hinzu, erst am 19. März die Unverletzlichkeit des Reiches proklamiert habe. Je weniger zur Sache diese Begründung eines nicht mehr bestrittenen Satzes nötig gewesen, desto mehr ist man dann erstaunt, daß Thugut, trotz des kaiserlichen Krönungseides, die eben feierlich betonte Reichsintegrität unmittelbar nachher selbst brüchig macht. Nach den Umständen, sagt er, könnte man sich herbeilassen, dieselbe als „allgemeine Grundlage" des Friedens zu bezeichnen, womit dann künftige Abmachungen über „einzelne Parzellen des Reichslandes" nach französischer Konvenienz nicht ausgeschlossen wären. Was bedeuten diese Parzellen? Welche Umstände hat er im Sinn?

Wir erfahren es sogleich. Indem er sich zu den italienischen Fragen, zu dem positiven Teile des Handels, wendet, sucht er vor allem zu der venetianischen Sache eine möglichst korrekte Stellung zu gewinnen. Solle der Kaiser, wie man angedeutet, für Belgiens Verlust in Venetien entschädigt werden, so müsse Frankreich erst selbst das Eigentum des Landes durch Verzicht des bisherigen Besitzers erwerben; eigentlich sei man erstaunt, daß Bonaparte nicht lieber die bereits förmlich abgetretenen Legationen dem Kaiser anbiete; andernfalls könne man vielleicht den Ver-

zicht Venedigs auf seine Landschaften erleichtern, wenn man die Republik durch die Legationen entschädige. Außer Belgien wolle der Kaiser nichts abtreten, es sei denn etwa Mailand, vorausgesetzt, daß er in diesem Falle auch für dieses Herzogtum eine anderweitige, passende Entschädigung erhalte. Da die von Bonaparte schon angebotenen venetianischen Provinzen hinreichenden Stoff für die eine wie für die andere Entschädigung gewährten, so war hiermit die erwünschteste Einigkeit zwischen den beiden Parteien hergestellt. Was die Form des Verfahrens betraf, so machte Thugut aufmerksam, daß eine längere Geheimhaltung des Vertrags in dem Interesse beider Mächte liege und also zunächst der Abschluß von Präliminarien ratsam sei, welche das Direktorium nicht dem gesetzgebenden Körper vorzulegen brauche. Der heftig drängende Bonaparte hatte bisher immer vom definitiven Frieden geredet, das Direktorium aber schon früher das von Thugut gewünschte Verfahren dem General Clarke anempfohlen: und vollends jetzt, wo es sich um die Zerreißung Venetiens handelte, mußte die Zweckmäßigkeit einleuchten, erst nach vollendeter Thatsache diesen Teil des Vertrags bekannt werden zu lassen. Nur einen Punkt, scheinbar geringfügig, in Wahrheit aber, wie wir sehen werden, von großer Wichtigkeit und freilich in entschiedenem Widerspruche zu Bonapartes Absichten, hatte Thugut noch auf dem Herzen. Er betraf das Herzogtum Modena, welches der General zum Bestandteil eines neuen republikanischen Staates bestimmt hatte. Thugut erklärte, der nächste Erbe des Landes sei ein Onkel des Kaisers; auch könne Oesterreich unmöglich auf jeden Zusammenhang mit Toscana verzichten. Er beantragte also Herstellung des Herzogtums.

Die Summe war: er nahm Bonapartes zweite Alternative in allen Stücken an, wünschte aber darüber hinaus in Italien noch Modena zu haben, und war bereit, für dieses Zugeständnis in Deutschland die Reichsintegrität immerhin als theoretischen Grundsatz zu behaupten, jedoch in der Praxis den Franzosen „beliebige Parzellen“ des Reichsgebiets zu überlassen.

Im übrigen sollten die Gesandten vor dem Abschlusse alles aufbieten, um die äußerste Grenze der französischen Bereitwilligkeit zu erforschen. Sie sollten die Räumung Deutschösterreichs gleich nach dem Abschlusse der Präliminarien fordern. Den definitiven Frieden werde man binnen drei Monaten zu stande zu bringen suchen, vermittelst eines Kongresses in einer neutralen Stadt, zum Beispiel Bern. Mit großem Nachdrucke betonte Thugut an dieser Stelle, daß die Ehre des Kaisers es erfordere, zu dem Kongresse seine Bundesgenossen einzuladen, beschränkte aber mit nicht geringerem Scharfsinn die Wirksamkeit dieser Klausel durch die Versicherung, daß weder der Inhalt der Präliminarien noch auch der Abschluß des Definitivfriedens irgendwie von dem Ausgang der französisch-englischen Unterhandlung abhängig gemacht werden sollte. Er verfuhr also mit dem Alliierten ganz so wie mit der Integrität des Reiches: er hielt daran fest in den Worten, war aber bereit, in den Werken sie der französischen Konvenienz zu überlassen.

Nehmen wir alles zusammen, so sehen wir wohl, daß ein gründlicherer Systemwechsel, als er sich in den Tagen des 13. bis 15. April mit diesen Entschließungen in Wien vollzog, nicht leicht denkbar war. Der Kaiser, bisher der Vorkämpfer des alten Europa gegen die Revolution, trat vollständig in den Kreis der Bonaparteschen Bestrebungen ein. Er teilte sich mit den Franzosen in die Beherrschung Italiens und gedachte die Integrität Deutschlands fortan nur so weit zu behaupten, wie es sich mit jenem höchsten Zwecke vertragen möchte. Noch zeigte Thugut in seinen Gesprächen mit Sir Morton den Bundesgenossen die eifrigste und vertraulichste Gesinnung; in der That aber kehrte er mit der Instruktion des 15. der großen Allianz so vollständig wie möglich den Rücken. Und diese Wandlung vollzog sich keineswegs im Drange oder im Bewußtsein einer pressenden Not. Thugut selbst schilderte wenige Tage später dem Grafen Cobenzl ausführlich [1]), wie Bonaparte, in

[1]) Depesche vom 30. April.

Wahrnehmung der allseitig ihn bedrohenden Gefahren, seinen Ton herabgestimmt und somit der Kaiser einen in vielfacher Hinsicht günstigen Vertrag erlangt habe. Nicht die Not also war es, welche den Umschlag in Wien bewirkte, sondern unverhüllt und unwiderstehlich der Reiz der venetianischen Beute.

Mit der neuen Instruktion eilte der Oberst St. Vincent nach Leoben hinüber, wo seine Ankunft die kaiserlichen Unterhändler aus schweren Sorgen erlöste. Bonaparte hatte sich dem Marchese Gallo gegenüber fast noch leichter als bei Merveldt vom ersten Augenblicke an in überlegene Haltung versetzt, eine Weile über Nebendinge verhandelt, eine förmliche Anerkennung der Republik durch den Kaiser als höchst überflüssig zurückgewiesen, das alte Cärimonial, nach welchem der Kaiser in den Verträgen stets an erster Stelle genannt wurde, als völlig gleichgültig bewilligt. In den territorialen Fragen aber hatte er sich äußerst knapp gehalten, solange die Gesandten ihrem ersten Auftrage gemäß auf der Rückgabe Mailands beharrten. Dann müsse, erklärte er, Oesterreich auf jede weitere Entschädigung für Belgien verzichten, Frankreich aber die Rheingrenze bekommen; das Höchste, was er hinsichtlich der letzteren sich abhandeln ließ, war Aufschub der Entscheidung bis zum Reichsfrieden. Auf der anderen Seite, wenn Oesterreich den Anspruch auf Mailand fallen lasse, bot er Dalmatien, Istrien und die Terraferma bis zum Mincio für den Kaiser und außerdem noch die Provinz Brescia bis zum Oglio zur Entschädigung des Herzogs von Modena. Oder endlich, schlug er vor, wenn euch Venetien nicht ansteht, so geben wir uns das Wort, dem Kaiser eine anderweitige Entschädigung binnen drei Monaten auszumitteln. Die Gesandten, nicht befugt, auf eine dieser Propositionen abzuschließen, schickten sie alle drei am 15. April dem Minister zu höherer Entschließung nach Wien. Man kann sich denken, wie sie aufgeatmet haben, als am 16. St. Vincent ihnen das lösende Wort, den kaiserlichen Verzicht auf Mailand, überbrachte.

Von jetzt an kam man rasch vorwärts. In allen sonstigen Punkten war Bonaparte durchaus willfährig. Er

war einverstanden mit der Errichtung von Friedensprälipräliminarien, wobei die auf Italien bezüglichen Artikel einen besonderen geheimen Vertrag bilden würden. Gleich nach deren Abschluß würden die Franzosen Deutschösterreich verlassen. Man verabredete die Berufung eines Kongresses nach Bern, unter Einladung der Alliierten, für den allgemeinen Frieden, welcher dort spätestens binnen drei Monaten zu stande kommen sollte. Ein anderer Kongreß der Reichsstände würde unterdessen den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich, auf der Grundlage der Reichsintegrität, verhandeln. Frankreich erhält Belgien und die übrigen durch die Verfassung verbundenen Lande (das Bistum Lüttich, die Abteien Stablo und Malmedy, einige kleine Herrschaften). Die von Oesterreich in Italien abzutretenden Lande bilden mit Bergamo und Crema eine unabhängige Republik. Der Kaiser wird dafür durch venetianische Territorien entschädigt und deren feste Plätze von den Franzosen gleich nach dem Definitivfrieden geräumt. Venedig bekommt zu einiger Schadloshaltung die Legationen.

Dies alles entsprach durchaus der Thugutschen Instruktion. Ein einziger Punkt aber machte Schwierigkeit, Thuguts Forderung der Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena. Bonaparte wollte davon nicht reden hören; der Herzog habe seinen Waffenstillstand gebrochen und nach vollem Eroberungsrechte sein Land eingebüßt; Frankreich verzichte lediglich aus Hochachtung für den Kaiser auf die Rheinlande und liefere damit schon die Entschädigung für Belgien; so sei für Mailand das weite Venetien eine reiche Kompensation und kein Grund zu fernerer Vergrößerung derselben durch Modena. Der eigentliche Kern der Sache wurde, soweit die Berichte erkennen lassen, von keiner Seite ausdrücklich berührt. Modena war nur ein kleines Territorium; es erstreckte sich aber von den Grenzen Venetiens bis zu jenen Toscanas und dem Mittelmeer. Im österreichischen Besitze schnitt es also den französischen, im republikanischen dagegen den kaiserlichen Einfluß von Mittel- und Unteritalien ab: die Entscheidung über Modena schloß

die Beherrschung der ganzen Halbinsel in sich. Wir verstehen, daß Thugut für diesen Preis die Integrität Deutschlands zu opfern bereit war; nicht minder begreiflich ist aber auch Bonapartes unverrückbarer Widerspruch. Man stritt darüber in mehreren Sitzungen, ohne eine Verständigung zu gewinnen. Zuletzt räumten die Oesterreicher das Feld, und der Abschluß wurde dann, ganz im Stile der gesamten Unterhandlung, auf Kosten eines dritten erreicht. Nachdem Bonaparte, wie wir sahen, zur Entschädigung des Herzogs die venetianische Provinz Brescia geboten, kamen die kaiserlichen Gesandten auf den Gedanken, daß ihrer Regierung der Verlust Modenas erträglicher dünken möchte, wenn auch Brescia nicht für den Herzog, sondern für den Kaiser selbst erlangt, die Entschädigung des Herzogs aber beim künftigen Reichsfrieden in Deutschland gesucht würde. Bonaparte ließ sich diesen Ausweg nach einigem Sträuben gefallen; es wurde demnach vereinbart, daß der Herzog beim allgemeinen oder beim Reichsfrieden seine Entschädigung erhalten, Modena aber, nebst Reggio, Massa, Carrara mit der neuen lombardischen Republik vereinigt werden sollte. Nach Thuguts Vorschrift begehrte darauf Merveldt Auskunft über die Mittel, durch welche Bonaparte die förmliche Abtretung der Terraferma in Venedig zu erzielen gedenke. Die Antwort des Generals war äußerst einfach; er werde ein augenblickliches Zerwürfnis mit Venedig benutzen, um diesem den Krieg zu erklären und den Senat mit Waffengewalt zum Austausch seiner Provinzen gegen die Legationen zu zwingen. Die Bewohner der Terraferma, sagte er, hassen die venetianische Regierung; man wird sie leicht bestimmen, selbst die Vereinigung mit Oesterreich nachzusuchen [1]. Er übernahm ganz ausdrücklich die Verpflichtung, gleich nach der Unterzeichnung der Präliminarien die Kriegserklärung zu erlassen [2].

Es entsprach dies nicht ganz der korrekten Diplomatie

---

[1]) Thugut an Gallo 14. Mai.

[2]) Merveldt an Thugut 19. April.

nach Thuguts Auffassung; es blieb dabei die unliebsame Thatsache bestehen, daß Oesterreich über fremdes Eigentum zu eigenen Gunsten vereinbart hatte. Aber in der Sache selbst traf das Verfahren zum Zweck, und die Gesandten meinten abschließen zu sollen, obwohl der leidige Artikel über Modena nicht nach dem Wortlaute ihrer Instruktion durchgesetzt war. Sie erwogen die Stattlichkeit der venetianischen Erwerbung — Merveldt schlug ihre Einwohnerzahl sogar auf mehr als vier Millionen an — sie meinten, wenn auch der eine oder andere Artikel in der Ausführung noch Schwierigkeiten finde, sei doch der unmittelbare Vorteil, die Räumung der Erblande, unschätzbar. Dann aber fürchteten sie mit jedem Augenblicke eine Verschlimmerung der Lage. In Leoben wurde stündlich die Ankunft Clarkes erwartet, des eigentlichen Bevollmächtigten des Direktoriums für den österreichischen Frieden. Bonaparte deutete an, daß dieser vielleicht härtere Bedingungen fordern werde; in der That hatte er noch im Januar Auftrag gehabt, das linke Rheinufer zu begehren, und wenn das Direktorium im Februar, nach dem Falle Kehls und den preußischen Erklärungen, davon Abstand genommen und sich mit Belgien und Luxemburg hatte begnügen wollen: wer konnte wissen, was jetzt geschähe, wenn die französischen Rheinheere den neuen Feldzug mit glücklichen Schlägen eröffneten? Nun hatte der neue Befehlshaber der Sambrearmee, General Hoche, am 13. April die bisherige Waffenruhe gekündigt, und Merveldt war überzeugt, daß dort die Aussichten für Oesterreich höchst ungünstig wären. Also drängte er auf rasche Unterzeichnung; Gallo hatte dasselbe Streben schon nach dem Friedensjammer seines Hofes, und Bonaparte freute sich seiner Eile, die ihm den Ruhm des alleinigen Friedensstifters sicherte. Daß er keine regelrechte Vollmacht für den Abschluß besaß, schien weder ihm noch den kaiserlichen Gesandten irgend eine Schwierigkeit zu machen. So schritt man am 18. April zu der schließlichen Redaktion der offenen und der geheimen Urkunde und zeichnete nachmittags drei Uhr den Präliminarvertrag, genau

zu derselben Stunde, in welcher General Hoche bei Neuwied sein erstes Gefecht gegen die Oesterreicher siegreich beendigte.

In solcher Weise schloß mit dem sechsten Feldzug der erste Krieg des revolutionären Frankreich gegen die österreichische Monarchie. Durch die Erschütterungen desselben war Europa, es war aber auch die Revolution im Innersten verwandelt worden. Im Frühling 1792 hatte Brissot die Jakobiner zum Angriff auf Franz II. gerufen, weil dieser die Emigranten beschütze und die Revolution dafür die deutschen Tyrannen von ihren Thronen werfen müsse. Im Frühling 1797 tauschten Bonaparte und Merveldt, Artikel 3 des offenen Vertrags, das Versprechen aus, die beiden Mächte würden alles thun, um die innere Ruhe in ihren Staaten gegenseitig zu befestigen. Im April 1792 hatte die Gironde zum Kriege gedrängt, um durch dessen Aufregung, zunächst in Frankreich und dann in ganz Europa, die republikanische Verfassung durchzusetzen. Im April 1797 erklärte Bonaparte mit prunkenden Worten die Anerkennung der Republik durch den Kaiser für überflüssig — ein solcher Akt hätte ihm ja die künftige Beseitigung dieser Staatsform möglicherweise erschweren können — und der Preis des Friedens war die Ueberlieferung einer anderen Republik an die monarchische Herrschaft des Kaisers. Vor fünf Jahren hatte Paris täglich wiedergehallt von den Erklärungen der französischen Uneigennützigkeit, der Völkerverbrüderung, des Selbstbestimmungsrechtes aller Nationen: jetzt war Belgien und der größte Teil Italiens der französischen Herrschaft unterworfen, und um die Wette mit der alten Diplomatie verfügte die republikanische über die willenlosen Herden der unterthänigen Menschenseelen. Wie in den inneren so auch in den auswärtigen Angelegenheiten hatte die Revolution in reißender Entwickelung aus der anarchischen Freiheit die brutale Gewalt erzeugt. Was sie soeben in Leoben geleistet, die Zerreißung Venetiens, übertraf an Rechtlosigkeit die schlimmsten Thaten der alten Mächte. Nichts liegt hier näher als die Vergleichung der polnischen Teilungen, und man erkennt sogleich, daß die Zusammenstellung nicht zu

Gunsten Bonapartes ausfällt. Sowohl Rußland als Preußen entzogen durch jene eine große Anzahl von Stammes- und Glaubensgenossen einer stets verhaßten Fremdherrschaft, während in Venetien von solchen Gegensätzen niemals eine Spur vorhanden gewesen war. Was in Polen zu Grunde ging, war ein völlig verfaulter und unbrauchbarer Adelsstaat, welcher die Bürger daniederhielt und die Bauern zu vertierter Sklaverei herabdrückte: in Venetien dagegen war es eine Aristokratie, deren Mitglieder durch träge Genußsucht die Kraft des Heldenmuts, aber auch die der rauhen Tyrannei verloren hatten, deren Verwaltung einsichtig und wohlgeordnet war und die materielle Blüte der Städte und Dörfer wirksam beschützte. Den Polen gegenüber drang Rußland im achtzehnten Jahrhundert mit ehrgeiziger Eroberung vor und vergalt damit in gleicher Münze, was Polen im siebzehnten gegen Rußland unternommen hatte; für die deutschen Mächte aber wurde die Beteiligung am Raube ein Akt der Notwehr, als man zur Abweisung der russischen Uebergriffe nicht mehr die Mittel besaß. Die Kontrahenten von Leoben dagegen hatten solche Entschuldigungen an keiner Stelle. Hier handelte es sich gegen Venetien nicht um eine Sühne hundertjähriger Zwistigkeiten, nicht um die sonst gefährdete Sicherheit des eigenen Staatsgebietes; die französische Republik konnte jeden Tag einen ehrenvollen und vorteilhaften Frieden mit dem Kaiser haben, unter Anerkennung ihrer belgischen und savoyischen Erwerbungen, wenn sie auf Italien verzichtete, Mailand zurückgab und die Legationen dem Kaiser abtrat. Ja, sie hätte, wie wir sahen, gegen die Herstellung Modenas noch ansehnliche Stücke des Rheinlandes zu Belgien hinzugewinnen können. Dagegen aber schritt Bonaparte ein. Gerade Italien wollte er nicht loslassen, sondern beherrschen und deshalb Mailand und Modena behaupten: einzig aus diesem Grunde wurde Venetien der österreichischen Eroberung überwiesen. Kein nationaler, kein gemeinnütziger Antrieb wirkte hier bei der Rechtsverletzung mit; es war die umhergreifende Herrschsucht, welche nackt und keck das Ereignis anregte und vollendete.

Mit etwas milderem Maße als den Urheber der Gewaltthat wird man ohne Zweifel Oesterreich, die besiegte und bedrängte und deshalb nicht anregende, sondern folgende Partei messen. Freilich ist es, wie uns jetzt die Urkunden unwidersprechlich gezeigt haben, eine von Thoren gemachte oder für Thoren berechnete Erfindung, wenn man noch einmal in unserer Zeit bei Thuguts Verhalten als den leitenden Grundgedanken die reichspatriotische Sorge für die Unverletzlichkeit der deutschen Grenzen hat schildern wollen. Von solchen Stimmungen war der Staatsmann frei, der Anfang 1795 schärfer als irgend einer seiner Vorgänger die Notwendigkeit spezifisch österreichischer Politik mit völliger Vernachlässigung der elenden Reichshändel betont, der einige Monate später die Russen zu einem Befreiungskriege gegen Preußen aufgerufen hatte, der jetzt zu einem Separatfrieden mit Frankreich schritt, eben weil Preußen eine Vermittelung auf Grundlage der Reichsintegrität anbot, der bei diesem Frieden für die Behauptung Modenas beliebige Parzellen des Reichsgebietes dem Gegner aufdrängen wollte. Nicht um das Reich zu schonen, griff er auf Venetien zu, sondern weil er längst nach Venetiens Besitz getrachtet hatte, und dann, weil ein System deutscher Entschädigungen auch dem verhaßten Preußen neues Wachstum zugewendet hätte. Wie einmal die Dinge verfahren waren, wird kein verständiger Mensch ihn tadeln, daß er allein für Oesterreichs und nicht für Preußens und Deutschlands Interesse sorgte; nur wird ebenso gewiß ihn niemand gegen die Anklage beschützen können, daß er in seiner übertriebenen Erbitterung gegen Preußen das wahre und bleibende Interesse Oesterreichs in der gründlichsten Weise selbst verkannte. Bald genug sollte er erfahren, was es auf sich hatte, mit einem Bonaparte gemeinsame Geschäfte zu machen und über den Löwenanteil zu streiten. Einstweilen hatte Thugut noch leidlichen Mut zu der Sache und war eifrig entschlossen, Oesterreichs italienische Interessen weiter zu verfolgen und, wenn irgend möglich, über die Linie der Präliminarien hinaus, einerseits den Zeitpunkt für die An-

nexion Venetiens zu beschleunigen, andererseits das Ungeschick seiner Gesandten hinsichtlich Modenas wieder gut zu machen und irgendwie in Mittelitalien festen Fuß zu behaupten. Auch dies war höchst begreiflich und konsequent bei einem ausschließlich österreichischen Staatsmann, allerdings aber zugleich ein neuer Beweis für seine tiefe Gleichgültigkeit gegen Deutschland. Hätte Thugut irgend ein Interesse am Deutschen Reiche genommen außer dem negativen, Preußens dortige Ausdehnung zu hindern, so hätte es ihm klar sein müssen, daß jeder Antrag des Kaisers auf irgend welche Aenderung der Präliminarien den Franzosen Thür und Thor zu entsprechenden Gegenanträgen eröffnete. Da die Präliminarien die deutsche Integrität wenigstens als Grundlage anerkannten, so gab es für das Reich und dessen Oberhaupt kein dringenderes Interesse bei der weiteren Verhandlung als Unveränderlichkeit der Präliminarien und einfache Verwandlung derselben in einen definitiven Friedensvertrag, gleich nach der vollbrachten Eroberung Venetiens. Thugut aber fand es angemessen, ein gerade entgegengesetztes Verfahren einzuhalten: die Strafe ließ, wie wir sehen werden, nicht lange auf sich warten; Deutschland und Oesterreich selbst sollten die Folgen empfinden.

Das Bild der in Leoben vollzogenen Thatsachen wäre nach einer wesentlichen Seite unvollständig, wenn wir uns nicht zugleich vergegenwärtigten, welche Vorstellung derselben die beiden Urheber ihren Zeitgenossen beizubringen suchten. Bonaparte hatte bei seiner Regierung zwei Hauptpunkte zu beschönigen, die Auslieferung Venetiens und die Hastigkeit des Abschlusses vor der Entwickelung der rheinischen Operationen, welche der Republik die Stromgrenze hätten verschaffen können. In beiden Beziehungen blieb er bei den uns schon bekannten Erörterungen. Venedigs Treulosigkeit hatte ihn völlig überrascht. Wenn die Beamten desselben die französischen Offiziere als Urheber der städtischen Aufstände anklagten, so erklärte er alle deren Aussagen und Protokolle für abscheuliche Lügen: seiner Umgebung führte

er aus, daß nur ein blödsinniger Mensch ihn mit der Nachrede verfolgen könne, gegen die erste Regel der Kriegskunst gesündigt und in seinem Rücken selbst Unruhen angezettelt zu haben [1]). Aber auch so schwer gereizt, wollte er nicht der Urheber der venetianischen Teilung gewesen sein. In den Berichten an das Direktorium erzählte er nur, daß er am 8. April das linke Rheinufer gefordert, sagte aber keine Silbe von der alles entscheidenden Alternative, die er am 13. dem Grafen Merveldt gestellt hatte. Von den Verhandlungen am 15. erwähnte er nichts, als daß nach Gallos Aussage der Kaiser seine Entschädigung nirgends sonst als in Italien gesucht, die Gesandten also einige Stücke Venetiens oder der Legationen begehrt hätten. Es schien hiernach die venetianische Frage durchaus von feindlicher Seite auf das Tapet gebracht zu sein. Nach vielfachem Hin- und Herreden, sagt sein Brief dann weiter, beschlossen wir die drei Vorschläge zur Auswahl nach Wien zu senden. Wenn nun aber das Direktorium etwa zürnen sollte, daß für die Gewinnung Mailands Venedig geopfert worden, so wies er mit Nachdruck auf seine ausgesetzte Lage hin, in welcher er den Frieden unmöglich ganz nach eigenem Ermessen hätte diktieren können, und schleuderte sofort mit schneidenden Worten die Verantwortlichkeit dafür auf das Direktorium selbst und die Unthätigkeit des Rheinheeres zurück. „Meine besten Pläne," rief er, „sind durch die Trägheit des Rheinheeres vereitelt worden; das Rheinheer muß kein Blut in den Adern haben; ganz Europa wird über das verschiedene Benehmen der beiden Armeen richten." Mit Sicherheit kann man es aussprechen, daß diese hohe Entrüstung, wie so oft bei Bonaparte, ein ruhig berechnetes Spiel war. Wir wissen, daß er allein zwar Wien nicht wohl erobern konnte, aber gerade in seiner vorgeschobenen Stellung gegen jede Gefahr vollkommen gesichert stand. Dazu hatte er um den 12. April jene Depesche des Direktoriums erhalten, welche ihm das nahe bevorstehende Eingreifen des Generals

---

[1]) Bourrienne Vol. 1, ch. 11.

Hoche meldete und damit die letzte Sorge vor dem österreichischen Rheinheere von seinem Haupte hinwegnahm. Er selbst erkennt die Wichtigkeit des Umstandes im ersten Augenblicke an und läßt sich am 16. April die Aeußerung entschlüpfen, Hoche könne, die Operationen einmal begonnen, in acht Tagen bis zur Rednitz vordringen. Später aber sucht er dies mit allem Eifer zu verwischen. Als ich aus eueren Briefen vernahm, schreibt er am 30. April, daß Moreau nichts that und ihr Hoche allein vorgehen ließet, hielt ich den Feldzug für verloren und zweifelte nicht, daß wir einer nach dem andern geschlagen würden. Also hat er den Frieden unterzeichnet, wie er sich darbot. Am 8. Mai, nachdem er erfahren, daß im Augenblick der Präliminarien auch Moreau in Bewegung gewesen, begnügt er sich mit der kurzen Bemerkung, es sei schade, daß es nicht vierzehn Tage früher geschehen, oder daß Moreau es nicht wenigstens ihm voraus gemeldet hätte [1]). Es ist stets dasselbe: wenn eine Bestimmung des Friedens mißfällt, so ist es die Schuld Moreaus oder der Regierung, welche Moreau nicht kräftiger angespornt hat. Im übrigen entwickelte er die Trefflichkeit des Vertrages, welcher eine neue Republik in Italien geschaffen, Venedig in Abhängigkeit von Frankreich versetzt, Oesterreich auf lange Zeit mit Frankreich durch große gemeinsame Interessen verbindet und damit Frankreich von jeder Rücksicht auf Preußen befreit. Zum Schlusse aber folgt das Argument, welches bei ihm dem Direktorium gegenüber stets das sicherste Zeichen einer vollendeten Eigenmächtigkeit ist, das Gesuch um seine Entlassung oder mindestens um seine Versetzung aus Italien.

[1]) Völlig aus der Luft gegriffen ist Bourriennes Erzählung, daß Bonaparte, als er am 20. April auf einer Insel des Tagliamento Moreaus Vorrücken erfahren, in lebhafte Klagen über den Abschluß der Präliminarien ausgebrochen sei. Am 20. April war Bonaparte noch in Leoben, und die Nachricht von Moreaus Rheinübergang hat er sicher schon in Palmanova, vielleicht schon in Triest erhalten. Wenn Bourrienne nicht geradezu erfindet, so hat Bonaparte auf der Insel wieder eine seiner berechneten Scenen aufgeführt.

„Ihr müßt einsehen," sagte er, „daß ich dort nicht länger verweilen kann."

Es ist bezeichnend, daß ganz wie Bonaparte so auch Thugut von dem entscheidenden Wendepunkte der Unterhandlung nicht zu sprechen liebte. Wie jener seine Eröffnung vom 13. an Merveldt dem Direktorium, so verschwieg dieser seine Instruktion vom 15. seinen Alliierten. Was zunächst die Engländer betraf, so schien ihm das alte Vertrauensverhältnis längst zerrissen. Dem Gesandten Sir Morton Eden hatte er am 12. April gesagt, daß Merveldt nur um Zeit zu gewinnen nach Leoben gesandt worden wäre, und Zeitgewinn bedürfe man vornehmlich wegen des Ausbleibens der englischen Zahlungen; noch am 17., also zwei Tage nach der Ausfertigung der großen Instruktion, wiederholte er ihm die Versicherung, Bonaparte halte sich in allgemeinen Reden, aus welchen deutlich die schwere Klemme seiner Lage erkennbar sei; Merveldt habe keine anderen Weisungen, als die Friedensgrundlagen zu beraten und die äußerste Grenze der französischen Einräumungen zu ermitteln. Am 19. erfuhr Sir Morton die Ankunft eines Kuriers aus Leoben, wurde aber bei Thugut nicht vorgelassen und vernahm erst am folgenden Tage aus seinem Munde die Zeichnung der Präliminarien. Thugut zeigte große Entrüstung über die Unbesonnenheit seiner Unterhändler, die sich gegen ihre Instruktionen durch Bonapartes Drängen hätten fortreißen lassen. Aber was sei jetzt zu thun? Er selbst, längst entschlossen, zu einem Vertrage, der seiner Ueberzeugung entgegenlaufe, nicht mitzuwirken, habe dem Kaiser seine Entlassung eingereicht (es wäre eine weitere Aehnlichkeit mit Bonaparte, wenn es sich so verhalten hätte; es zeigt sich sonst aber keine Spur davon) und führe die Geschäfte nur bis zur Ernennung seines Nachfolgers. Aber wie die Verhältnisse einmal lägen, sei er außer stande, dem Kaiser die Verweigerung der Ratifikation anzuraten; man müsse sich dem übermächtigen Geschicke unterwerfen. Sir Morton, tief erschüttert, fragte nach den Bedingungen des Friedens, erhielt aber den Bescheid, daß der Kaiser die

Mitteilung weigern müsse, da der Vertrag selbst ihn zur Geheimhaltung verpflichte. Zwei Wochen später ließ Thugut durch den österreichischen Gesandten in London die Erklärung abgeben, daß der Friede durch das Ausbleiben des englischen Geldes unvermeidlich geworden sei.

Der Eindruck, welchen dieses Verfahren in London machte, war peinlich im höchsten Grade. Daß Oesterreichs Kriegsmut nach so wiederholten Unfällen zu Ende ging, befremdete niemand; Lord Grenville hatte erst am 11. April nach Wien gemeldet, daß er mit jeder Erwerbung, welche Oesterreich bei einem Friedensschlusse etwa machen könnte, am Rhein, in Bayern, den Legationen, einverstanden sei, daß er, um Frankreich dafür günstig zu stimmen, alle kolonialen Eroberungen Englands, mit Ausnahme Ceylons, des Kaps und Trinidads, zur Verfügung stelle und zur Erleichterung der österreichischen Finanznot in kürzester Frist eine Anleihe von 3¼ Millionen Pfund Sterling zu stande zu bringen hoffe. So hatte man in London das beste Gewissen, seinerseits das Mögliche gethan zu haben; um so mehr erbitterte dann die unverhüllte Anklage, der eigentliche Urheber des Unglücks zu sein, und vor allem zürnte Lord Grenville über das bundeswidrige Schweigen, welches Thugut über den Inhalt der Präliminarien beobachtete und damit den Argwohn feindseliger Abreden gegen England erweckte.

Wesentlich anderer Art war Thuguts Haltung gegenüber dem zweiten Bundesgenossen, dem russischen Kaiser. Wir beobachteten, wie wenig er von Pauls Benehmen erbaut war, wie gründlich der Zar die Erfüllung der alten Vertragspflichten geweigert hatte. Indessen war Paul seitdem gegen Preußen äußerst unfreundlich geworden, und schon dies reichte hin, Thuguts Stimmung gegen ihn zu verbessern. In gleicher Richtung mochte dann auch der Umstand wirken, daß in den letzten Monaten die Türkei, durch französischen Einfluß angeregt, in Wien mehrmals ihre Friedensvermittelung angetragen und den letzten dieser Schritte neuerlich selbst mit einigen Rüstungen an der Grenze unterstützt hatte. Wenn Paul, wie es zu vermuten

war, solche Regungen übelnahm, so konnte möglicherweise der Januarvertrag von 1795 im ganzen Umfang wieder Leben gewinnen, jetzt, wo nach Beendigung des französischen Krieges für Oesterreich der einzige Grund zum Zögern auf dieser Seite weggefallen war. Thugut beschloß also, in Petersburg eine viel freundschaftlichere Miene als in London zu zeigen. So weit ging freilich auch hier seine Vertraulichkeit nicht, daß er die leiseste Erwähnung über Merveldts Bericht vom 13. oder seine eigene Instruktion vom 15. gethan hätte. Ueber die Entstehung der Präliminarien erfuhr Paul genau so viel wie Grenville: Bonaparte hätte in seiner bedrohten Stellung sehr viel bessere Bedingungen als früher angeboten; darauf hätten sich die Gesandten von ihm zu unerlaubter Ueberstürzung fortreißen lassen, schließlich sei dem Kaiser bei der Knauserei Englands und völliger Erschöpfung der Finanzen keine Wahl mehr geblieben. Aber wenn Thugut den Inhalt des Friedens nach seinen französischen Verpflichtungen den Engländern hartnäckig verbarg, so erklärte er den Russen, daß er bei der Intimität der beiden Höfe keinen Anstand nehme, dem Zaren rückhaltlose Mitteilung über das Ganze zu machen. Er sprach die Hoffnung aus, daß Paul mit der Erwerbung Venetiens um so mehr einverstanden sein werde, als Rußland selbst vor zwei Jahren dieselbe dem Kaiser zugesagt habe und sich nach deren Verwirklichung nicht mehr mit der dornigen bayerischen Frage zu befassen brauche. Uebrigens, setzte er hinzu, sei der Vertrag so hastig, so undeutlich, ja von den beiden Italienern Gallo und Bonaparte nicht einmal gut französisch redigiert worden, der Inhalt desselben zeige so viele weitaussehende Schwierigkeit in der Ausführung, daß nichts möglicher erscheine als eine baldige Erneuerung des Krieges. Er bat deshalb dringend, der Kaiser möge sich seinen Bundespflichten nicht entziehen und auch jetzt noch, um Frankreich und Preußen zu imponieren, ein russisches Armeecorps in Böhmen einrücken lassen [1]).

[1]) Thugut an Cobenzl 30. April.

Paul war allerdings durch die Nachricht von Bon
Vordringen gegen Wien sehr stark erschüttert und zu
tapferen Worten begeistert worden, schließlich aber
Cobenzl doch immer wieder in den Satz zurückgefalle
nur rascher Friedensschluß Oesterreich retten könne
Deutschen Reiche sei doch nichts mehr zu halten; irge
Hoffnung sei dort nur noch möglich, wenn man P
zur thätigen Teilnahme bestimmen könne; davon
wollte natürlich wieder Cobenzl nicht das mindeste
Aber, rief Paul, können euch denn meine 12 000
(das vertragsmäßige Hülfscorps) etwas nützen?
meinte, Eindruck machen würde ihr Erscheinen jed
und vielleicht würde ihnen bald Verstärkung folgen.
langen Erörterungen kam Paul für einen Augenb
Feuer und versprach, wenn die Franzosen böswillig
nicht zwölf, sondern sechzigtausend Mann zu sen
zugleich Preußen durch ein Beobachtungsheer von
tausend im Zaume zu halten. Langen Bestand ab
auch diese Aufwallung nicht. Wohl blieb seine
Oesterreich zugewandt; er schickte eine drohende N
Konstantinopel und bat sich völlige Ruhe aus; e
nach Berlin, daß er ehrliche Unterstützung des Friede
erwarte; er meldete den Engländern, daß er be
Vermittlerrolle auf dem bevorstehenden Kongresse sei
die 12 000 Mann, sagte er Cobenzl, wolle er lie
nicht abschicken, um kriegerisches Aufsehen zu ver
sollten jedoch wider sein Erwarten die Franzosen
rungen bei der Erfüllung der für Oesterreich kaum
lichen Präliminarien machen, so würde er sie die
des russischen Armes empfinden lassen [1]).

---

[1]) Cobenzl an Thugut 10. Mai, 18. Mai.





